Um den

Steigerwald,

wie es war und wie es ist

Ein Schriftchen zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann

von

Ludwig Reinhold,
k. Oberförster a. D., ordentl. Mitglied des histor. Vereins
von Unterfranken und Aschaffenburg.

Herolzhofen.
Druck von Ph. Seb. Huller.
1877.

Ihrer Durchlaucht

der hochgebornen Frau Erbgräfin

Stephanie

Gräfin von Schönborn-Wiesentheid

gebornen Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst.

Ehrerbietigst gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Der Titel dieses Schriftchens ist nicht ohne ernste und gründliche Ueberlegung gewählt worden. Denn was hätte der kritische Geschichtsforscher gedacht, wenn ich es mit dem Namen einer Chronik, was hätte man erwartet, wenn ich es als Topographie bezeichnet hätte? Mit dem gegebenen Titel wollte ich den Lesern zu verstehen geben, daß sie in den folgenden Blättern weder das eine noch das andere finden werden. Meine Absicht war lediglich, zum Besuche unserer schönen Gegend anzuregen, ihre geschichtliche Vergangenheit in's Gedächtniß zu rufen, und einen kleinen Beitrag zur Geschichte des gräflichen Hauses Schönborn, sowie der einzelnen bedeutenderen oder geschichtlich merkwürigen Orte in der Umgegend zu liefern. Nach einer kurzen Einleitung ist im ersten Abschnitt auf die allgemein geschichtlichen Ereignisse der Umgegend eingegangen, der zweite Abschnitt behandelt speziell Wiesentheid in gegenwärtiger und vergangener Zeit, der dritte gibt kurze historische Nachrichten vom gräflichen Hause Schönborn und der vierte Notizen über die einzelnen Ortschaften, Klöster, Schlösser und Kirchen.

Spärlich war bei Beginn der Vorarbeiten das Geschichtsmaterial, über welches der Verfasser verfügte. In der Folge floßen ihm aber nach Entdeckung der richtigen Quellen so viele geschichtliche Notizen zu, daß es oft eine schwierige Aufgabe war, die zweckentsprechende Auswahl zu treffen. Leider mußte dabei, um das Schriftchen nicht über die Gebühr auszudehnen, manch interessanter Fund unverwerthet bleiben. Ich habe mich bei Erzählung der geschichtlichen Ereignisse meist der Schreibart bedient, wie solche in Urkunden, Chroniken und anderen Geschichtswerken vorgefunden werden, doch waren hin und wieder mannigfache Veränderungen, die zum besseren Verständniß nöthig erschienen, nicht zu umgehen.

Die dem Schriftchen beigegebene Ansicht vom Schloßplatz in Wiesentheid verdanken wir primitiv dem Herrn Magister Herberich, welcher während seiner hiesigen Dienstzeit die Aufnahme bethätigte, und freundlichst gestattete, solche zu benützen, dann einem jungen vielversprechenden Künstler, dem Herrn Karl Treuheit von Abtswind, dermalen Eleve an der Kunstschule Nürnberg. Dieser lieferte im verkleinerten Maßstab die Zeichnung, nach welcher die Lithographie angefertigt wurde.

Schließlich spreche ich hier öffentlich meinen Dank aus den HH. Pfarrern der Umgegend, insbesondere dem Hrn. Pfarrer Hartmann von Wiesentheid für die große Bereitwilligkeit, mit welcher sie aus dem Schatze ihrer Pfarrarchive mir die unumgänglich nothwendigen Notizen über Ortsgeschichte, sowie manch interessantes Kulturbild geboten haben; ferner den Herrn Beamten dahier, sowie allen Denjenigen, welche ihr Interesse an dem Unternehmen durch Beitritt zur Subscription bekundet und dadurch das Zustandekommen des Werkchens überhaupt ermöglicht haben.

Wenn dasselbe auch für nichts weiter gelten könnte, als für einen Versuch, einige Bausteine zur historischen Beschreibung des k. Bezirksamts Gerolzhofen zu erbringen, so möchten doch der Herr Vorstand dieses Amtes und die Herrn Distrikts-Schulinspektoren je nach ihrem subjektiven Ermessen vielleicht geneigt sein, das Schriftchen unter ihre Protektion zu nehmen.

Wiesentheid, am 18. Dezember 1876.

Ludwig Reinhold.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Wem in der Stadt des Kohlenstaubes zu viel und der Luft zu wenig, wer der Geschäfte satt und einer Erholung dringend bedürftig ist, der gehe auf's Land! Es braucht gerade nicht ein Ort zu sein, wo man für ein Beefsteak mit Kartoffel so viel zahlen muß, wie im ersten Gasthof zu Frankfurt, — wenn nur die Gegend schön und interessant, wenn gesunde Wald- und Gebirgsluft, sowie gutes Trinkwasser vorhanden, wenn schattige Promenaden und Gärten zu Gebote stehen, ordentliche Gasthäuser billigen Anforderungen entsprechen und anständig möblirte Zimmer zu haben sind. Der Orte, welche alle diese Vorzüge in sich vereinigen, gibt es nicht viele. Unter den wenigen steht Wiesentheid oben an. Deßhalb dürfte es sich besonders zu einem längeren Sommeraufenthalt eignen. Können wir denn auch unsere Kinder mitnehmen? O, ja. Es gibt zwar in Wiesentheid schon der Kinder genug und manch ungezogenen Rangen darunter, deßhalb kommt es auf einige mehr oder weniger nicht an. Um selbe auf etliche Stunden vom Halse zu bekommen, kannst Du sie auch dort in die Schule schicken oder ihnen Privatunterricht ertheilen lassen. Hast Du, freundliche Leserin, einen alten Brummbären zu Haus, der Dir jede Woche vorrechnet, wie oft die Suppe versalzen, oder der Kaffee rauchig geschmeckt, und dem Du überhaupt im Hause Nichts mehr recht machen kannst, bringe ihn mit. Die Frau Leicht im „Stern" und die Frau Plettner im „Löwen" haben schon Manchen mit Krebs, Spargeln und jungen Hühnern wieder in's richtige Geleise gebracht. Im Vertrauen darf ich Dir wohl auch mittheilen, daß die von Wiesentheid abgehenden Visitationsberichte inspicirender Beamten stets vom Geist christlicher Milde getragen sind. Wenn die Herren sehen, daß sie ordentlich versorgt sind,

und nicht zu tief in's Portemonnaie langen müssen, da öffnet sich ihr Herz, sie werden menschenfreundlich, sei es nun, daß sie von der Residenz- oder der Kreishauptstadt, aus den höheren Gerichtsorten, oder den verschiedenen Garnisonsstädten kommen, sie verlassen alle zufrieden den hiesigen Ort. Darum frisch auf nach Wiesentheid!

Noch haben wir keine Eisenbahn, aber dafür eine große Zahl wirklicher Kunststraßen, die nach 7 verschiedenen Richtungen auslaufen, und uns mit allen benachbarten Eisenbahnstationen sowohl, als mit Kloster-Ebrach, Wipfeld, Gaibach und Pommersfelden verbinden. Bist Du in Wiesentheid und begegnest einem ältern wohlgenährten Mann mit rothwollenem Hemd und weißen Haaren, es ist der Lohnkutscher Stöhr, der Dich in einem guten viersitzigen Wagen um billigen Preis überall hinfährt. Auch Lohnkutscher Engert fährt zweispännig. Begnügst Du Dich aber mit einem Einspänner, so wende Dich an den Büttnermeister Stumpf, der ein gutes Rößlein hat.

Jede Jahreszeit bietet der Gegend ihre eigenthümlichen Reize. Im Frühjahr wirst Du Dich in einen großen Garten versetzt glauben, und Dich an dem Blüthenreichthum desselben erfreuen. Im Hochsommer erquickt Dich das saftige Grün der Auen nnd der wohlthuende Schatten kühler Laubwaldungen, die von allen Seiten her dicht an Wiesentheid heranziehen. Im Herbste findest Du an allen Enden und Orten einen unerschöpflichen Erntesegen an Früchten aller Art. Es öffnen sich die Weinberge. Es beginnen die Kirchweihfeste, welche an den Vorabenden von dem besseren Theil der Gesellschaft ausersehen sind, entfernten Freunden und Familien ein Rendez-vous zu gewähren oder sonst etwas von der Kirchweih zu profitiren. Bist Du trotz ledernen Gamaschen und rothen dicksohligen Lederschuhen, ein Jäger, daß Gott erbarm, so findest Du auch hier Gelegenheit, Deiner Jagdlust gerecht zu werden. Es braucht Dir nicht bange zu sein, viel Fehlschüsse zu thun. Die Dispositionen werden schon so getroffen, daß Du auf

einem Stande stehst, wo Du selten oder nie zum Schuß kommst.

Wenn es in Deutschland recht darunter und darüber hergegangen, wenn da und dort die eisernen Würfel gefallen, oder ein verheerender Aufstand durch das Land ging: meist sind die hiesige Gegend und die in selber begüterten edlen Familien unmittelbar daran betheiligt gewesen.

Der Edelsitze, Schlösser und Klöster gab es hier eine große Menge, darunter viele, die es zu hohem Ansehen und Reichthum gebracht haben.

Es ist daher in hiesiger Gegend keine Grafschaft, keine Stadt, kein Marktflecken, kein Dorf, wo man nicht höchst merkwürdige historische Betrachtungen anstellen könnte.

I. Abschnitt.

Die allgemein geschichtlichen Ereignisse der Umgegend.

In Mitte von Franken, unweit der alten Heerstraße, welche vom Steigerwald über Abtswind in das Mainthal führt, liegt Wiesentheid, durch die Grafschaft gleichen Namens in ganz Franken wohlbekannt. Seine anmuthige Lage in einer nicht minder fruchtbaren als schönen Gegend rechtfertigt die Vorliebe, die das gräfliche Haus Schönborn seit nahezu zweihundert Jahren diesem reizenden Aufenthalt bewahrt.

Vor weiland alten Zeiten existirte das schöne Rebgelände, das sich jetzt um den Steigerwald schlingt, noch nicht. Da konnte man noch nicht die Hunderte fleißiger Landleute gewahren, welche zur Herbstzeit die Reben ihrer Last entledigen und viele Tausend Kufen Trauben auf großen Wägen nach Hause bringen.

Gar viele Fluren waren dazumal noch eitel Sumpf und Wald, und was Mutter Natur am Gras herfürbrachte, wurde meist von zahlreichen Schafheerden abgeweidet, die auf den in der Gegend zerstreut umher liegenden Maierhöfen gehalten wurden. Nur etliche Wege, bei Nacht kaum zu passiren, führten von Dorf zu Dorf und auf die Häuser, welche für die Waldhüter und Jäger hie und da erbauet worden waren.

In dieser damals wenig bevölkerten Gegend besaßen die deutschen Könige und Kaiser viele große, ihnen erb- und eigen-

thümlich angehörige Meierhöfe, zuverlässig meist eingezogene Güter der erloschenen Herzogsfamilie zu Würzburg. Damit die Haushaltung ordentlich geführt wurde, hatten die Grafen, in deren Gebiet diese Besitzungen gelegen waren, sich von den Verwaltern Rechnung ablegen zu lassen, die bei der kaiserlichen Kammer jährlich zu Weihnachten in Vorlage kommen mußte. Solch' königliche Meierhöfe befanden sich in Dettelbach, auf der Vogelsburg und viel andern Orten.

Die Wölfe hatten, trotzdem die Gesetzgebung sich unausgesetzt mit ihnen beschäftigte, so stark überhand genommen, daß jeder Vicarius oder Vicecomes, Statthalter einer Grafschaft in Abwesenheit des Grafen, zur Haltung zweier Wolfsjäger verpflichtet war. Die Bejagung dieser Bestien fand gewöhnlich im Monat Mai statt, es mußte dann von der Anzahl der getödteten Wölfe unter Anfügung der Wolfshäute Anzeige erstattet werden

Aber auch das Hochstift Würzburg, die Gaugrafen und viele andere Edele besaßen in hiesiger Gegend ein großes ausgedehntes freies Grundeigenthum mit Landgütern, Waldungen und Jagden, welches unangetastet bei deren Dynastie in erblicher Eigenschaft verblieb.

In die von den Edlen und Dynasten für ihr Eigenthum, dessen Behandlung und Benützung getroffenen Anordnungen mischte sich kein Kaiser und König, und nur dann machte solcher sein Oberhauptsrecht geltend, wenn er zu Kriegszeiten oder in andern Bedrängnissen ihrer Unterstützung bedurfte. Doch nicht blos waren diese Edele und Dynasten im Besitz eigenthümlich angehöriger Erbgüter, -- ihnen wurden noch andere durch die Gnade und Freigebigkeit der deutschen Könige und Kaiser für geleistete Kriegs- und Civildienste zu Theil, gewöhnlich aber nur in widerruflicher Eigenschaft.

So schenkte König Arnulf im Jahre 888 seinem getreuen Ministerialen Eberhard, der damals auf seinem Schlosse Mosburg in Kärnthen bei ihm war, den Meierhof in Krautheim. Zu demselben gehörten ein Herrenhaus mit

viel andern Gebäuden, Feldern, Wiesen, Weiden, Gehölze, Weiher, Mühlen, fließende Wässer, Fischereien und eine größere Anzahl von Leibeigenen beiderlei Geschlechts. Der Hof selbst mit einem Theil der Zugehörungen lag im Volkfeld, wo damals die Söhne des Grafen Heinrich's von Babenberg das Gaugrafenamt noch miteinander verwalteten. Ein anderer Theil aber im benachbarten Ipfgau, dem Gebiete der Söhne des Grafen Eginos II.

Von Wohlthätigkeitseifer für die Abtei Fulda erfüllt und um das Gebet der Mönche für seine Gesundheit oder sein Seelenheil zu gewinnen und zu belohnen, gab König Arnulf dem Stifte alle die Güter und Höfe, die er noch im Volkfeld besaß. Sie waren Obervolkach und Untervolkach, Eichfeld, Lülsfeld, Rimbach, Astheim, Gerolzhofen und das Schloß Vogelsburg mit der Kapelle und den dazu gehörigen Zehenden.

Ueberhaupt wurden Kirchen und Klöster, insbesondere die Frauenklöster zu Kitzingen und Schwarzach durch die Freigebigkeit der Kaiser und durch Schenkungen der Großen des Landes reichlich bedacht. In einer Urkunde des Königs Ludwig des Deutschen wurde zugleich bestimmt, daß das Kloster Schwarzach nach dem Tode der derzeitigen Aebtissin desselben Bertha, einer Tochter des genannten Königs Ludwig, an das Stift Würzburg zurückfallen solle. Dies geschah im Jahre 877 und das Kloster wurde wegen Mangel an Nonnen den Mönchen von Megingaudeshausen übergeben, die nun dahin übersiedelten. Wohlbekannt ist der Laimbach und der fruchtbare Wiesgrund, in dem das Kloster Megingaudeshausen sich befunden haben soll, aber Niemand kann mehr die Stätte nachweisen, wo es gestanden; es ist die Gegend von Birklingen gegen Langenfeld zu.

Ipfgau und Folkfelt.

Zu dem Ipfgau, in welchem Wiesentheid gelegen war, gehörte die Gegend um den „Schwanberg“. Es erstreckte sich dieser Gau von Einmündung des Flüßchens Schwarzach in den Main bis an die Gemarkung von Marktbreit. Er hatte vom Iffbache seinen Namen, der bei Obernbreit in den Breitbach fällt, und dann mit diesem vereint bei Marktbreit in den Main mündet. Oestlich über die Quellen der „reichen Ebrach“ ausgedehnt, begriff er alle in diesen Umkreis fallenden Ortschaften.

Im ganzen Bogen des Maines von Schwarzach bis oberhalb Bamberg zur Südgrenze jenen Flüßchens und dem Kamme des Steigerwaldes lag der pagus (Gau) Folkfelt.

Er trägt vom Bache Volkach den Namen. Seine Ortschaften sind: Volkach, Crautheim, Babenberg (Bamberg), Keroltshova (Gerolzhofen), Therissa (Theres), früher wohl südlich am Strome gelegen und viele andere.

In den Gauen hatten die aus den angesehendsten Grundbesitzern, vom Kaiser ernannten Grafen, mit den ihnen untergeordneten Centgrafen die bürgerliche Verwaltung, ferner mit Zuziehung der vom Volke gewählten Beisitzer oder Schöffen die Gerichtsbarkeit zu üben.

Schon im 12. Jahrhundert, als die königlichen Lehenträger und Beamten ihre Aemter zu erblichen gemacht hatten, kam die Gauverfassung wieder außer Brauch, und es hat deßhalb die genaue Bestimmung der Lage und Grenzen derselben manche Schwierigkeit. Es ist aber auch für die Geschichtsschreiber keine leichte Aufgabe, die Namen und die Reihenfolge der Gaugrafen festzustellen, welche mehrere Jahrhundert hindurch dieses Amt begleiteten. Was uns von denselben bekannt, sind mehr oder weniger nur deren Namen. Da die Gaugrafen in der ihnen zugehörigen Landesgegend stets reich begütert waren und der Sohn gewöhnlich dem Vater im Comitat folgte, so gewinnt es große Wahrscheinlichkeit, daß die Herren Grafen von Castell,

welche bereits im eilften Jahrhundert unter diesem Namen in der Geschichte auftreten und im Ipfgau und Volkfelt eine Menge Schlösser und Ortschaften innehatten, von diesen alten Gaugrafen abstammen.

Ob außer den Franken noch mehrere Völker in den ältesten Zeiten diese Landesgegend bewohnt haben, davon ertheilen zwar die vorhandenen Urkunden und andere Schriften nicht viele Nachricht, doch erhellet aus solchen, daß Sachsen und Wenden wirklich in dem achten und neunten Jahrhundert hier Wohnplätze gehabt haben, welches die noch verschiedenen Ortschaften anklebenden Benennungen wie Abtswind, Geiselwind, Frankenwinheim, Koppenwind, Bischwind nicht undeutlich bestätigen. Im Jahre 772 war nämlich Karl der Große gegen die Sachsen und Wenden zu Felde gezogen, um sie zu unterwerfen und zum Christenthume zu bekehren. Diese Kriege dauerten unter manchen Unterbrechungen 30 Jahre lang.

Um sich des Gehorsams dieser Nation zu versichern, verpflanzte Karl ganze Schaaren an den Main und die Rednitz, wo sie Landstriche zur Urbarmachung und zum Anbau erhielten und sich für immer niederließen. Dem Bischofe Bernwelf wurde vom Kaiser befohlen, diesen Wenden und Sachsen Kirchen zu bauen, sie von Priestern in der christlichen Religion unterrichten und ihnen die heil. Sakramente spenden zu lassen. Diesem Befehle gemäß wurden während der Regierung der Bischöfe Bernwelf, Leuterich und Eilwart 14 Kirchen erbaut, unter welchen sich in unserer Gegend die von Geiselwind befand.

Vom Steigerwalde.

Bis zur Zeit Kaiser Heinrich's II. Tagen war das Kaisergut gar groß. Außer den vielen Meierhöfen und Landgütern hatten die damaligen Könige und Kaiser noch besondere Jagdbezirke, die zeitig mit dem Namen Forst bezeichnet wurden, und deren bedeutendster in hiesiger Gegend der Steigerwald

war. Den Forstbeamten war auferlegt, solche in den gehörigen Stand zu erhalten, das Wild und die Fische daselbst zu pflegen und zu schützen, und wenn der König irgend Jemanden erlaubt hat, innerhalb der Forste ein oder mehrere Stücke Wild zu erlegen, darauf zu achten, daß er nicht mehr als diese nehme. Kaiser Heinrich beschenkte nun im Jahre 1023 den Bischof Mainhard zu Würzburg in Berücksichtigung dessen Verdienste und Vorliebe für Jagdvergnügungen mit dem Wildbann auf dem Steigerwald, insoweit solcher noch nicht in anderweitig festen Besitz übergegangen war und es unbeschadet der Rechte Dritter geschehen konnte. Die Umzäunung geschah am 5. des Herbstmonats in folgender Art: „Er beginnt zu Eschenbach am Mainstrom, geht über Burg-Ebrach und Wachenrode nach Elesbach zum Rotenmann, wo der Radenzgau und Ipfiggau sich scheiden, dann zur Einmündung der Ehe in die Aisch, und längs der Ehe zum Bächlein, welches nach Etzelheim herabfließt, dann entlang desselben nach Großsulzheim, von dort nach Kleindornheim, Einersheim, Iphofen, Osterlangheim auf der gemeinen Straße nach Düllstadt, nach Schwarzach und am Bache hinauf nach Stadelschwarzach, von da über die Höhe gegen Lülsfeld, Brunnstadt, Herlheim, mitten durch Wüstengefilde auf die Heerstraße nach Horhausen, nach Marpurghausen, von da mitten durch den Main und wieder zurück nach Eschenbach.

Im Jahre 1226 begannen Berno, Reichwin und Gertraud von Ebrach den Bau eines Klosters daselbst, zu welchem Ende sie ihr Schloß Ebrach gewidmet hatten. Von allen Seiten fielen dem Stifte eine Menge Güter zu. Selbst den Steigerwald erwarb es durch Vermittlung des Kaisers Konrad und seines Sohnes unter den günstigsten Bedingungen. So ward Ebrach die reichste und angesehenste Abtei des Stiftes Würzburg.

Die Grafen von Castell.

Seit dem eilften Jahrhundert waren die Grafen v. Castell eines der gewaltigsten Geschlechter im Lande. Ihr Burgstall auf einer Anhöhe des Steigerwaldes schaute weit über das fruchtbare Mainthal hinab. Ihnen gehörten viele Schlösser und Herrschaften mit Zöllen, Zehnten, Wildbannen und Geleiten, Schutzvogteien über reiche Klöster und ein großer Theil des Steigerwaldes.

Graf Ruprecht, dem es wohl verdrießen mochte, daß sein Bruder Ludwig seinen Antheil an der Klostervogtei und der Stadt Schwarzach mit einigen umliegenden Ortschaften an das Stift Würzburg verkauft, ward des Bischofs Feind. Um das vermeintliche Unrecht zu rächen, zog er 1228 nach Schwarzach und verheerte die Stadt. Unter Vermittlung Herzog Ludwigs von Bayern wurde endlich ein Vertrag zu Stande gebracht, vermöge dessen Graf Ruprecht dem Stifte Kloster- und Stadt Schwarzach und das Dorf Gerlachshausen als Eigenthum überlassen, für die zugefügten Beschädigungen aber das Schloß Hallberg (Hallburg) und die Vogteien zu Schonbach (Kirchschönbach), Laib (Laub), Reupelsdorf, Osthausen (Atzhausen), Timbach (Dimbach), Strehlbach (Strehlhof), Aichfeld, Nordheim und Ostheim (Astheim) als Mannslehen auftragen mußte. Diese Uebereinkunft wurde am 21. Januar 1230 geschlossen.

Die Schlacht bei Kitzingen.

Graf Heinrich von Castell theilte um's Jahr 1258 mit seinem Bruder Hermann die Grafschaft und befehdete nebst selbem als Bundesgenosse des Grafen von Henneberg das Stift Würzburg. Auf den Mühlbergen zwischen Kitzingen und Sulzfeld trafen die Gegner auf einander. Es entspann sich zur Mittagszeit ein heißer Kampf, welcher bis zum Abend anhielt, und dem Hennebergischen Heere 500 Todte kostete. Die ge-

schlagenen Grafen von Henneberg und Castell flüchteten sich über den Main und wurden von den würzburgischen Kriegern bis Castell verfolgt. Diese Schlacht wurde geliefert am St. Cyriakus-Tag (8. August) 1266. Unter den Gebliebenen nennt man sieben Grafen von Schwarzenberg, drei von Castell und ebensoviele von Henneberg, fünf von Hohenburg. Aber auch von den Würzburgischen Domherren blieben nicht weniger als dreizehn.

Seit der Schlacht bei Kitzingen waren nun 16 Jahre verflossen, keineswegs aber erlosch der alte Groll der Verbündeten wegen der damals erlittenen Verluste. Die Veranlassung zum Wiederausbruch der Fehde gab der Anspruch, welchen Castell auf die Stadt Schwarzach zu machen sich berechtigt glaubte, der Bischof aber nicht anerkennen wollte. Die verbündeten Grafen von Henneberg und Castell plünderten und verbrannten nun die Stadt Schwarzach und verheerten die gleichnamige Abtei, welche nur die tapfere Gegenwehr des Ritters Ulrich von Häun vor gänzlichem Untergang bewahren konnte.

Doch rückte indessen auch der Stiftspfleger Berthold, mit aller Kraft gerüstet, den Feinden muthig entgegen. Auf der Ebene zwischen Kitzingen und Schwarzach kam es am 18. Mai 1283 zu einem Treffen, in welchem die Verbündeten abermals geschlagen wurden und außer einer großen Anzahl von Gefangenen viele Todte auf dem Wahlplatz lassen mußten.

Die Territorialverhältnisse im dreizehnten Jahrhundert.

Gegen Ende des 13ten Jahrhunderts, als Friedrich II. die Grafschaft Castell nach ihrem alten großen Umfang beisammen gehabt und allein besessen hat, blühten in der Gegend auch die Geschlechter von Hohenlohe—Brauneck und Seinsheim. Dieselben besaßen nicht blos Ritterburgen in der nahe gelegenen Maingegend, sondern es gehörte ihnen auch Kitzingen und

Marktbreit. Beide Geschlechter waren daher mit ihren Gütern Grenznachbarn von Castell.

Das auf einer Anhöhe nahe dem Frauenkloster Frauenthal gelegene Schloß Brauneck machte damals eine ansehnliche Herrschaft aus, welche einem Ast des Hauses Hohenlohe zustund, dessen Stifter Graf Konrad gewesen. Graf Hermann Hohenlohe, der Stammvater dieses berühmten Hauses, soll bereits 999 beide Castra, Brauneck und Hohenloh besessen haben. Es schrieben sich dieselben mehrentheils einzig und allein von diesem Schloß, auf welchem sie ihren Ansitz und in besagtem Kloster Frauenthal ihr Erbbegräbniß hatten, woselbst annoch verschiedene Grabdenkmale derselben bis auf unsere Zeit erhalten werden.

Auf dem unferne des Maines nächst Stadt und Kloster Schwarzach gelegenen Schloß Stephansberg saß das berühmte Geschlecht der Herren von Sauensheim oder Seinsheim, wovon insonderheit im Jahre 1420 Erkinger von Seinsheim sich Ritter von Stephansberg zu nennen pflegte. Um das Jahr 1230 belehnte das Bisthum Würzburg diese Familie mit dem Orte Astheim. Erkinger von Seinsheim stiftete hier 1414 ein Karthäuserkloster, dem er das Dorf zur Ausstattung schenkte. Die Seinsheim, welche später den Namen Schwarzenberg angenommen, hatten in Astheim eine Familiengruft und noch im Jahre 1784 wurde ein Fürst Schwarzenberg in der Karthause begraben.

Schon sehr frühzeitig faßten auch die Burggrafen von Nürnberg festen Fuß in der Gegend. Graf Hermann von Castell und Adelheid dessen Gemahlin, eine Tochter des Burggrafen Friedrich's III. von Nürnberg verhypothecirten im Jahre 1283 das westwärts gelegene Schloß zu Castell nebst Kleinlangheim an genannten Burggrafen, von dessen Nachkommen das Schloß gegen Reservirung des Oeffnungsrechtes später wieder abgetreten wurde, der Flecken Kleinlangheim aber seit selbiger Zeit beim Burggrafenthum in Nürnberg verblieb.

Am St. Valentinus-Tag den 14. Februar 1325 empfing Burggraf Friedrich von Nürnberg vom Bischof Wolfram 500 Pfund Heller und wurde dafür verpflichteter Burgmann auf dem Schlosse Schwanberg.

Kaiser Karl IV, welcher sein Königreich Böhmen so sehr liebte, daß er auf dessen Erkräftigung und Vergrößerung mehr bedacht war, als auf jene des deutschen Reiches, hatte die Stadt Prichsenstadt der Krone Böhmens einverleibt. Sein Sohn Wenzelaus aber verkaufte laut Urkunde dd. Nürnberg an unser Frauentag Lichtmeß 1381 diese Stadt wieder an den Burggrafen von Nürnberg. So ward auch Prichsenstadt markgräflich. Weitere Territorialveränderungen ergaben sich auch dadurch, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts nämlich 1390 das berühmte Geschlecht der Hohenlohe-Brauneck im Mannsstamme ausstarb und die Herrschaft mit den sechs Maindörfern: Sickershausen, Marktsteft, Obernbreit, Gnottstatt, Martinsheim und Ober-Ickelsheim schließlich von dem Markgraf Albrecht Achilles käuflich erworben wurde.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts verkaufte Sigmund von Schwarzenberg, der damals fürstlich Brandenburgisch—Onolzbachischer Amtmann in Kitzingen war, im Jahre 1502 sein Schloß Stephansberg mit Ein- und Zugehörungen an den Markgraf Friedrich von Brandenburg.

Ebenso gelangte um dieselbe Zeit die vorher reichsfreie Stadt Mainbernheim durch Kauf an den Landgraf Wilhelm von Hessen, welcher aber diesen Ort, weil er seinen Landen zu weit entlegen war, gleich wieder an den Markgraf Friedrich von Brandenburg überließ. Anderseits waren Volkach, Großlangheim und viele andere Besitzungen mit der Zeit von der Grafschaft Castell an das Hochstift Würzburg verloren gegangen. Es hat mithin nicht zweier Jahrhunderte bedurft, die Territorialverhältnisse in der Gegend total zu verändern.

Die Kriegsereignisse im fünfzehnten Jahrhundert.

Die Ereignisse, welche in nachfolgenden Zeilen erzählt werden, fallen in jene wichtige Periode, in welcher das Ritterthum noch seine untergehenden Strahlen warf. Bald darnach gerieth es in Dunkelheit.

Markgraf Albrecht von Brandenburg, genannt Achilles, war mit dem Hochstift Würzburg in viele Streitigkeiten und Fehden gerathen. Diese Feindseligkeiten nahmen mit den Jahren allmählig zu.

Bei Eröffnung eines neuen Feldzuges hatte Bischof Johann sein Kriegsvolk nach Dettelbach, Schwarzach und in die Umgegend von Kitzingen verlegt.

Durch Truppen von Bundesgenossen verstärkt, nahm Bischof Johann die Ortschaften Steft, Sickershausen, Kleinlangheim und Wiesenbronn weg und eroberte die in die befestigten Kirchhöfe geflüchteten Getraide- und Weinvorräthe. Die Einwohner dieser Dörfer aber zwang er, ihm Erbhuldigung zu thun. Dafür rächte sich hinwieder der Markgraf, indem er die umliegenden Dörfer von Kitzingen aus überfiel und plünderte. Am Donnerstage als am Tage nach St. Simon und Juda (29. Oktober) 1461 erschien Johann plötzlich vor Prichsenstadt mit 600 Reisigen und 4000 Mann Fußvolk und beinahe 1000 Wagen, bezog vor der Stadt ein verschanztes Lager, grub die Wasserleitung und den See ab und beschoß die Stadt. Allein seine große Büchse zersprang aus Ueberladung oder wie Andere sagten, durch Veruntreuung des Büchsenmeisters, und es mußte deßhalb eine andere vom Frauenberge herbeigeschafft werden.

Der markgräfliche Hauptmann zu Prichsenstadt schickte einen Boten an den Hauptmann Michael von Schwarzenberg nach Kitzingen mit der dringenden Bitte um schleunige Rettung, weil sich die Stadt nicht länger halten könnte. Diese Botschaft wurde aber von den bischöflichen Soldaten aufgefangen und

erregte in Johann's Lager große Freude und die Hoffnung baldiger Uebergabe der belagerten Stadt. Bevor aber die große Büchse im Lager ankam, war Markgraf Albrecht am Abende des Dienstags nach Allerseelen (3. November) mit einem stattlichen Heere zu Fuß und Roß in Kitzingen eingetroffen. Aus Furcht, von demselben überfallen zu werden, hob sofort Bischof Johann am Mittwoch nach Allerseelentag (4. November) sein Lager auf, zog nach Dettelbach, besetzte alle Dörfer rings um Kitzingen mit zahlreicher Mannschaft und machte Anstalt, den Markgrafen in Kitzingen zu belagern.

Im darauffolgenden Jahre wurden außer den markgräflichen Orten auch andere in das Reich der Verheerung gezogen.

Nach Plünderung von Scheinfeld lag das bischöfliche Heer die Nacht über zu Abtswind. Am St. Margarethatag zog Bischof Johann vor den befestigten Markt Geiselwind, erstürmte, plünderte und verwüstete denselben von Grund aus sammt den Mauern und zog desselben Tages noch vor Prichsenstadt, welches er zehn Tage lang belagerte. Auf beiden Seiten wurde heftig geschossen und eine Menge Leute getödtet. Am Freitag nach St. Magdalena den 23. Heumonats 1462 übergab sich die Stadt, in der 330 ehrbare reisige Bürger, 8 Juden gefangen und 26 Pferde, ein großer Vorrath von Getraide, Wein und alle Habseligkeiten der Einwohner erbeutet und abgeführt wurden. Weiber und Kinder wurden aus der Stadt verjagt und Thürme und Mauern niedergerissen.

Der Anfang des Bauernkrieges.

Der Frühling des Jahres 1525 war angebrochen. Herrlich prangten wieder Wälder und Wiesen. Aber dennoch freute sich nicht der Landmann der emporstrebenden Saat seiner Felder; denn wilde Reden hatten bereits zu Haß und Rachedurst gegen Geistlichkeit und Ritterschaft aufgeregt.

Die gefährliche Stimmung des Landvolkes erregte bei den gebietenden Herren nicht wenig Besorgniß. Auch Bischof Konrad III. ließ seine Räthe und die Stiftsritterschaft versammeln, um die geeigneten Mittel gegen den Aufruhr zu berathen. Da wurde mancherlei vorgetragen und verhandelt. Einige riethen, nicht zu säumen, sondern die zusammengelaufenen Bauern, wo man sie erreichen könne, zu bestrafen, diejenigen aber, deren man nicht habhaft werden könnte, ihre Güter, Dörfer und Häuser wegzunehmen und Weiber und Kinder ihnen nachzuschicken, die andern aber riethen, noch eine kleine Zeit zuzusehen. Hauptsächlich hoben diese hervor, daß es für den Bischof, als einen geistlichen Herrn, nicht schicklich sei, sogleich mit so großer Strenge hervorzutreten. Dieser Meinung trat auch der Bischof bei und ließ die Sache noch beruhen.

Die Ersten, die offen abfielen, waren die von Marktbibart. Hier nahm die Bewegung schon im Monat März ihren Anfang. Sie wurde vorbereitet und geleitet von den 2 Prädikanten und Eingeweihten Georg Gennlich und Thomas Wagner, beide Bürger zu Bibart. Die Brüderschaft, die sie zunächst aus armen Leuten bildeten, nannte sich „Die Unendlichen“, entweder weil ihre Güter nicht im Reich der Endlichkeit lagen, sie so gut, als ohne zeitlichen Besitz waren, oder was wahrscheinlicher ist, weil sie alles Volk als ihre Verbrüderten ansahen und ihre Verbindung als eine unendliche, durch alle Landschaften laufende Kette anpriesen. Denn als in dem nicht fernen Flecken Sugenheim das Gerücht auskam: Die Brüderschaft der „Unendlichen“ sei schon zu Ende und die beiden Häupter seien entlaufen, schrieben Gennlich und Wagner am 15. März „ihren Brüdern in Christo“ dahin, das Geschrei sei eine Lüge, es fallen im Gegentheil zu ihnen und zu der Gerechtigkeit und zum Wort Gottes alle Menschen, welche sie hören und sehen. Nehmet, so schlossen sie, diese Schrift an, in göttlicher Liebe und Andacht und spare euch Gott alle gesund. —

Inzwischen breitete sich die geheime Verbrüderung der „Unendlichen“ aus und in das Kloster Birklingen kamen acht Bürger aus Bibart, als wollten sie Korn kaufen, man ließ sie ein, sie setzten sich darin fest, läuteten die Ortsgemeinde zusammen, nahmen sie in den Bund auf, bestellten Conrad Lülich zum Hauptmann, ließen sich von den Mönchen einen Abendtrunk geben, kehrten nach Bibart zurück, riefen die Einwohner unter die Waffen, und ehe sie einen Widerstand wagten, entflohen die Beamten und sein Anhang über die Stadtmauer. Die Bibarter aber mahnten alle Ortschaften umher auf, mit ihnen die Gerechtigkeit zu handhaben und schickten ihre Beschwerden an den Bischof, erhielten aber nichts als Worte, die sie zum Frieden mahnten.

Ein Bauernlager.

In Ochsenfurt war ein Sammelplatz von Bauernhaufen. 500 Fuder Wein und die vollen Kornspeicher des würzburgischen Domprobstes und Domkapitels, die sich hier vor fanden, reichten hin, um ein größeres Heer zu bewirthen. Hier zogen ihm auch ein Paar Tausend Mann weiter zu aus Sommer- und Winterhausen, Eibelstadt, Randersacker, Frickenhausen, Ober- und Unterbreit, Goßmannsdorf, Oberickelsheim, aus der Herrschaft Absberg, Schwarzenberg und Castell. Sie entwarfen hier eine neue Heerordnung, nahmen Artikel über den Adel, über die Verzeichnung und Beschlagnahme geistlicher Güter auf, und schärften neben strengen Artikeln über die öffentliche Sittlichkeit namentlich ein, daß täglich im Lager das Wort Gottes gepredigt werden sollte.

Von der Plünderung des Klosters Schwarzach.

Der Abt Wolfsbach zu Schwarzach hatte die Klosterangehörigen schwer gedrückt und die Schwarzacher Bürger hatten

schon früher den Bischof zu Würzburg um Schutz gegen dessen ungerechte Steuer- und Zollforderung angegangen. Frühere Fehden hatten das Kloster mit Schulden belastet, und der Abt durch erhöhte Steuern sie tilgen wollen. Als der Tauberhaufe, der jetzt den Namen: „Fränkisches Heer“ angenommen hatte, in Anzug war, verlangten die Schwarzacher Bürger von dem Bischof die Erlaubniß, das reiche Kloster unter ihren Schutz zu nehmen und zu besetzen. Der Bischof gab sie, und sogleich warfen sich Bürger und Bauern in das stadtähnliche Beendictinerhaus, erzwangen mit wildem Geschrei die Schlüssel zum Weinkeller und zur Vorrathskammer, und viele berauschten sich so sehr, daß in der Nacht auf dem Dorment Feuer auskam. Die Thüren wurden aufgesprengt, Geschrei und Schrecken überall. Einige der Mönche sprangen aus Angst zum Fenster hinaus, andere stellten sich, als ob sie in die Brüderschaft der Bauern treten wollten. Der Abt, durch den Lärmen und das Stoßen an seine Thür aufgeweckt, warf ihnen einige Goldstücke, die auf Marmortischen in seinem Zimmer lagen, vor, begab sich aber sogleich mit dem Pater Küchen- und Kellermeister in den Garten und durch denselben durch einen verborgenen Ausgang in Sicherheit, und hielt sich drei Tage lang in Gerlachshausen bei Johannes Zierold auf. Diesen schickte er auch auf Kundschaft in's Kloster. Der brachte die Nachricht zurück, wie der Abt seinen Goldstücken und seiner Flucht Alles zu verdanken habe; als sie seine Entweichung gemerkt, haben sie sich selbst untereinander gerauft, daß sie ihn nicht vorsichtiger bewacht haben.

Aufbruch der Bauern vom Ochsenfurter Lager nach Iphofen und Schwarzach.

Der große Haufe brach am 28. April aus dem Lager zu Ochsenfurt auf, rückte nach Ipfhofen vor und blieb daselbst zwei Nächte; der dasige Mönchshof versah sie mit Wein und

Brod. Aus Groß- und Kleinlangheim, auch aus Michelfeld und anderen Orten verstärkten sie sich, brachen am 30sten von Iphofen auf und zogen auf Schwarzach. Unterwegs, als sie durch Großlangheim zogen, wurden sie von den Einwohnern, besonders von den Frauen, jubelnd bewillkommt, die in Butten, Gelten, Kannen, Krügen, Flaschen und andern Trinkgeschirren Wein genug allenthalben auf die Gasse setzten.

Die Bürger zu Schwarzach nahmen das fränkische Heer mit Freuden auf und führten es in das Kloster. Gründlicher, als sie es zuvor gethan, wurde es nun von den Bauern geplündert. Die vergrabenen Privilegien, die ihnen verrathen wurden, wurden zerrissen und zerstreut, und zuletzt das Kloster selbst angezündet. Es brannte zur völligen Ruine aus, und die Hintersassen theilten die Aecker, Wiesen und Waldungen unter sich; der Abt sah den Untergang seines Klosters von ferne und floh, sein Leben zu retten, nach Nürnberg. Aus Dettelbach, Volkach und vom Steigerwald kamen neue „christliche Brüder" herbei und schwuren unter den Flammen der Abtei in den Bund. Damals ward auch das Schloß Stephansberg von den Bauern der nächstgelegenen Orte Kleinlangheim, Hörblach und Haid verbrannt und zerstört und das im Schloß befindlich gewesene Geschütz durch die Einwohner der Stadt Schwarzach nach Würzburg abgeführt.

Vom Zug nach Gerolzhofen.

Am 2. Mai 1525 machte das „fränkische Heer" einen Besuch in der Kellerei von Gerolzhofen und die aus dem Hallischen und Limburgischen zu ihnen Gestoßenen brachten unter diesen Haufen die Scherzbenennungen mit: „Lustige Kistenfeger und Säckelleerer". Es war freilich wie ein toller Saus und Braus der Hin- und Herzug des Haufens; am Tage die Flasche in der Hand, Nachts die Brandfackel; Widerstand nirgends. Von Gerolzhofen zogen noch in derselben

Nacht einige Fähnlein vor das Bergschloß Stollberg im Steigerwald, wo Graf Wolf von Castell, der jetzt auf dem Frauenberg lag, um denselben gegen die Bauern mit zu vertheidigen, — als Oberamtmann saß.

Bei Annäherung der Bauern hatte sich die Gemahlin des Grafen mit ihren Kindern auf das Schloß Castell geflüchtet.

Hier saß Graf Hans II. von Castell. Sie sahen von Castell aus Schloß Stollberg und am 3. Mai auch Schloß Bimbach in Flammen und bald in Asche sinken.

Die Gewaltthätigkeiten zu Castell.

Aber auch Castell sollte sie nicht lange schützen. Fähnlein nahten mit der Bandfackel, Fähnlein der eigenen Unterthanen, namentlich aus Greuth und Wüstenfelden, die nicht weit vom Fuße des Berges saßen. Die Frauen mit ihren Kindern flohen, als der Brandbefehl von den Bauern heraufgeschickt wurde. Alles floh, und das gräfliche Stammschloß wurde dem Erdboden gleichgemacht. Drei Monate darauf war Gräfin Magdalena eine Leiche.

Die Gemahlin des Grafen Wolf, ihre Schwägerin, konnte nirgends einen sicheren Aufenthalt finden, aus Furcht vor den Bauern wollte die Hochadelige — sie war eine Tochter des Grafen Michael von Werthheim — Niemand aufnehmen; von ihren fünf Kindern, die sie bei sich hatte, war das älteste sechs Jahre alt, das jüngste dritthalb Monate. Das Dorf Castell hatte größtentheils das Schicksal des Schlosses getheilt, auch nicht ein Haus war unversehrt, und unten am Berg, unter dem Nußbaum des Leonhard Herdtlen, wo treue Hände ihr eine Hütte bauten, hielt sich die edle Frau vier Wochen lang verborgen, von milden Gaben lebend, nebst ihren vier Kindern; das fünfte, das jüngste hatte sie durch die Amme zu ihrem Vater nach der Veste Breiberg geschickt. Unterwegs fiel die Amme in die Hände streifender Bauern, die aus mehreren

Umständen schlossen, der Säugling möchte wohl das Kind eines Vornehmen sein. Schon wollte ein Bauer das Herrenkind an einer Mauer zerschmettern, da schwur die Amme hoch und theuer, daß es ihr eigenes Kind sei, und sie ließen sie ziehen.

Weitere Vollstreckung des Artikelbriefes über Schlösser und Klöster.

Die Karthause zu Astheim, gegenüber von Volkach, Kloster Bergrheinfeld, die Schlösser Gaibach und Halburg wurden geplündert und gebrochen. Am Donnerstag den 4. Mai hielten die Hauptleute eine große Gemeinde, wohin man ziehen sollte. Die Mehrheit sprach: „Vor unsrer lieben Frauen Berg!" Den Zabelstein ließ man durch 2 Fähnlein unter dem großen Lienhard von Schwarzenbrunn und Wilhelm Reinhard von Röttingen berennen. Die Brüder Hans und Chünemund von Giech, die ihn vertheidigten, weigerten die Uebergabe, und diese Fähnlein zogen ab, dem fränkischen Heere nach, das sich nach Würzburg umwandte.

Die Artikel in der Gegend zu vollstrecken, blieb Hans Luft als Hauptmann der Fähnlein von Stadt und Aemtern Gerolzhofen und Haßfurt zurück. Er brach das Schloß, die Karthause und das Nonnenkloster Gerolzhofen. Den Haßfurtern hatte der Abt von Theres, Thomas von Heildorf, dieses schon um's 9te Jahrhundert gegründete Kloster in ihren Schutz befohlen. Als aber die Boten vom vergeblichen Landtag heimkehrten, schlug das ganze Oberstift um, und die Haßfurter kamen, verzeichneten Alles, was im Kloster war, legten es unter Beschlag und setzten sich darein. Der Abt hielt sich mehrere Wochen in einer Hütte im Dorfe Obertheres verborgen.

Hans Luft suchte auch die Cisterzienser zu Ebrach heim, ein Kloster so reich, daß sein Abt sich rühmte, um 3 Heller ärmer zu sein, als der Bischof zu Würzburg. 75 Conven-

tualen lebten ohne Sorge darin. Als die Bauern sich näherten, wechselte der Abt Johann Leiterbach die Kleidung und suchte unerkannt in den Ebracher Hof nach Nürnberg zu entkommen. Aber im Dorfe Mühlhausen wurde er von bambergischen Bauern erkannt. Sie ergriffen ihn, sperrten ihn ein und hatten ihr Gespötte mit ihm. Er gab ihnen Geld, versprach ihnen noch mehr, um sich zu lösen, und wollte in sein Kloster zurückkehren. Sie geleiteten ihn sicher bis Dippach und weiter in seinen Hof zu Herrnsdorf. Er fand diesen verschlossen. Von innen heraus klang die Munterkeit schwärmender Bauern. Endlich öffneten sich die Fenster, lachende Gesichter schauten heraus, er gab sich als ihren Abt und Herrn zu erkennen. Sie lachten und thaten, als ob sie ihn nie gesehen und ihm nicht glaubten. Da es Nacht wurde, ließen sie ihn doch zu sich in die Stube herein. Da mußte er mit Augen sehen, wie sie sein Vieh schlachteten, wie sein Geflügel, seine schönen Hühner und Gänse und sein Wein den Bauern schmeckten, wie alle Oekonomie geleert wurde. Und ob es ihm fast das Herz brach, er mußte fröhlich dazu sehen und mit zechen. Endlich erlaubten ihm seine Bauern, ungehindert nach Ebrach zu gehen.

Trauriger anzusehen fand er es hier. Seine Heerden, Rinder und Schafe waren durch die Schlüsseldörfer und andere benachbarte Bauern fortgetrieben; seine Speicher und Keller geleert; das Kloster selbst in Flammen und das Bleidach des schönen Thurmes zerschmolzen, die heiligen Gefäße geraubt, die edeln Steine an den Bildern aus ihren Fassungen gedrückt; über Altäre, Malereien und Schnitzwerk war ein barbarischer Sturm ergangen. Und zuletzt noch mußte er es sehen und hören, wie seine guten Freunde und Nachbarn, die adeligen Herren, denen er gastfreundlich so manchen Imbiß im Kloster vorgesetzt hatte, und die jetzt in die evangelische Brüderschaft getreten waren, mit den Bürgern von Gerolzhofen „wetteiferten, seine Ochsen und Kühe zu Hunderten aus seinen Meiereien zu Spießheim, Herlheim, Alezheim und Stockheim ihm wegzu-

treiben." Er behielt Alles bei sich im Herzen, und hat es nachher in deutschen Reimen beschrieben.

Plünderung der Karthause Illenbach und des Augustinerklosters Birklingen.

Es war die Woche nach Ostern, in welcher auch der Mariengarten Ilmbach durch die Wuth und Bosheit der Bauern in einen Garten der Verwüstung verwandelt wurde. Die Geistlichen hatten sich geflüchtet und es zerstörten die Bauern noch das durch Brand, was ihre räuberischen Hände nicht fortbringen konnten; das wenige, was noch hie und da verschont blieb, maßten sich die auswärtigen Nachbarn, die von Vestenberg, insbesondere die Burg Crailsheim mit allem Zugehören, und die Nachbarn den Wald an, und es schien nicht, als ob das Kloster je wieder hätte emporblühen können.

Auch die Iphöfer waren muthig geworden im Rücken des „fränkischen Heeres". Dieses hatte aus Kloster Birklingen sich nur verproviantirt. Am 2. Mai versammelte sich eine große Zahl aus Iphofern Bürgern im Wirthshause des Conrad Kröhnus, der sie bei ihrer ersten Heldenthat im vorigen Jahre angeführt hatte, zechten und wünschten den Mönchen alles Unheil. Da trat der Wirth hervor, machte mit der Kreide einen Ring auf den Tisch und rief: „Wer morgen das Kloster zu Birklingen mit abbrennen hilft, der stecke sein Messer in diesen Ring." Nur einer ging davon, alle Andere thaten es. Am Mittwoch nach Walpurgis zogen sie vor das Kloster, plünderten es rein aus und mißhandelten die Mönche. Der Prior hatte sich unter einen Haufen Hobelspäne versteckt, wurde entdeckt, hervorgezogen und entmannt. Dann steckten sie die Gebäude in Brand und schon früh acht Uhr lag das Kloster ganz in Asche, um nie wieder daraus zu erstehen. Alle Schlösser im Steigerwald wurden geleert, viele Herren brachen ihre Häuser selbst ab und retteten dadurch das Material und ihr Eigenthum.

Markgraf Casimir in Kitzingen.

Auch eine von Kitzingen nach Gerolzhofen gesendete Deputation ließ sich hinreißen, den Bauernhauptleuten zuzusagen, und mußten die frummen Herren des Rathes, Veit Scholl und andere von der Gemeinde der Bösewichter muthwilliges Fürnehmen bewilligen. Als sie aber vom Rathhaus herab gingen, waren sie traurig und weinten wie die Kinder.

Am ersten Pfingsttage (4. Juni) waren nach Kitzingen bestimmtere Nachrichten über die für die Bauern so unglückliche Schlacht bei Königshofen gekommen. Da beschloß der Rath sofort eine Deputation an Markgraf Casimir mit der Bitte zu senden, sie allergnädigst wieder aufzunehmen. Am vierten Tage nach Pfingsten erschien Markgraf Casimir mit großer Gewalt zu Roß und Fuß, mit 4 Fähnlein und großem Geschoß in Kitzingen. Fünf Opfer, die man von Marktbürgel her in Ketten nachschleppte, wurden noch an demselben Tag auf dem Marktplatz zu Kitzingen enthauptet. Doch dieses war nur das Vorspiel von weiteren blutigen Ereignissen. Auf den Ruf der Bürgerglocke versammelten sich die in Kitzingen anwesenden Bürger auf dem Rathhause. Ueber 100 wurden ausgesondert und die Nacht durch in einem großen Keller, nicht weit vom Leidenhofe verwahrt.

Als der Markgraf andern Tags auf dem Marktplatz in Mitte seiner Kriegsknechte erschien, befahl er von den im Leidenhof gefangenen Aufrührern 57 die Augen auszustechen. Die Meisten baten, lieber sie zu tödten. Allein Casimir war unerbittlich. Ich weiß, sagte er, daß Ihr geschworen habt, ihr wollet mich nicht wieder sehen, so will ich Euch vor Meineid bewahren. Zugleich gebot er, daß sie Niemand führe, Niemand heile, bei schwerster Strafe. Vor dem Leidenhofe bot sich nun ein Schauplatz unmenschlicher Greuelthat dar. Das Jammern der unglücklichen Opfer, ihrer Kinder und Weiber, Verwandten und Bekannten, die außer dem militärischen Ring waren, erfüllte die Lüfte und selbst das fortwährende Läuten

der Armensünderglocke auf dem Faltertthurm vermochte nicht es zu übertönen. Am nächsten Tag, als am Samstag nach Pfingsten, wurden zwei fremde Männer vor dem Rathhause und einer zu Etwashausen enthauptet. Sogar am Trinitatisfeste ließ Markgraf Casimir auf dem Marktplatz einem Kriegsmanne das Haupt abschlagen, der war so voll Weins, „daß Wein und Blut zugleich zum Stumpf ausfloß.“ Am Montag nach Trinitatis verließ endlich Casimir Kitzingen und trat nun in seinem Lande eine Rundreise an, wo jeder seiner Tritte mit Blut befleckt war.

Bestrafung des abgefallenen Landes durch Bischof Conrad.

Am Dienstag den 20. Juni machte sich Fürstbischof Conrad mit 300 Mann zu Pferd und 400 zu Fuß auf, um in dem abgefallenen Lande die erneute Huldigung einzunehmen. Die erste Nacht blieb er in Dettelbach, und nahm daselbst die Huldigung von Bruck, Astheim, Neuses am Berg, Mainstockheim und Schnepfenbach ein. Sieben wurden durch das Schwert hingerichtet. Am folgenden Tag war der Bischof zu Schwarzach, wo 3 hingerichtet wurden.

Am 22. Juni huldigte Iphofen von Neuem, wobei acht den Tod durch des Scharfrichters Hand erhielten. Am nämlichen Tag kam man auch noch nach Großlangheim, wo Viere gerichtet wurden.

Am andern Tag, Freitag den 25. Juni, kam der Bischof nach Gerolzhofen und nahm am folgenden Samstag die Huldigung der beiden Aemter Zabelstein und Stollberg ein. Drei Köpfe fielen hier, in Haßfurt sieben, in Eltmann vier und sofort. Im Dorfe Sulzfeld sollten die beiden Ziegler zum Tode geführt werden. Der Eine weinte und sagte: „er bedauere nur die Herrschaftsgebäude, weil diese Niemand mehr mit so guten Ziegeln versehen werde.“ Der Andere, ein kleiner

dicker Mann, lachte laut vor dem Henker. „Es komme ihm gar lächerlich vor", sagte er, „wo er denn seinen Hut hinsetzen solle, wenn ihm der Kopf abgeschlagen sei." Die Spässe retteten Beiden das Leben. An 256 Hinrichtungen hatte der Bischof vor seinen Augen vollziehen lassen, als er nach Würzburg zurückkehrte, und mit 13 Enthauptungen beschloß er hier seine Blutarbeit.

Der Schwedenkrieg.

Im Jahre 1618 war der landesverderbliche dreißigjährige Krieg ausgebrochen Da warb und sammelte das Hochstift Würzburg viele fremde Kriegsknechte, von welchen mehrere Fähnlein in die Aemter Volkach und Gerolzhofen verlegt wurden. Somit sah es gleich im Anfang kriegerisch genug bei uns. Am Weißen Berge bei Prag war es zu einer Entscheidungsschlacht gekommen, in welcher die Kaiserlichen gesiegt hatten. Gleichwohl war man in hiesiger Gegend in großer Besorgniß vor dem Grafen v. Mansfeld. Er hatte mit einem verheerenden Einfalle gedroht, wenn die Würzburgischen Truppen nicht vom Kriegsschauplatz zurückgezogen würden. Da Mansfeld eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen erhielt, so war man sich wohl bewußt, wessen man sich bei seinem Erscheinen zu versehen habe. Mansfeld kam auch wirklich durch Franken, war aber so in Eile, daß das Land von bedeutenderen Bedrängnissen verschont blieb. Auf dem Fuße folgte Tilly mit seinem ganzen Heere. Während dieser Zeit hatte Wallenstein dem Kaiser ein Heer geschaffen, das ebenfalls nach Franken marschirte. Die fränkischen Kreisstände und die Ritterschaft sendeten eine Deputation an den Kaiser und Wallenstein mit der Bitte, den fränkischen Kreis vor übergroßen Kriegslasten zu verschonen. Und doch war. Alles nur ein kleines Vorspiel, der Krieg sollte jetzt erst recht anfangen.

Gustav Adolf war im Juni 1630 zum Schutze seiner Interessen und zur Rettung seiner Glaubensgenossen in Pommern gelandet. Nach Tilly's Niederlage drang er an den Main nnd besetzte Würzburg. Ein Theil seiaer Truppen lag nun längere Zeit um Volkach, Dettelbach und Kitzingen. In Würzburg ward unter dem Herzog Bernhard von Weimar eine neue Regierung eingesetzt.

Zu damaliger Zeit verschenkte der König auch die Karthäuserklöster Astheim und Illenbach an schwedische Offiziere. Ueberhaupt waren schon beim ersten Einfalle die Klöster hart mitgenommen worden Das Kloster Ebrach mußte nebst dem Kloster Schwarzach und den Aemtern Gerolzhofen und Waldaschach zwei Regimenter Fußvolk und ein Regiment Reiterei in Winterquartiere nehmen und noch obendrein 20000 Thaler erlegen. Besonders der Wein war es, der den nordischen Soldaten trefflich mundete. Ein schwedischer Schriftsteller Salvius sagt hierüber: „Unsere Bursche gewöhnen sich trefflich an's Weinland da droben." In den polnischen Kriegen mußten sie meist mit dem Wasser und verschimmeltem groben Brode vorlieb nehmen; nun machte sich der Finne seine kalte Schale in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln.

Nachdem im Jahre 1631 das Kloster Schwarzach wie viele andere Orte von den Schweden geplündert worden war, widerfuhr am 3. August 1632 der Stadt Prichsenstadt ein ähnlich trauriges Schicksal wie im Jahre 1462. Ein aus etlichen 1000 Mann bestandenes Corps kaiserlicher Truppen zu Pferd unter dem Commando des Obristen Holkens eroberte und plünderte die Stadt Dabei wurde auch eine starke Anzahl dasiger Einwohner beiderlei Geschlechtes durch die wüthenden Soldaten niedergehauen und Stadtpfarrer Joachim Nikolaus Hoffmann in der Kirche vor dem Hochaltar dermaßen verwundet, daß er wenige Tage hierauf zu Kitzingen an den empfangenen Wunden verstorben ist. Dergleichen Plünderungen hatte diese Stadt in den Jahren 1633 und 1634 wiederholtermalen zu erfahren.

Während der schwedischen Regierung mußte eine große Anzahl von Unterthanen täglich an den Befestigungsarbeiten des Marienberges Frohndienste leisten. An 600 Menschen und 50 Karren wurden jeden Tag hiefür in Anspruch genommen. In Folge der allgemeinen Noth konnten aber die Beamten auf dem Lande die geforderte Anzahl von Arbeitern nicht aufbringen, weßhalb die Regierung wiederholt Aufforderung ergehen ließ, und die Beamten wegen ihrer Saumseligkeit verantwortlich machte. Auf diesen Befehl veranlaßte der Amtmann von Gerolzhofen die dortige Gemeinde zur Vorstellung ihrer Lage, worin es unter Anderen heißt: „Die Mehrheit der dortigen Stadtgemeinde müsse sich schon lange mit Weib und Kindern gleich den Schweinen mit Brod aus Kleien und Eicheln nähren, um nicht Hungers zu sterben. Viele Einwohner hätten nicht einmal solches Brod übernächtlich zu essen und sättigten ihren Hunger mit Wurzeln und Kräutern. Die sonst so fruchtbaren Felder des ganzen Amtes seien 2 Jahre wegen Mangels an Zugvieh unbebaut, öde und wüste gelegen und der Weinbau mißrathen. Im Jahre 1631 beim Einfalle der Schweden seien die Trauben meist am Stocke hängen geblieben. Was aber 1629 der liebe Gott an Wein und Getreide bescheert und 1631 noch davon übrig gewesen, habe die unbezähmte Soldateska muthwilliger Weise aufgezehrt und fortgeschleppt.“ Aehnliche Klagen und Bitten um Befreiung der geforderten Frohndienste liefen aus allen Aemtern ein. Allein ohne Rücksicht darauf erging ein erneuter Befehl, mit aller Strenge auf der Leistung dieser Dienste zu bestehen.

Nach der für die Schweden und Sachsen unglücklichen Schlacht von Nördlingen verließ am 16. Januar 1635 die schwedische Besatzung den Marienberg, und zog Bischof Franz wieder in Würzburg ein. Noch immer dauerten die Truppendurchzüge fort, welche zum großen Theile in Franken ihre Winterquartiere bezogen.

Im Jahre 1638 mußte der kaiserliche Feldmarschall Graf von Hatzfeld, Bruder des Fürstbischofs Franz, mit Lebens-

mittel und allem Nöthigen unterstützt werden. Blieb auch das Land noch öfters von feindlichen Einfällen befreit, so wurde es doch von den durchziehenden Freundestruppen nicht minder hart mitgenommen. So wurde, um nur eines Beispieles zu erwähnen, die Kirche von Dornheim bei Hartheim von durchmarschirenden bayerischen Truppen gänzlich ausgeplündert, sogar die Glocke auf dem Thurm mitgenommen und das Blei der Thurmbedachung abgerissen. Es war unter solchen Umständen ziemlich gleich, ob Freund oder Feind im Lande hauste. Aus Besorgniß vor den herannahenden Franzosen wurde unter Taupadel eine Vorstadt von Volkach niedergebrannt. Halburg wurde verwüstet und Obereisenheim im Jahre 1646 von den Kaiserlichen zerstört. Graf Gottfried von Castell hatte sehr viel unter den damaligen Drangsalen zu leiden und mußte 1632 vor einer plündernden schwedischen Streifparthie aus Rüdenhausen flüchten. Er hielt sich von jetzt an unter mancherlei traurigen Schicksalen zu Sommerhausen, Mainbernheim, Kitzingen, Schweinfurt und zuletzt auf dem Schlosse Castell auf. Sein Sohn Georg Friedrich ließ sich im Oktober 1631 zu Würzburg dem König Gustav Adolf vorstellen und wurde von ihm als Kammerherr in sein Gefolge aufgenommen. Er befand sich nun überall im Königlichen Hauptquartier bis nach dem Tode seiner Mutter, wo sein Vater ihn zu sich berief. Auch er mußte nach dem Tode desselben seine Landesbesitzungen fortwährend gebrandschatzt, geplündert und verheert sehen und konnte erst 1641 in sein kaum mehr bewohnbares Schloß zu Rüdenhausen zurückkehren.

Von der noch blühenden Remlinger Hauptlinie litt Graf Wolfgang II. besonders viel unter den Ereignissen des 30-jährigen Krieges. Einer der härtesten Unfälle war eine, durch die Unvorsichtigkeit eines einquartirten Dragoners den 30ten März 1623 entstandene große Feuersbrunst zu Remlingen, welche über 70 Häuser mit mehr als 2000 Malter Früchten verzehrte, auch das Schloß sehr beschädigte. Sein einziger Sohn Wolfgang Georg trat 1631 in Königlich Schwedische Kriegs-

dienste und wurde am 24. August 1632 bei Bestürmung der Wallensteinischen Verschanzungen ohnweit Nürnberg gefährlich in die Schulter verwundet. Er gerieth 1634 in spanische Gefangenschaft und erlitt im Laufe des Krieges sonst harte Schicksale. Zu Heilbronn bewirkte er bei dem kaiserlichen Generalissimus Erzherzog Ferdinand die Aufnahme der ganzen Grafschaft in den Prager Frieden. Wohnte 1641 dem Reichstage zu Regensburg bei, und erhielt von dem Kaiser in einer eigenen Audienz das mündliche, wie wohl unwirksame Versprechen der Schonung seines Landes.

Das Elend war zu einem so hohen Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte. Es ist keine Kleinigkeit, durch Wochen und Monate feindliche Einquartierung in Masse über sich ergehen zu lassen, ihre oft überschwänglichen, immer aber harten Anforderungen widerstandslos befriedigen, die letzte Kuh, den letzten Bissen Fleisch, das letzte Brod dem Feinde geben und fort und fort in der Angst vor noch schlimmern Widerwärtigkeiten leben zu müssen. Wenn in solcher Lage selbst dem Gelassensten die Geduld ausging — wen könnte das befremden? Die Gewöhnung an Greulscenen bewirkte zuletzt eine so viehische Lust an Mißhandlung von Menschen, daß die Haut bei den Berichten aus jener Zeit schaudert, „wie die armen Leute beim Feuer oder in Backöfen gebraten, wie ihnen die Augen ausgestochen, Riemen aus den Rücken lebendig geschnitten, die Fußsohlen aufgeschnitten und Salz hineingestreuet, Kinder den Eltern aus den Armen gerissen, in Stücken zerhauen und an die Wand geworfen wurden.“ Was unter Raub, Mord und Brand sein klägliches Dasein noch erhielt, gab abgestumpft jede Hoffnung auf. So kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, solle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen.

Endlich ward am 24. Oktober 1648 Frieden geschlossen. Die Religionspartheien, denen eine dreißigjährige Erfahr-

ung bewiesen hatte, daß sie einander nicht besiegen konnten, wurden auf gleichen Fuß gestellt.

Die Kriegsereignisse der späteren Zeit.

Von den Raubkriegen, welche Ludwig XIV. von Frankreich unter Kaiser Leopold's Regierung in Deutschland führte, wurde unsere Gegend wenig berührt. Dagegen gingen der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg nicht so spurlos an uns vorüber. Ebenso wenig wie oben in der Erzählung des dreißigjährigen Krieges ist hier der Ort, in die Ereignisse näher einzugehen. Doch können wir nicht übersehen, daß unter Anführung des Generallieutenants v. Driesen und des Generalmajors Mayer ein preußisches Streifkorps in Franken eingebrochen war und am 30. Mai 1758 Bamberg besetzt hatte. Starke Abtheilungen zogen weiter herab, und erhoben im Kloster Ebrach allein eine Brandschatzung von 10,000 fl.

Fürstbischof Adam Friedrich, Graf von Seinsheim, damals gerade in Bamberg, hatte bei Annäherung des Feindes diese Stadt verlassen und war nach Würzburg geeilt. Aber so rasch verfolgten ihn die preußischen Husaren, daß er nur wenige Minuten vor ihnen Würzburg erreichte, wo gerade noch so viel Zeit war, die Thore schließen zu lassen.

Am 2. Juni stellte der schon genannte Generallieutenant Georg Wilhelm v. Driesen dem Amte Oberschwarzach einen Schutzbrief aus, worin er versprach möglichst gute Mannszucht zu halten, wenn die Einwohner sich ruhig verhalten würden. Doch gab es in den Jahren 1759 und 1762 wieder Brandschatzungen genug. Bis in die nächste Umgebung von Würzburg erstreckte sich sogar des Feindes Macht.

Endlich ertheilte Kleist am 7. Dezember 1762 wenigstens dem Amte Werneck einen gedruckten Schutzbrief, worin versprochen wird, daß Niemand, wessen Standes und Würde

er sei, sich unterstehen dürfe, an den Gebäuden, Gütern und Feldern der Ortschaften dieses Amtes, noch weniger an den Personen, Vieh und Geräthen sich zu vergreifen, auch keine Wägen, Vorspanne und Lieferungen ohne ausdrücklichen Befehl des kommandirenden Generals zu verlangen. Große Aktenstöße erwuchsen wegen Ableistung der aufgenommenen Contributions-Gelder allenthalben in den Kanzleien. Sie fehlen auch in dem hiesigen Archive nicht. Ungeachtet die Verbündeten eine halbe Million Soldaten aufgeboten hatten, um Preußen zu erdrücken, so war es ihnen doch nicht im Entferntesten gelungen, diese Absicht zu erreichen. Auch die bei uns hin und wieder aufgestellten fränkischen Kreistruppen waren überall schnell vertrieben worden. Komisch genug las man in der Urkunde selbst durch einen Druckfehler statt „eilende Reichshülfe" — elende Reichshilfe, was sich durch die Folge als eine ziemlich richtige Vorhersagung erwies.

Neue Leiden brachten die französischen Kriege. Das Haupt Ludwigs XVI., Königs von Frankreich, war am 31. Januar 1793 auf dem Blutgerüste gefallen. Eine fürchterliche Schreckensherrschaft, die alle ihre Schritte mit Blut bezeichnete, waltete in Paris. „Tod allen Fürsten! Vernichtung aller Monarchien! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit rings auf Erden!" so rief der Konvent und schickte sich an, allen Völkern diese von ihm gepredigte Freiheit mit den Waffen in der Hand auch gegen ihren Willen aufzudringen.

Da säumten Europa's Herrscher nicht, sich zu rüsten und schloßen eine Coalition, wohl nicht blos, um die gemeinsame Sache des Königthums zu retten, sondern auch nebenbei je besondere Vortheile zu gewinnen. So stand im Jahre 1793 fast das ganze christliche Europa gegen Frankreich. Der eröffnete Krieg brachte kein Glück für die verbündeten Waffen. Im Fürstenthum Würzburg wurde das sämmtliche Landvolk aufgeboten, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und sollte soweit der Vorrath reichte, mit Feuergewehren versehen werden. Das Landregiment (die Miliz) mußte fortwährend den Garni-

sonsdienst in Würzburg versehen, doch kamen solche zum Dienste einberufene Landsoldaten manchmal in so zerlumpten Zustande in Würzburg an, daß der Fürstbischof Franz Ludwig sich veranlaßt sah, diesen einrückenden Leuten auf Staatskosten zwilchene Beinkleider anzuschaffen, obschon die Unterhaltung ihrer Uniformirung den betreffenden Gemeinden zur Last gefallen wäre.

Mitte Juli 1796 drang der französische General Jourdan gegen Franken vor und schlug bei Wipfeld eine Schiffbrücke, über die er nach 6 Tagen mit seiner ganzen Armee zog. Die Mißhandlungen und Erpressungen aller Art, welche sich die französischen Truppen erlaubten, veranlaßten die Landeseinwohner zu eigener Gegenwehr, die manchem französischen Soldaten den Tod brachte, und in den Wald- und Gebirgsgegenden zu einem förmlichen Aufstand ausbrach, als Gerüchte vom Vordingen der Oesterreicher auftauchten. Wirklich hatte Erzherzog Karl — Jourdan's vorgeschobenen Flügel in der Oberpfalz geschlagen und bis Bamberg zurückgeworfen. Von hier aus hatte Jourdan vergebliche Versuche gemacht, die gerade Straße nach Würzburg zu gewinnen, aber starke österreichische Abtheilungen hatten schon den Vorsprung gewonnen, er mußte daher, das rechte Mainufer behauptend, seinen Weg über Schweinfurt nehmen. Das ganze österreichische Heer stieg über den Steigerwald herab und zog sich über Gerolzhofen und Oberschwarzach gegen Kitzingen, um hier den Main zu überschreiten. Bei Würzburg entbrannte die Schlacht. Um auf dem kürzesten Weg auf das Schlachtfeld gelangen zu können, ließ Erzherzog Karl eine Schiffbrücke bei Stadtschwarzach schlagen. Mangelhaftigkeit der Brücke hatte den Uebergang bei Schwarzach verzögert. Der Erzherzog selbst ordnete die beschleunigte Herstellung der Brücke an, begab sich aber sodann gleich vorwärts auf das Schlachtfeld selbst, um die nöthigen Befehle für die nachrückenden Truppen geben zu können. Endlich gelang es, die französische Armee nach einem heftigen Widerstand zu schlagen. Jourdan befahl den Rückzug durch den Gramschatzer Wald nach Arnstein.

Hatten die Feinde schon auf dem Hermarsche übel gehaust, so war dieses noch mehr auf dem Rückzuge der Fall, bei welchem die ohnedies lockeren Bande französischer Disciplin vollends zerrissen waren. Der Rückzug der französischen Armee wurde durch Abbrennung der Dörfer bezeichnet. Noch lange dauerten die Kriege fort. Erst als Kaiser Napoleon auf dem Schlachtfelde von Leipzig durch die alliirten Völker bezwungen und nach Frankreich zurückgejagt worden war, trat dauernde Ruhe ein. Seit einem halben Jahrhundert hat die hiesige Gegend, deren Beschreibung gegenwärtige Zeilen gelten, keinen feindlichen Soldaten mehr auf ihrem Boden gesehen.

II. Abschnitt.

Wiesentheid in gegenwärtiger und vergangener Zeit.

Wiesentheid. Woher dieser Name?

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen, wollten sie jagen Schwein
Und Bären und Wisende, was mochte Kühneres sein.

Nicht leicht ist ein Name zu finden, der uns mehr in die altgermanische Urzeit zurückzuversetzen vermag, als der des Marktfleckens Wiesentheid, eines Namens, der allein durch die herrliche Heldensage des Nibelungenliedes richtig gedeutet zu werden vermag. Er verkündigt zugleich das hohe Alter des Ortes selbst.

Wie Mainbernheim und Ebrach seinen Namen empfing von den Bären und Wildschweinen, die in der Gegend häufig angetroffen wurden, so erhielt Wiesentheid seine Benennung von dem Wiesend, einer jetzt bei uns ausgestorbenen wilden Büffelart, die einst mit Bären, Wölfen, Auerochsen, Elenthieren und Wildschweinen hier gehaust hat, und in grauer Vorzeit häufig der Gegenstand höchst interessanter, aber auch sehr gefährlicher Jagden gewesen ist. Das nahe Rüdenhausen, wo große Jagdhunde oder Rüden aufbehalten und gewartet wurden, deutet schon darauf hin, welch' hohen Werth man in der alten Zeit der hiesigen Gegend für Jagdvergnügungen beimaß. Wie schön ist im 16ten Gesang des genannten Liedes

noch an einer anderen Stelle der Jagd auf das Wiesend gedacht:

„Einen Wiesend schlug er wieder, und darnach einen Elk
„Vier starke Auer nieder und einen grimmen Schelk,
„So schnell trug ihn die Mähre, daß ihm nichts entsprang,
„Hinden und Hirsche wurden viele sein Fang.“

Es erscheint durchaus nicht auffallend, daß manche der genannten Wildgattungen sich zu gewissen Zeiten lieber in den Vorbergen aufhielten, als im Innern des Waldes, insbesondere mag das Wiesend mit Vorliebe seinen Standort hier gewählt haben.

Wiesentheid lag ursprünglich im Steigerwald, wenigstens gehörte seine Flurmarkung noch im 11ten Jahrhundert zum Wildbann auf dem Steigerwald, wie uns auch eine Chronik berichtet, daß Prichsenstadt von einem in sehr waldigter Gegend gestandenen Schafhof nach und nach zu einem Dorfe angewachsen sei. Endlich liegt Wiesentheid in der Nähe von Abtswind, wo wendische Völkerstämme unangebautes Land zur Urbarmachung angewiesen erhielten. Kein Wunder, wenn Wiesentheid, das mit Abtswind und Prichsenstadt ziemlich gleiche Lage theilt, später als „Wüstheed“ bezeichnet wurde, und sich dieser Name bis auf unsere Tage im Volksmunde erhalten hat. Es wollte damit angedeutet werden, daß der Ort, wo Wiesentheid entstanden, vorher ein Wüstgefilde war.

Wiesentheid's älteste Geschichte.

Wiesentheid wird in einer Urkunde vom Jahre 918 zum ersten Male genannt. Drakolf, ein Sproße des in der Gegend reichbegüterten Gaugrafengeschlechtes, war Abt des Klosters Schwarzach und dann Bischof von Freising geworden. Dabei war er aber Vorsteher des Klosters geblieben, und wurde nun auch dessen Wohlthäter. Als König Konrad im

April 918 zu Frankfurt Hof hielt und viele Fürsten des Reiches um ihn versammelt waren, zeigte Bischof und Abt Drakolf ihm an, daß er von seinen Erbgütern, wozu auch „Wiesenheida“ mit Weinbergen und Waldungen gehörte, dem Stifte Schwarzach eine Schenkung gemacht habe, und bat um deren Bestätigung. Auf sein Gesuch verfügte der König auch, daß das Einkommen von den Stiftsgütern zu Düllstadt, Stadelschwarzach und Wiesentheid zur Kost und Kleidung der Mönche bestimmt sein sollte. Aus dieser Urkunde ersehen wir nicht allein das hohe Alter der genannten Orte, sondern auch, daß schon um diese Zeit Schwarzach ein Mannsstift gewesen ist.

Wegen des Umstandes, daß die Glieder eines Hauses regelmäßig so theilten, daß jedem an dem Familiengute ein bestimmter Antheil blieb, so läßt sich mit ziemlicher Verlässigkeit schließen, daß Wiesentheid ursprünglich eine Besitzung der alten Gaugrafen des Ipfgaues gewesen ist.

Im Mittelalter finden wir sehr frühzeitig einige ritterliche Ministerialen, Dienstmannen- oder Vasallengeschlechter, die der Sage nach als Besitzer zweier verschiedener Schlößchen öfters unter sich uneins wurden, sich gegenseitig befehdeten und dann lange gar übel mit einander stunden. Das Kloster Schwarzach trat später nicht mehr als Besitzer auf. Außer dem Theil, den die Grafen v. Castell besaßen, war der übrige sehr zersplittert. Selbst das Kitzinger Spital war mit verschiedenen Gefällen und Unterthanen von Wiesentheid ausgestattet. In diesem Krankenhaus fanden vorzüglich die mit dem Lepra, dem Aussatz, Behafteten Aufnahme. Wenn bei einem Menschen diese Krankheit unläugbar ausgebrochen war, so ging der Geistliche im Meßgewande und mit dem Kreuze zu ihm, um ihn in die Kirche zu führen; hier mußte er seine bisherige Kleidung ab- und einen schwarzen Habit anlegen, hierauf hörte er knieend die Messe an, dieselben Gesänge, wie bei einem Todtenamt wurden gesungen, und am Ende das Libera angestimmt, dann wurde der Kranke in die für ihn bestimmte abgesonderte Wohnung verbracht, da hielt der Priester nochmals eine Er-

mahnung an ihn, warf sodann eine Schaufel voll Erde auf seine Füße, und bedeutete ihm, daß er künftig nur in seinem schwarzen Kleide und barfuß sich blicken lassen dürfe; auch wurde ihm verboten, in den Kirchen zu erscheinen, und keine Orte durfte er betreten, wo Mehl gemahlen oder Brod gebacken wurde, keinen Brunnen, keiner Quelle durfte er nahen. Er konnte nichts mehr erben, und über das, was er besessen, konnte er nicht mehr verfügen, vor Gericht galt er für einen Todten, dessen Entfernung aus der Gesellschaft seine Exequien waren. Diese Krankheit scheint in unserer Gegend sehr verbreitet gewesen zu sein, denn während des sechszehnten Jahrhunderts trat sie noch zweimal in Wiesentheid auf.

Von den Deutschrittern in Wiesentheid.

Wer kennet nicht das lebhafte Interesse, das wir an Allem nehmen, was uns an die längst entschwundene Zeit des Ritterthums erinnert. Auf dem Haupte einen glänzenden eisernen Helm, an der Seite ein schweres blankes Schwert und mit einem schwarzen Mantel angethan, worauf vorn an der Brust ein weißes Kreuz war, so konnte man ihre herrlichen Gestalten auch öfters in Wiesentheid einherschreiten sehen. Sie gehörten dem deutschen Orden an, der hier eine Besitzung hatte, die aus einem Hause und mehreren Unterthanen bestand, weßhalb sie sich öfters da aufhielten. Daß diese Herren dann auch gehörig versorgt sein wollten, und daß die Leibesnahrung und Nothdurft das wichtigste Departement ihrer Verwaltung war, versteht sich wohl von selbst. Dafür zeugen heute noch die stattlichen Kellerräume, die sich in dem von ihnen bewohntem Gebäude vorfinden, der sogenannten Amtskellerei, wo ein eigener Beamte die Einkünfte des Ordens von den Unterthanen bezog. Ihr Haus war dann ununterbrochen ein kleiner Hof. Geistliche und weltliche Herren höheren Standes trafen geladen und ungeladen bei ihnen ein, und jeder, der in Beziehung auf Geist,

Talent und Kunst nur einigermaßen sich auszeichnete, war da willkommen. Das konnte um so füglicher geschehen, weil sie als geistliche Ritter unverheirathet bleiben mußten, und sonach keine Wittwen und rechtmäßige Nachkommen zu versorgen waren. Gegen alles Erwarten verbreitete sich im Jahre 1680 das Gerücht, der Orden sei Willens, seine hiesigen Güter zu verkaufen. So geschah es auch; das Haus gelangte in Privatbesitz, die 3 Unterthanen, als: Andreas Nöth, Christof Schneller und Valentin Schrimpf wurden mit viel andern Gefällen, die Martin Plüpfel, Hans Stöcklein, Hans Rudolf, Hans Hartig, Kaspar Kirchner und Jörg Köhler zu leisten schuldig waren, an Graf Otto von Dernbach verkauft. Es müßte wunderlich zugegangen sein, wenn die Deutschritter, welche mehrere Jahrhunderte hier Besitzungen hatten, und sich öfters da aufhielten, für immer in Wiesentheid verschollen wären. Nein, das sind sie nicht. Sie leben im Munde des Volkes noch fort, und läßt das dichterische Volk der Ritter Geist in den ehemals von ihnen bewohnten Räumen umgehen, wie es auch sonst gar Vieles von ihrem Erscheinen zu erzählen weiß. Noch erhebt sich südlich der Mariensäule auf einer kleinen Anhöhe, die andern Häuser bedeutend überragend, das von den Deutschrittern ehemals bewohnte Gebäude, wesentlich verschieden durch sein alterthümliches Gepräge mit den zierlichen Riegelwänden und den eigenthümlichen Dachgiebeln. Im Innern hat sich aber nur in einigen Zimmern der Plafond gut erhalten, sonst ist vom ursprünglichen Bestand wenig mehr zu sehen. Seit nahezu 50 Jahren wird das Gebäude als Armenhaus benützt, heute noch vom Volke der Templerhof geheißen.

Die Freiherrn von Fuchs.

Zu den edlen Familien, die sich durch einen auffallend hohen Grad von Bildung bemerkbar machten, gehörten die Herren v. Fuchs. Daß ihnen der Lobspruch der Gescheidesten

gebühre, bezeugen die Namen so vieler in der Literaturgeschichte glänzenden Glieder aus diesem alten einst in zahlreichen Linien blühendem Geschlechte. Wir erinnern hier nur an Johann Christof v. Fuchs, dessen Mückenkrieg zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein allgemein beliebtes Volksbuch war. Neidhart v. Fuchs, welcher in einem altfriesischen Volkslied als „der grote Voß" (der große Fuchs) besungen wird, entwickelte eine außerordentliche Körperstärke und Größe, welche in zunehmendem Wachsthume mit den Jahren ihm den Namen des deutschen Achilles erwarben. Als Hauptmann in kaiserlichen und chursächsischen Kriegsdiensten wohnte er verschiedenen Feldzügen bei, in welchen seine alle übrigen Krieger überragende riesige Gestalt ein Schreckbild für die Feinde war.

In einer Expedition gegen die aufständischen Friesen machte er sich seinen Gegnern so furchtbar, daß diese den Untergang Neidhart's, als des Hauptes des sächsischen Heeres, durch verschiedene Kriegslisten zu bewirken rastlos bemüht waren, was ihnen endlich vor Grönungen gelang, wo er in der Hitze des Gefechtes von den Seinigen abgeschnitten, umringt, endlich durch langen verzweifelten Kampf ermattet, entwaffnet, und weil er sich nicht gefangen geben wollte, erschossen wurde. Am Tage Maria Magdalenä 1499 trugen die Sieger Neidhart's Leichnam in die Stadt und stellten ihn auf einem Gerüst im Markte zur Schau aus. Man konnte die Riesengröße des gefallenen Helden nicht genug bewundern. Die Länge der Beinharnische seiner Rüstung betrug von der Fußsohle bis zur Hüfte 5 Schuhe 2 Zolle. Brustharnisch und Helm hatten ein Gewicht, welches der stärkste Mann nicht zu tragen im Stande war. Der Lehen- und Allodialbesitz dieser Familie muß äußerst beträchtlich gewesen sein. Zu einer Zeit, als fast die ganze Grafschaft Castell in Lehen aufgelöst lag, finden wir die Herren von Fuchs nicht allein als Besitzer von Prichsenstadt, sondern es gehörte ihnen auch unter den vielen Gütern des Ipfgaues schon ein Theil von Wiesentheid. Prichsenstadt, damals noch ein Dorf, Prichsendorf genannt, wurde von Eberhard Fuchs, Dom-

herr zu Würzburg, Hartmuth Ritter, Hartmuth Wernher und Apel, Gebrüder, und Hans Füchslein — genannt die Fuchs von Dornheim, dem Kaiser Karl IV. als König von Böhmen am Mittwoch nach Lucä 1366 um 6500 Pfund Heller verkauft, und umfaßte die Veste Brichsendorf mit dem Dorfe und Kirchensatze daselbst mit Aeckern, Wiesen, Zehenten, Hölzern, Wassern, Viehweiden, Zinsen und Nutzungen, wie sie selbe bisher innegehabt. Diese Besitzungen waren alle leibeigen, den Zehenten ausgenommen, welcher Kloster Schwarzacher Lehen war. Hartmuth Fuchs von Dornheim, der Stifter der Prichsenstadter Pfarrkirche, hatte damals seinen Sitz in Kirchschönbach. Bald finden wir aber auch die Herren von Fuchs in Wiesentheid. Hier besaßen sie als castell'sches Erblehen das Schlößchen mit dem sogenannten Fuchsenhof und seinen Eingehörungen, das Schafhaus und den Schaftrieb mit vielen Hausgütern, Feldlehen und dem hohen Wildbann auf der Markung.

Nachdem sich die Herren von Fuchs in Wiesentheid niedergelassen hatten, vergrößerten sie ihren Besitz. Bald hatten sie die Antheile an Gütern, Unterthanen und Gefällen, welche das Kloster Ebrach, die Familie von Wipfelt, v. Wenkersrode, und von Henneberg daselbst hatte, wie auch einen Unterthan vom Spitale zu Kitzingen erworben. Eine weitere günstige Gelegenheit, ihr Gebiet entsprechend zu vergrößern, ergab sich unter Andern durch folgenden Umstand. Im Jahre 1466 am 14. März brachte das Karthäuserkloster in Illenbach von den Grafen zu Schwarzenberg 7 Güter zu Obersambach mit allen Rechten sammt der Vogtei-, Schaftriebs- und anderen Viehtriebsgerechtsamen um 140 fl. käufiich an sich. Im Bauernkriege brannte der Ort Obersambach ganz weg. Drei Güter wurden dem Kloster heimgeschlagen, die übrigen nothdürftig von den Einwohnern der Umgegend gebaut. Da zweifelte das Kloster, daß ihr diese Wüste wieder nutzbringend würde.

Auch die Lehengefälle der Kirche von Abtswind waren schwankend, bis endlich der edle und veste Junker Hans von Dornheim zu Wiesentheid diese mit jenen schon genannten

Gütern der Karthause, nachdem der damalige Visitator der Karthause bei dem Bischofe Julius zu dieser Veräußerung den Consens eingeholt hatte, um 1300 fl. abkaufte, für den Schaf- und Rindviehbetrieb aber den Revers ausstellte, daß nach wie vor derselbe ungestört der Karthause verblieb. Es ist nicht zu verkennen, daß die Schäferei in damaliger Zeit von großem Vortheil für die Besitzer gewesen ist, und öfters der Versuch gemacht wurde, dieselbe über Gebühr auszudehnen. Auf erhobene Klagen der Unterthanen zu Untersambach war es den 21. Juli 1580 zu einem Vertrage zwischen Ebrach, Wiesentheid und Ilmbach gekommen. In diesem Vertrage wurde nun von dem Abte Leonard (Rosen von Wielandsheim) zu Ebrach, dem Ilmbacher Prior Johann und dem fürstlich würzburgischen Rathe und Amtmann zu Klingenberg, Hans Fuchs von Dornheim der fernere Modus der Weideausübung näher festgesetzt, insbesondere, daß die illenbacher Schäfer die sambacher Stoppelfelder nicht eher beweiden sollten, es habe denn der Hirt zu Sambach zuvor 3 Tage darin geweidet. Dieß Zugeständniß wurde auch von Hans von Fuchs gegeben, dem mit Ilmbach die Schafhutgerechtigkeit auf der Sambacher Markung zustund. Da die Klage der Unterthanen sich auch mit darauf erstreckte, daß der Muthwille der Schafknechte so groß sei, daß sie in ihrem Treiben selbst der eingezäunten Gärten nicht verschonten, sondern, sobald sie eine Lücke finden, hinein und schier in die Häuser treiben, — wurde den Sambachern zugestanden, die Verbrecher gebührlicher Weise zu pfänden, und sollte sich dann der Meister mit ihnen nach billigen Dingen vergleichen.

Ihre Gemahlinen holten sich die Herren von Fuchs stets aus den ersten Häusern.

Im Jahre 1583 saß auf dem fürstbischöflichen Throne Julius Echter von Mespelbrunn, in vielen Beziehungen einer der vortrefflichsten Fürsten. Seine Irrthümer waren die seiner Zeit, deßhalb mag die Geschichte sie entschuldigen, seine Tugenden gehören ihm allein und leben heute noch fort in so vielen

segensreichen Anstalten. Sein kindlich frommes Gemüth zeigte sich bei dem 1583 erfolgten Tode seiner Mutter, einer gebornen Gräfin von Adolzheim. Sogleich auf die Nachricht ihrer Erkrankung eilte er nach Wiesentheid, wo sie bei ihrer Tochter, der Gemahlin des Hans von Fuchs von Dornheim, sich aufhielt. Er selbst versah sie bei herannahendem Tode mit den Sterbsakramenten, und als dann die Verstorbene nach Würzburg abgeführt wurde, folgte er der Leiche durch die Stadt zu Fuß und mit entblößtem Haupte. Er begleitete sie bis zu ihrer Ruhestätte nach Mespelbrunn, wo er persönlich das Seelenamt hielt.

Allmählich rückte die Zeit heran, wo die Wiesentheider Linie der Herren von Fuchs erlöschen sollte. Keine Gewalt auf Erden konnte dies hindern. Es geschah im Jahre 1673 mit dem Tode des Georg Adolf Fuchs von Dornheim, nachdem ihm seine 3 Söhne im Tode vorausgegangen waren. Derselbe hatte seine Vetter und Basen testamentarisch als Erben von seinen Besitzungen in Wiesentheid, Geesdorf, Ober- und Untersambach, Abtswind und Schallfeld eingesetzt. Diese verkauften, weil die Trennung der Lehen vom Allodialvermögen schwer hielt, ihre Antheile wieder theils an die Wittwe des Adolfs Fuchs, Anna Maria, geborne Voit von Rieneck, theils an die Dernbach'sche Familie.

Graf Otto von Dernbach.

Nachdem aber jene 1678 sich mit dem Grafen Otto von Dernbach vermählte, so kam es zu keiner eigentlichen Trennung. Genannte Anna Maria, verehelichte Gräfin von Dernbach starb 1690 im 53ten Lebensjahre. In dem Testamente war von der Gräfin von Dernbach ihr Gemahl und seine männliche Nachkommenschaft im Falle er nach ihrem Tode wieder heirathen und Söhne erzeugen sollte, als Erbe eingesetzt. Wenn er aber vor ihr, oder ohne männliche Erben nach ihr

sterben sollte, so war die Errichtung eines Fräuleinstiftes für den fränkischen Adel nach dem Muster jenes zu Münster—Pilsen bestimmt, und zu dem Ende ihr Vermögen von ihr selbst und einem Notare vorsorglichst genauest aufgenommen und verzeichnet worden. Zu ihrem Testamentare hatte sie den zur Zeit ihres Todes regierenden Fürsten zu Würzburg, den Domdechant Karl Sigismund v. Aufseß und einen vom ersten Testamentare zu ernennenden gelehrten Rath ernannt. Diesen Testamentaren war die Errichtung des Stiftes, die Bestimmung der Zahl der Mitglieder, sowie deren Ernennung für das Erstemal überlassen, für die Zukunft aber dem jeweilig regierenden Fürsten mit der Befugniß übertragen, allenfallsige Abänderung in der Errichtung u. A. nach bestem Wissen und Gewissen treffen zu können.

Hinsichtlich ihres Gemahles hatte sie ausdrücklich bestimmt, daß er ihr Vermögen nie zu Handen seiner etwaigen künftigen Gemahlin gebe, am wenigsten ihren Schmuck, sondern solchen, wenn ihm ihre Ruhe unter der Erde lieb sei, für sich fassen und tragen, oder auch verkaufen, und ein Gut dafür ankaufen solle, damit ihre ganze Verlassenschaft zur bessern Hälfte des fränkischen Adels zu dem von ihr bestimmten Fräuleinstifte nach ihres Gatten und seiner etwaigen männlichen Nachkommen Tode verwendet werden könne.

Graf Otto von Dernbach, der sich 1695 zum zweitenmale mit der Gräfin Eleonore von Hatzfeld—Gleichen vermählt hatte, starb wirklich 1697 ohne männliche Leibeserben. Aber ohngeachtet der seit dem Tode admassirten Zinsen reichten die Einkünfte noch lange nicht aus, ein Fräuleinstift nach dem Muster jenes zu Münster—Pilsen, wie es das Testament bestimmte, errichten zu können, und trafen die Testamentare einstweilen Einrichtung im kleineren Maßstabe.

Graf Otto von Dernbach hatte seine Gemahlin Eleonore Charlotte Gräfin von Hatzfeld zur Universalerbin eingesetzt. Daraus entstanden mit dem Fräuleinstifte Streitigkeiten, welche 1701 ausgeglichen wurden, wornach die Eigenthumsbesitzungen

zu Wiesentheid, Geesdorf, Ober- und Untersambach, Schallfeld und der vom Grafen Dernbach erworbene haberkorn'sche Antheil von Atzhausen der Gräfin Dernbach restituirt, dem Fräuleinstifte aber Järkendorf und ein Drittel von Abtswind, sammt dem Walde Egensbach und dem Fichtelsee daselbst, dann die beiden Häuser zu Bamberg und Forchheim und zwei Mühlen in Gratz überlassen wurden.

Die Zeit, die alles menschliche Werk früher oder später zerstört, sollte auch das von der Gräfin Anna Maria v. Dernbach gestiftete Damenstift ad St. Annam seinem Ende nahe bringen. Durch die Säkularisation des Hochstiftes Würzburg wurde das Fräuleinstift daselbst gleichfalls säkularisirt und fielen die Renten des nunmehr aufgelösten Fräuleinstiftes an das von der Churfürstin Maria Anna von Bayern zum Besten des Landadels gestiftete Damenstift.

Bei der im Jahre 1806 erfolgten Trennung des Fürstenthums Würzburg von der Krone Bayerns kam aber am 29. April 1807 ein Vertrag zu Stande, vermöge welchem das Würzburger Fräuleinstift unter dem alten Namen wieder errichtet wurde. Nach dem erfolgten Wiederübergang des Großherzogthums Würzburg an die Krone Bayern traten nur mehr einige blos äußere zufällige Verhältnisse betreffende Modifikationen der Statuten ein, und übernahm dann die königl. Kreisregierung die obere Leitung und Verwaltung dieser Stiftung. —

Nachrichten vom älteren kirchlichen Zustand.

Vom kirchlichen Zustand findet sich, daß in Wiesentheid bereits im 13. Jahrhundert eine Kirche gestanden hat, die dem hl. Mauritius zu Ehren geweiht war, und von den drei Stunden entfernten Klostergeistlichen zu Schwarzach als Filiale mit versehen wurde. Wann und wer dieselbe gestiftet, ist unbekannt, wohl aber wissen wir, daß selbe mit einer hohen

Mauer umgeben war und als kleine Festung diente. Allmählig war es dahin gekommen, daß dieses Gotteshaus mit bestimmten Gütern und jährlichen Einkommen so reichlich dotirt war, daß ein Priester als plebanus unterhalten werden konnte. Es wurde deßhalb höheren Ortes um Trennung der Kirche und Einwohner von der Mutterkirche und um Errichtung einer eigenen Pfarrkirche mit allen Pfarrrechten nachgesucht. Weil nun die Einwohner wegen Ortsentfernung nicht ohne Schwierigkeit die Mutterkirche besuchen, und nicht bequem mit Sakramenten und Sakramentalien versorgt werden konnten, so wurde von dem damaligen Diocösano Bischof Alberto v. Hohenlohe die Auspfarrung genehmigt, die Wiesentheider Pfarrkirche von der Mutterkirche Schwarzach getrennt und 1364 zu einer eigenen Pfarrei eingerichtet, die unter das Archidiakonat Iphofen zu stehen kam.

Der Pfarrer von Wiesentheid ist von Gemeindefrohnden, Gemeindeumlagen, von Einquartierungen und allen Gemeindelasten überhaupt frei erklärt worden durch den Stiftungsbrief vom 26. Februar 1364.

Bis zum Jahre 1576 befand sich das Pfarrhaus in unmittelbarer Nähe des alten Schlosses. Da ergab sich Gelegenheit, dasselbe vortheilhaft zu verkaufen, und ein passenderes zu erwerben. Nachdem die Lehensherrschaft in Castell hiezu die Bewilligung ertheilt hatte, wurde das alte Pfarrgebäude an den edeln und vesten Junker Hans Fuchs v. Dornheim verkauft, der dasselbe einlegen ließ, und die Stelle zur Erweiterung des Schlosses bestimmte. Mit der Kaufsumme wurde dann von den Krämer'schen Erben ein neben der Kirche befindliches Bauernhaus angekauft, das sich an der Stelle des jetzt bestehenden Pfarrhauses befand.

Schon hatte sich Luther's Glaubenslehre über viele Orte in Franken, besonders in den brandenburgischen und castell'schen Gebietstheilen verbreitet, als sie endlich auch in Wiesentheid Eingang fand.

Der damalige Standesherr Hans Fuchs von Dornheim,

welcher Ursula von Thüngen zur Gemahlin hatte, unterstützte das Reformationswerk kräftig. Bald war der katholische Cultus abgeschafft und Erhard Weikard protestantischer Pfarrer in Wiesentheid geworden. Als Hans v. Fuchs nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich mit Magdalena v. Mespelbrunn, einer Schwester des Fürstbischofs Julius Echter vermählt hatte, und Hans v. Fuchs selbst gestorben war, wurden seine Söhne wieder katholisch erzogen. Gewiß ist, daß der Protestantismus in der Gemeinde tiefere Wurzel geschlagen hatte, und der Sohn und Nachfolger des Herrn Hans v. Fuchs nicht mehr wagen konnte, etwas gegen die neue Lehre zu unternehmen. Erst das Jahr 1627 gab Gelegenheit, den protestantischen Pfarrer Brenner zu verdrängen, und wurde nun Kasp. Städler als katholischer Pfarrer eingesetzt. Als aber die Schweden erschienen, mußte Kaspar Städler wieder einem protestantischen Pfarrer, Namens Paul Bischof Platz machen. Dieser fungirte bis zum Jahre 1634 und ist der letzte der acht protestantischen Pfarrer, welche in Wiesentheid ihren Wohnsitz hatten.

Nun trat eine Zeit, während welcher sich gar kein Geistlicher mehr hier befand. Bis zum Jahre 1652 wurden die Protestanten von den Pfarrern anfänglich von Wiesenbronn, später von Rüdenhausen, — und die Katholiken von dem Pfarrer in Oberschwarzach versehen. Vom Jahr 1652 an findet man Benediktiner vom Kloster Schwarzach mit dauerndem Aufenthalt dahier zur Versehung der katholischen Pfarrstelle. Es nahm nun die Anzahl der Katholiken immer mehr zu, während jene der Lutheraner abnahm. Als die Gräfin Anna Maria von Dernbach, geborne von Rieneck, sich energisch der Katholiken annahm, die Renovation der Pfarrkirche, die Gestattung von Jahrmärkten und dergleichen mehr in Aussicht stellte, waren die Tage des Protestantismus gezählt. Mit dem Jahre 1683 hat das bisher bestandene Simultaneum sein Ende erreicht und erfolgte nun die Ernennung des Johannes Itelius Friedrich Deeth als katholischer Pfarrer aus dem Stand des Weltklerus. Schon am 13. März 1682 war während der Regierungs-

periode des Grafen Otto von Dernbach der Grundstein zu einem neuen Chor der alten Pfarrkirche gelegt worden. Bei dieser Feierlichkeit waren zugegen: Der Abt Placidus Büchs von Schwarzach und die Benediktiner-Patres Heinrich Gradler (Pfarrer) und Antonius Reider (Kaplan).

Als Stifter des Hochaltars erscheint Peter Philipp von Dernbach, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg.

Die Kreuzkapelle.

Die Kreuzkapelle wurde 1686 von dem Grafen Otto von Dernbach begonnen und 1694 der Bau vollendet. Rudolf Franz Erwein von Schönborn hat die Kapelle durch Anbau von 4 Flügeln in Kreuzesform erweitert und mit einem schönen Altar und einer Orgel versehen. Auch wurde durch Vermittlung eines Cardinals ein h. Kreuzpartikel für dieses Gotteshaus gewonnen. Zu einer Familiengruft für das gräfliche Haus ward es 1712 eingerichtet. Seit dieser Zeit hat nun von dieser erlauchten Familie schon so manches Herz, das in freudigen Schlägen und schmerzlicher Vergangenheit einst geklopft, seinen Frieden hier gefunden.

Unaufhörlich dreht sich die Erde um die Sonne, unaufhörlich folgt Geschlecht auf Geschlecht! Die Kapelle ist von einer schönen Anlage umgeben. Hier hat in einer außerhalb der Kapelle errichteten Gruft auf besonderen Wunsch Erbgraf Erwein im Jahre 1868 seine Ruhestätte gefunden. Schließlich wird bemerkt, daß das Jahr über in der Kapelle die Freitagsmessen und die Seelenämter für die jüngst verstorbenen Glieder des gräflichen Hauses seit 1840 gehalten werden.

Der Gottesacker.

Der kleine Raum, der Friedhof oder Gottesacker, wohin unsere Lieben zum langen Schlaf hingebettet werden, befand sich ehedem um die Pfarrkirche. In der protestantischen Zeit ging man aber daran, den Gottesacker außerhalb des Ortes an die Prichsenstadter Straße zu verlegen. Es geschah dies im Jahre 1584.

Gleichwohl scheint aber nebenbei der alte Kirchhof noch längere Zeit als Begräbnißort fort gedient zu haben, so daß sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt, wann die letzten Beerdigungen dort stattgefunden haben. So groß der Fortschritt gewesen ist, daß man den Friedhof außerhalb des Ortes verlegte, so wenig ist bisher zu seiner Verschönerung geschehen. Die Wilden auf den Gesellschaftsinseln umpflanzen ihre Gräber mit Blumen, sowie die Türken mit Cypressen, mit wohlriechendem Buschwerk, während bei uns dem Auge meist schmucklose Erdhügel begegnen, und man sich darauf beschränkt, nur an zwei Tagen des Jahres die Gräber vorübergehend etwas zu zieren.

Hierin macht auch Wiesentheid keine Ausnahme. Wohl enthält der Gottesacker seit 1730 ein schönes großes Crucifix und manch geschmackvolles Grabdenkmal, es ist nur Schade, daß sich selbe nicht in einer freundlicheren Umgebung befinden, sie würden hiedurch um Vieles gewinnen.

Im Jahre 1866 wurde der Friedhof erweitert und mit einer neuen massiven Umfassungsmauer umgeben.

Das Schloß.

Wer das gräfliche Schloß in Wiesentheid gesehen und nur wenig über seinen Ursprung nachgedacht hat, der wird gewiß

von selbst auf den Gedanken gekommen sein, daß es nicht auf einmal entstanden sei. Er irrt auch in der That nicht, wenn er annimmt, daß diese weitläufigen Gebäude mit den runden Thürmen an den Ecken erst nach und nach zu dem großen Umfang erweitert wurden, den sie gegenwärtig besitzen.

Wer aber weiß, daß Wiesentheid schon im 13ten Jahrhundert ein blühendes Dorf war, das aus dem Bedürfniß hervorging, die Herren des Schlosses und ihre Dienstleute mit Arbeiten der verschiedensten Art zu versehen; wer weiß, daß der Ort damals schon eine Kirche hatte, und bald darauf zu einer Pfarrei gelangte, der ist überzeugt, daß der hiesige Herrschaftssitz uralt, und gewiß schon zur Zeit Otto des Großen existirt hat; denn immer gehörten Jahrhunderte dazu, bis aus einem Meierhof mit Herrenhaus ein nicht unbedeutendes Pfarrdorf wurde.

Die Geschichte von Wiesentheid ist mit jener des Schlosses eng verknüpft, ja es liegt sogar in der Geschichte des Schlosses zugleich die des Ortes, weßhalb es gestattet sein möge, die Schicksale beider vereint etwas näher zu betrachten.

Im Mittelalter waren die Gerichte so schlaff, daß oft die größten Verbrechen ungestraft begangen werden durften. Es blieb daher der in seinen Rechten Gekränkte auf Selbsthülfe, auf Fehde angewiesen, doch mußte nach den Reichsgesetzen jede Fehde 3 Tage zuvor angekündet werden, was in der Regel mittelst eines Fehdebriefes geschah. Offenbar wurde mit dem Fehderecht großer Mißbrauch getrieben. Kein Wunder, wenn die in Wiesentheid seßhaften Herren ihre Wohnung in Vertheidigungsstand setzten, um vor Ueberfällen übermüthiger Nachbarn gesichert zu sein. Da es aber in den unruhigen anarchischen Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts bei feindlichen Einfällen meist auf die Erbeutung der Wein- und Getraidevorräthe abgesehen war, so hatte man auch in Wiesentheid zeitig daran gedacht, den Kirchhof förmlich zu befestigen. Dieser von einer Schaar muthiger waffengeübter Männer vertheidigt, muß sehr stark gewesen sein. So konnte der Aufenthalt in diesem

Ort einen hohen Grad von Sicherheit gewähren, in welchem sich niederzulassen, von den Außenlebenden immer lebhafter begehrt wurde.

Hat Wiesentheid auch keine historische Bedeutung erlangt, so ist es nichts desto weniger ein Ort, aus dessen Geschichte wir Manches lernen können. Es gibt hier nicht viel zu berichten von Fehden und Kämpfen, selbst in dem Bauernkrieg, wo ringsumher die Unterthanen gegen ihre Herrn aufgestanden, ihre Schlösser geplündert und verbrannt, ihre Güter vertheilt, blieb Wiesentheid vollständig ruhig.

Reformation und Gegenreformation vollzogen sich hier ohne convulsive Zuckungen. Ging es dabei auch nicht ohne Streitigkeiten ab, so blieben dieselben doch mehr blos auf die Kanzleien beschränkt, wenigstens ist nicht bekannt, daß es deßhalb zu Thätlichkeiten gekommen, oder daß Einwohner wegen Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses vertrieben worden wären. Trotz vielseitig collidirender Interessen ist Wiesentheid stets treu zu seiner Herrschaft gestanden, und diese hat immer geholfen, wo zu helfen war.

Das Leben der adeligen Familen auf dem Lande war im Mittelalter ein sehr einfaches. Auch ihre Wohnungsverhältnisse waren nach heutigen Begriffen sehr beschränkt. Denken wir doch an das alte Schlößchen in Rüdenhausen. Der Zimmer gab's nur wenige, und da große Fenster in's Freie möglichst vermieden wurden, oder der Sicherheit wegen gegen den inneren Schloßhof gerichtet blieben, war nicht viel überflüssig Licht im Hause. Den im fünfzehnten Jahrhundert hier gestandenen, jetzt aber eingegangenen Burgstall dürfen wir uns nicht anders vorstellen, als mit hohen Umfassungsmauern und tiefen Wassergräben umgeben. Wie hießen aber die ältesten Rittergeschlechter, die hier gehaust haben? Es sind die Ritter von Schönstab und Ludwig von Kottenheim, sowie Heinrich Truchseß von Castell, die in dem Zins und Lehenbuch der Grafschaft Castell von 1258—1290 mit Lehensreversen in Wiesentheid vorkommen. Gewiß ist, daß auf den Mauerresten des alten burgartigen

Herrenhauses ein Schlößchen erbaut wurde, das den Namen „Sitzlein" führte. Nun entschloß sich 1567 Valentin v. Fuchs zur Vornahme von größeren baulichen Veränderungen.

Nach käuflicher Erwerbung des alten Pfarrhofes wurde das Schlößchen erweitert, wodurch der sogenannte Fuchsbau entstand. Graf Rudolf von Schönborn und seine Nachfolger nahmen später an dem Fuchsbau wieder einen Umbau vor und erweiterten um 1714 das Schloß durch Ansetzung von 3 Flügeln mit Thürmen. Vom genannten Grafen wurde in diesem Bau eine neue Schloßkapelle eingerichtet. Das Altarbild stellt den Bischof Erminus dar in seinem bischöflichen Prachtgewand. Es ist ein schönes Oelgemälde von einem unbekannten Meister. Erminus ist der Patron der Schloßkapelle und der gräflich Schönborn'schen Familie. Ihm zu Ehren wird gewöhnlich der Erstgeborne Erwein genannt. Großes Aufsehen erregte ein im Jahre 1780 vorgekommener Diebstahl, in Folge dessen durch Erbrechung des Tabernakels die kostbar in Gold und Edelstein gefaßten Reliquien des hl. Erminus nebst einem hl. Kreuzpartikel geraubt wurden. Der Verdacht fiel auf die damalige Amme Anna Bender, die kurz zuvor entlassen worden war. Die Nachforschungen in subjektiver und objektiver Beziehung führten zu keinem Resultat. Die Schloßkapelle ist ausgestattet mit den kostbarsten Paramenten aus der Erbschaft der Schönborn'schen Fürstbischöfe. —

Der Selbstbetrieb der Oekonomie hatte früher für die Herrschaft keine besondere Schwierigkeit, da Oekonomiegebäude hinreichend vorhanden waren, für gute Wege die Herrschaft durch Aufbieten der Unterthanen sorgen konnte, und die Unterthanen Frohnen und Scharwerk zu leisten verpflichtet waren. Die zum Fuchsenhof gehörigen Oekonomiegebäude befanden sich ursprünglich in unmittelbarer Verbindung mit dem Schlosse. An der Lauber Straße rechts vom Fasanenbach war ein Sumpf oder auch ein See. Dieser wurde trocken gelegt. Dahin transferirte man später die Oekonomiegebäude, weßhalb der Complex der dort vorhandenen neuen Bauten der Seehof

heißt. In dieser Nähe wurde auch im Jahre 1707 eine herrschaftliche Bierbrauerei eingerichtet, die aber in eigener Regie nicht rentirt zu haben scheint, und deßhalb 1713 verpachtet wurde, anfänglich mit 40, später mit 80 fl., bis solche endlich ganz einging. Das Schafhaus, welches 1432 Beringer v. Fuchs sammt der Schäferei von der Wipfelt'schen Familie erkaufte, lag von jeher an der Rüdenhäuser Straße. Erst nach der im Jahre 1787 erfolgten Aufhebung der herrschaftlichen Schäferei wurde es seiner urspünglichen Bestimmung entfremdet und dient jetzt als gewöhnlicher Oekonomiehof.

Der Schloßgarten.

Der Schloßgarten, welcher gegen Norden und Westen das Schloß umgibt, ist reich an schattigen Promenaden und Anlagen aller Art. Frisches Grün erquickt überall das Auge, und die schmetternden Lieder der Vögel haben nicht End und Ziel. Die Nachtigallen singen aus den Sträuchen. Das ist Alles fröhlich und berauschend. Zwischen Eichen, Buchen, Eschen, Ulmen, Linden und Pappeln, sowie andern Zierbäumen dehnen sich weite Grasplätze und auch ein kleiner Teich aus, der schon öfters selbst zur Winterzeit Veranlassung zu kleinen Festlichkeiten beim Schlittschuhlaufen gab. Früher herrschte hier der französische Geschmack mit steifen Hecken und einer größeren Anzahl von Bildwerken. Der Lustgarten der Rokokozeit mußte aber dem reineren Geschmack der späteren Besitzer entsprechend anmuthigen englischen Parkanlagen Platz machen. Zum alten Schlößchen gehörte nur der kleinere Garten, welcher sich terrassenartig westlich vor dem Schlosse ausdehnt. Zu seiner Verschönerung trug in der Folge der Arkadenbau im Erdgeschosse des Fuchsbaues nicht wenig bei. Ein schöner großer Sommerpavillon, der massiv von Steinen erbaut war, ging mit der Zeit wieder ein. Auch mußte die bestandene Orangerie einem gewöhnlichen Gewächshause Platz machen. Seitdem keine Gelegenheit ver-

säumt wird, dem Schloßgarten anliegende Grundstücke käuflich zu erwerben, ist derselbe in steter Vergößerung begriffen, und dehnt sich bereits über eine Fläche von 50 Morgen aus. Im Gewächshause mag der Liebhaber den verschiedenen Aurakarien und Pinusarten seine Aufmerksamkeit schenken, die vor einigen Jahren bei einer Ausstellung die gerechte Bewunderung von Sachkennern erregten. Ein Blick in den Wald von blühenden Azaleen und Kamelien ist nicht minder reizend. Im Warmhause werden viele Ananas gezogen. Ein Baumgang von rothblühenden Kastanien, die den Schloßgarten außerhalb der Umfassungsmauer längs der Lauber Straße umziehen, trägt nicht wenig zu dessen Zierde bei.

Die Pfarrkirche.

Schon von Ferne zeichnet sich Wiesentheid durch einen ansehnlich hohen Kirchthurm von vielen andern Orten aus. Nähern wir uns aber an einem Sonntagsmorgen, wenn die feierliche Stille der Natur durch den vollen harmonischen Chor der Kirchenglocken unterbrochen wird, so bleiben wir stehen und lauschen mit hohem Vergnügen der ehernen Akkorde, schmerzlich bedauernd, wenn solche wieder verstummen. Graf Rudolf von Schönborn, welcher dieses vortreffliche Geläute gestiftet, hätte sich hiedurch allein für ewige Zeiten ein dankenswerthes Andenken gesichert; denn hoch und hehr wie von einer Domkirche dringt der Klang der Kirchenglocken von Wiesentheid in weite Ferne. Er ist aber auch der Erbauer der neuen Pfarrkirche geworden. Da die alte nicht mehr genügte, die Menge der Einwohner und Fremden aufzunehmen, die sich an den Festtagen zum Gottesdienst versammelten, so ließ er durch den als Architekt berühmten Obrist Balthaser Neumann den Plan zu einer neuen Pfarrkirche in dem Geschmack des französischen Prunkstyles aus der Zeit Ludwigs XIV. entwerfen, und führte denselben auch aus. Am 12. Mai 1727 wurde der Grundstein gelegt, und 1732 die

Kirche feierlich eingeweiht. Auch mit drei schönen Altären und einer vortrefflichen Orgel ward sie von genanntem Herrn Grafen versehen. Jeder Einheimische sieht auf den ersten Blick, daß die Kirchengemeinde, wenn ihr Reichthum und ihre Freigebigkeit für den Dienst der Religion auch noch so groß war, die Kosten zu einem solchen Bau nie hätte erschwingen können, nur durch die Munifizenz des gedachten Herrn Grafen konnte sie zu einer solchen Kirche kommen.

Das prachtvolle Portal zeigt in Mitten den hl. Mauritius als Kirchenpatron, sowie den hl. Franziskus und die h. Eleonora, Namenspatronen des hohen Stiftes und seiner Gemahlin, sämmtlich in Stein ausgeführt von Bildhauer Stahler in Würzburg, ebenso das unter dem Bilde des Mauritius prangende Familienwappen. Die Figuren auf dem Hochaltar sind inmitten wieder der hl. Mauritius — eine herrliche Gestalt — dann der Landesapostel Kilianus und der erste Bischof von Würzburg St. Burkardus, sowie Johannes v. Nepomuck und Franziskus v. Assisi. Auf den Seitenaltären stehen die Bildnisse der unbefleckten Jungfrau Maria und des h. Antonius v. Padua. Sämmtliche Altarbilder sind in Holz ausgeführt von dem bekannten Hofbildhauer Jakob von der Auvera.

Das Thurmkreuz.

Geschichtschreiber haben das Privilegium einzutreten, wo es ihnen beliebt, durch Schlüssellöcher zu gucken, an der Thüre zu horchen und selbst Herzensgeheimnisse zu verrathen. Wir machen heute weder von dem einen, noch von dem andern Gebrauch. Wohl aber müssen wir den freundlichen Leser bitten, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, mit uns den Thurm der Pfarrkirche in Wiesentheid zu besteigen. Es geht höher und immer höher. Du glaubst vielleicht schon am Ende unserer Wanderung zu sein, wenn wir die Schallöffnungen erreicht haben, und die Stiegen ausgehen. Die Meisten werden auch

besser hier zurückbleiben, und sich der herrlichen Niedersicht auf die prächtige Umgebung von Wiesentheid zu erfreuen. Wir aber steigen auf einer Leiter höher hinan, und gelangen endlich an den Thurmknopf, den wir uns gewaltsam öffnen lassen, um einen Blick in dessen Inneres zu thun.

Welch' seltsame Sachen finden wir hier niedergelegt! Lorettokerzen sind's, Hexenpulver, Walldürner Seiden (Seidenstücke am hl. Blut zu Walldürn angerührt), ein Kupferstich mit dem Bilde des h. Antonius und des h. Valentinus, sowie viel andere Heiligthümer, deren Namen und Bedeutung Du ohne umständliche Erklärung gar nicht verstehen würdest, weßhalb wir die Aufzählung desselben am füglichsten unterlassen. Aber wie ist es möglich, zu der Kenntniß dieses Schatzes zu gelangen, höre ich fragen. Bei Errichtung eines Blitzableiters wurde im Jahre 1831 der Knopf über dem Chor der Pfarrkirche abgenommen. Es fanden sich in demselben verschiedene Urkunden, darunter ein Gebet und eine Notiz über den damaligen Stand der gräflich Schönborn'schen Familie niedergeschrieben von der Hand des Grafen Rudolf v. Schönborn selbst, des Erbauers der Pfarrkirche, datirt vom 16. September 1729. Dabei lag noch ein Zettel, worin Mittheilung geschieht über die im Kirchthurmknopf niedergelegten heiligen Sachen. Nun wurde aber auch im Jahre 1848 der Kirchthurmknopf mit dem Kreuze abgenommen und neu vergoldet. Bei dieser Gelegenheit hat man nicht versäumt, in einer Büchse von Blei verschiedene Mittheilungen über die Zeitverhältnisse, über Getraide und Viktualienpreise, sowie mehrere Münzen hier weiter niederzulegen.

Am Thurmkreuz finden wir die Jahreszahl 1729 mit den Namenszügen des gräflichen Hauses Schönborn dargestellt nebst verschiedenen Buchstaben, die sich auf eine bekannte Beschwörungsformel zur Abwendung der Pestkrankheit beziehen.

Beschreibung und Bestimmung der Glocken.

Die sieben Glocken, welche das hiesige Geläute ausmachen, sind fast sämmtlich mit einem Marienbilde und dem Wappen des hohen Stifters geziert. Nur die zweite trägt als Hauptbild eine Monstranz mit dem schönen Vers: „Gib mir die Speiß, mit auf die Reiß, in's Paradeiß.“ Die große Glocke repräsentirt das ansehnliche Gewicht von 45 Centner 23 Pfund und wird nur an bestimmten Fest- und Trauertagen, sowie bei Prozessionen, wo das Venerabile mitgetragen wird, geläutet. Unter einem Vers ist des Glockengießers Wappen, in welchem die Worte stehen: „Goß mich Johann Adam Roth 1728“ zu Würzburg. Selbe schmücken aber auch die Figuren des hl. Franziskus, Erminus und Mauritius. Die zweite Glocke mit einem Gewicht von 28 Centner 12 Pfund hat vorzugsweise die Bestimmung zu den Engelämtern einzuladen. Die Dritte, von Johann Keller in Bamberg gegossen, ist unsere Mittagsglocke, ertönt aber insbesondere auch bei Hochzeiten und Begräbnissen. Die vierte Glocke ist die älteste von allen. Sie stammt von Bischof Julius Zeiten aus dem Jahre 1591, wurde aber 1732 umgegossen, ist jetzt unsere Eilfuhrglocke und wird mit der fünften Glocke zu den täglichen Messen geläutet. Die sechste ertönt zu Kindestaufen und wenn Jemand gestorben ist. Mit der siebenten, dem Armensünderglöckchen, beschließen wir die Glockenbeschreibung. Sie ist die kleinste und wiegt nur zwei Centner. Ihre traurige Bestimmung war, mit ihren schrillen Tönen die zum Tode durch den Strang oder das Schwert Verurtheilten auf ihrem letzten Lebensgang zu begleiten. Jetzt schlägt sie nnr die Viertel von der Uhr. Die ganzen Stunden schlagen die erste und dritte Glocke. —

Das Pfarrhaus.

Die Verhandlungen zur Erbauung eines Pfarrhauses, nachdem das von den Krämer'schen Erben erkaufte Bauernhaus

nicht mehr genügte, führen auf das Jahr 1705 zurück. Schon der Pfarrer Johannes Itelius Deeth bemühte sich ein solches zu erhalten. Nun vergingen aber darüber noch zwei Menschenalter, bis es endlich dazu gekommen, das alte Pfarrhaus abzutragen und jenen mächtigen stolzen Bau zu errichten, der zur Zierde des Marktplatzes und der ganzen Umgebung nicht wenig beiträgt. Das Patronatsrecht wird von der gräflichen Standesherrschaft ausgeübt.

Früher befanden sich in Wiesentheid zwei Kapläne. Der sogenannte Filialkaplan war für die im Schwedenkrieg untergegangene und in der Folge nach Wiesentheid zugetheilte Pfarrei Kirchschönbach bestimmt. Die Stiftung dieser Kaplanei fällt in's Jahr 1680. Als Kirchschönbach mit seinen Filialen wieder zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben wurde, ging 1804 die Filialkaplanei wieder ein. Zum Unterschied von dieser wurde die zweite 1759 gestiftete Kaplanei — Schloßkaplanei genannt. Dieser Schloßkaplan, welcher nicht verwechselt werden darf mit dem von Graf Rudolf v. Schönborn angestellten Schloßgeistlichen, hatte in der Schloßkapelle Messe zu lesen, und zu gleicher Zeit auch die andern Filiale (Atzhausen, Abtswind, Rüdenhausen, Feuerbach) zu versehen. Von diesen beiden Kaplaneien besteht die Schloßkaplanei heute noch, ist jedoch gegenwärtig wegen Priestermangel unbesetzt.

Das Frühmeßbenefizium.

Als Stifter des Frühmeßbenefiziums erscheint der geistliche Rath und Dompfarrer zu Würzburg, Melchior Friedrich Stark, ein geborner Wiesentheider. Derselbe begabte es mit einem im Jahre 1736 erbauten Haus, einem der schönsten und größten Häuser des Ortes, zu welchem viele Grundstücke gehören. Ein am Hause angebrachtes Wappen stellt einen Arm dar, der in der Hand ein aufrecht stehendes blankes Schwert führt. Der Stifter hatte testamentarisch seinen Enkel, den k. Landrichter

Heinrich Josef Stark von Ebermannsstadt, auf Lebenszeit in den Zins- und Naturalgenuß dieses Vermögens eingesetzt. Als derselbe 1848 zu Bamberg starb, ging man daran, das Benefizium in's Leben treten zu lassen. Man vermiethete das Haus, verpachtete die Felder, und bildete aus den jährlichen Erübrigungen einen Kapitalstock, der jetzt die Summe von 1270 Gulden beträgt. Zum erstenmal wurde das Benefizium besetzt im Jahre 1856. Wegen des zu geringen Einkommens ist dasselbe noch keine definitive Stelle, sondern vorerst eine Verwesung. Das Patronatsrecht steht der gräflich Schönborn'schen Familie zu, und ruht die Baulast auf dem Pfründenbesitzer.

Das Rath- und Schulhaus.

Auf dem Marktplatz in der Nähe des Schlosses kommen wir zu einem Gebäude, das vermöge seiner Bestimmung Anlaß zu manch interessanten Betrachtungen bieten könnte. Es ist das im Jahre 1743 erbaute Rathhaus, das zugleich als Schulhaus dient. Bei der dem Wiesentheider in hohem Grade eigenen Mittheilsamkeit, wenn es sich um Besprechung von gemeindlichen Angelegenheiten handelt, läßt sich denken, daß es bei den hier stattfindenden Versammlungen oft lebhaft herzugehen pflegt. Zwei Lehrzimmer befinden sich im Erdgeschosse, die Dienstwohnungen der beiden Lehrer aber im obern Stockwerk. Das Ganze hat ohne Mezane zwölf Pieçen, von welchen zwei Zimmer für gemeindliche Zwecke bestimmt, zugleich das Amtszimmer des Bürgermeisters und Standesbeamten bilden. In einem Hof mit Oekonomiegebäuden und Holzhallen steht ein Pumpbrunnen, der von der ganzen Nachbarschaft mit benützt wird. Das Gebäude bietet einen hübschen Anblick. Es waren bei Verlegung des Gerichtssitzes von Rüdenhausen nach Wiesentheid bis zur Fertigstellung des Landgerichtsgebäudes die oberen Zimmer zu Kanzleien dieser Behörden provisorisch abgetreten. Ueberhaupt hatte die Gemeindeverwaltung keine Kosten gescheuet,

als es sich 1853 darum handelte, den Landgerichtssitz hieher zu bekommen. Nahezu 10000 fl. waren erforderlich, es so weit zu bringen, und es machen sich die damals gebrachten Opfer heute noch im Gemeindesäckel ziemlich fühlbar.

Zum Marktflecken wurde Wiesentheid durch Graf Otto v. Dernbach im Jahre 1682 erhoben, Anfangs mit dem Rechte, jährlich zwei Märkte an Pfingsten und Michaeli zu halten. Im Verlaufe der Jahre kamen noch mehrere dazu, so daß gegenwärtig 5 Jahrmärkte bestehen. Die im vorigen Jahrhundert hier bestandenen Viehmärkte haben schon lange ihre Endschaft erreicht. Ein neuerer Versuch, selben wieder einzuführen, war von keinem glücklichen Erfolg begleitet. Den bedeutenden Viehmärkten des nahen Marktfleckens Kleinlangheim gegenüber war der Besuch so gering, daß sie von selbst wieder aufhörten.

Gemeindenutzungen kommen den Bürgern direkt nicht zu Statten, da die Erträgnisse des Gemeindewaldes in die Gemeindekasse fließen, und anderweitig rentirliches Gemeindevermögen so viel wie keines vorhanden ist. Den Bierpfennig kennt man hier nicht. Der Pflasterzoll wird durch Verpachtung erhoben und hiefür ein Betrag von ca. 700 Mark gelöst.

Das Siegel der Gemeinde vom Jahre 1600 enthielt drei Stengel Heidekraut. Während der Regierungsperiode des Grafen Rudolf von Schönborn kam noch der Schönborn'sche Löwe in's Wappen. So finden wir es auch in Stein ausgeführt über dem Eingangsthore am Rathhaus. Wie Wiesentheid zur Ehre gelangte auf diesem Wappen als Stadt bezeichnet zu werden, ist unbekannt. Ueberragt wird das Wiesentheider Wappen von dem gräflich Schönborn'schen Wappen, wie es Graf Rudolf führte, nemlich geschmückt mit der Kette des goldenen Vließes.

Im Rathhausarchiv befindet sich ein höchst kostbares Unicum, nemlich ein im Jahre 1732 verfaßtes gewaltiges Urbarium nebst der dazu gehörigen Generalkarte auf Pergament von dem Frankfurter Geometer Johann Heinrich Klein.

Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt.

Wie Wiesentheid in geistlichen Dingen ursprünglich als Filiale zu Schwarzach gehörte, so wurden in ehevorigen Zeiten auch die vier hohen Rugen: Mord, Brandstiftung, Diebstahl, Ehebruch oder Nothzucht von der Cent zu Stadtschwarzach gerichtet; der Wiesentheider Herrschaft stand aber die Einziehung des Verbrechers zu, und hatte der Knecht des Stadtschwarzacher Centgerichts keine Befugniß, eine Arretirung vorzunehmen. Bei diesem Centgericht, das unter freiem Himmel gehalten wurde, soll die Sitte gewesen sein, den Delinquenten am Tage vor seiner Hinrichtung mit grünem Spinate und gebackenen Fischen selbst in dem Falle zu speisen, wenn wegen des Winterfrostes der Spinat schwer zu bekommen war. Alle übrige straf- und zivilrechtliche Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt stand aber von jeher der Wiesentheider Herrschaft über ihre Unterthanen zu, wogegen Diejenigen des Bürgerspitals, und wahrscheinlich auch die des Deutschordens nach Kitzingen gehörten. Mit der Zeit waren aber die genannten vier hohen Rugen an die Herrschaft gekommen, und hatten die hiefür bestehenden herrschaftlichen Gerichtsbeamten nunmehr auch über Leben und Tod zu urtheilen. Dieser zur Reichsritterschaft gehörig gewesene Gerichtsbezirk wurde erst im Jahre 1806 dem königl. bayerischen Rezatkreise einverleibt, bildete ein Patrimonialgericht, und fiel zufolge Staatsvertrages mit der Krone Bayern vom 28. Mai 1810 an das damalige Großherzogthum Würzburg.

Im Jahre 1820 wurde dieses Patrimonialgericht zu einem Herrschaftsgericht erhoben. Als die Aufhebung dieser Gerichte im Jahre 1848 erfolgte, kam die Gerichtsbarkeit zur kgl. Gerichts- und Polizeibehörde Rüdenhausen, bis aus selber das k. Landgericht Wiesentheid hervorging.

Das Trudenplätzchen.

Ein trauriges Stück der Geschichte Wiesentheid's hat sich abgespielt auf jenem kleinen zwischen der Abtswinder und Rüdenhäuser Straße gelegenen Fleckchen, das man Trudenplätzchen heißt, und wo jene Unglücklichen, die durch die Tortur gezwungen, endlich gestanden, Hexen zu sein, verbrannt wurden; ihre Asche wurde in die Luft zerstreut. Der Glaube an die Wirksamkeit der Teufel und Hexen war in jener Zeit allgemein verbreitet. Es kann daher nicht auffallen, daß man auch hier der Meinung war, der Teufel suche sich gewisse Personen aus, um in Verbindung mit ihnen schädliche Wirkungen hervorzubringen. Die Hexenprozesse, die sich im hiesigen Archive vorfinden, sind ein trauriger Beweis von der Grausamkeit, die man sich auch hier gegen unglückliche Weiber erlaubte, die durch Geschwätz in den Verdacht der Hexerei gekommen waren. Man ging dabei meist von folgenden Voraussetzungen aus, die sich als ein blutiger Faden durch alle Hexenprozesse unseres Ortes ziehen.

Einer der höllischen Geister erscheine der Weibsperson, die er verführen will, in der Gestalt eines Edelmannes, eines Jägers, eines Jünglings und spricht in ihrer Kammer mit ihr verführerische Worte. Alle Angeklagten wollen ihn nicht erkannt haben, nach und nach aber erkennen sie ihn an seinem Bocksfuß. Er macht ihnen den Antrag, ob sie nicht sein sein wollen. Durch Schmeicheleien, durch Geldversprechungen und durch den Reiz des Vergnügens lassen sie sich endlich überreden, sich ihm fleischlich hinzugeben.

Eine Verschreibung mit dem eigenen Blut des verführten Weibes gelobt ihm Leib und Seele, sie entsagt Gott und verspricht, Menschen und Thieren so viel als möglich zu schaden. Von ihrem Buhlen erhält die Unglückliche eine Hexensalbe oder ein Hexenpulver. Mit diesem bestreichen die Unholdinnen einen Besenstiel oder eine Ofengabel, mit deren Hülfe sie die weit entfernten Versammlungen bei Greuth oder auf der Vogelsburg

besuchen können; auch reiten sie oft auf einem schwarzen Bock in größter Geschwindigkeit da und dorthin, den Teufel zu treffen. Da ißt, trinkt und tanzt man und macht sich lustig. Aus den Mahlzeiten der Hexen ist Brod und Salz verbannt. In einem Häfelein bekommen sie allerlei Flüssigkeiten, die sie nur umrühren dürfen, um Läuse zu machen, Wein zu erfrieren, Vieh zu verhexen und dergleichen. Bei der ersten Ausfahrt führt sie der Teufel in eine große Versammlung, wo sie den Großteufel finden, der in einem prächtigen Lehnstuhl sitzt, ein grünes Kleid an hat, und mit einer goldenen Kette geschmückt ist. Vor diesem knieen sie nieder und beten ihn als einen Gott an, werden auf seinen Namen getauft, und mit ihrem Buhlen, dem kleinen Teufel, der meistens Federlein, auch Käsperle, Paperlen und Zucker heißt, getraut, worauf sie wieder auf die nämliche Art in ihr Haus zurückkehren. Der neue quasi Ehemann verleitet sie oft zur Unzucht und zum Ehebruch, er treibt sie zu allem Bösen an, sie empfangen Lob, wenn sie ihm gehorchen, aber auch Schläge, wenn sie nicht seinen Willen thun. Freigebig ist er gar nicht; denn er bezahlt ihre Gunstbezeugungen sehr schlecht und nur in kleiner Münze, aus der noch dazu oft ein Ströhlein oder „liedern Flecklein" oder gar ein „Saudreck" wird. Beim Abendmahl muß sie ihm die Hostie aus dem Munde zustecken, die er dann mit einer Nadel durchsticht, worauf sie blutet. Aus dem Gefängniß will er ihr helfen, wenn sie je hineinkommt, und unter der Folter soll sie keine Schmerzen empfinden.

Dieses unsinnige System wurde als ein Evangelium geglaubt, und so lange inquirirt und torquirt, bis das unglückliche Weib, von der Marter erschöpft, Alles so eingestand, wie es die Untersuchungsrichter verlangten. Das Traurigste bei dem Verfahren gegen die vermeinten Hexen war, daß eine Aussage oder Angabe des Inquisiten, diese oder jene Person beim Hexentanze oder einer andern Zusammenkunft gesehen zu haben, hinreichte, um die Angeschuldigte einzuziehen und durch die Tortur zum Geständnisse zu zwingen. In der Hexengeschichte

sind aber immer ihre Tänze am merkwürdigsten, die zwischen 11 und 12 Uhr gewöhnlich auf dem Zollwasen dahier gehalten wurden. Man würde die Hexenprozesse für ein Gewebe von Lügen und Verleumdungen erklären, wenn nicht die Originalprotokolle auch in hiesigem Archiv vor unsern Augen lägen.

Mit dem albernen Zeug, das sie enthalten, würde sich ein ganzes Buch füllen lassen. Die Namen, weil sie Wiesentheider zum Theil noch existirende Familien berühren, müssen wir übergehen und theilen nun schließlich noch mit, daß nach den uns bekannten Hexenprozessen im Jahre 1617 vier Brände stattfanden und dabei 13 Personen verbrannt wurden, beim ersten Brand: ein Mann und vier Weiber; beim zweiten: zwei Weiber; beim dritten: ein Mann und drei Weiber; und beim vierten: zwei Weiber.

Der damalige protestantische Pfarrer Christoph Brenner, welcher die Unglücklichen auf ihrem letzten Gang zum Scheiterhaufen begleitete und ihnen noch geistlichen Trost spenden mußte, wurde für jeden Brand besonders honorirt. — Im Ganzen waren 91 Personen angeklagt, darunter 11 Männer, die andern waren Weiber. —

Bis in's vorige Jahrhundert hinein wohnten auch auf dem Trudenplätzchen die blutigen Vollstrecker der Gerechtigkeit. Da sie aber das Geschäft nicht sattsam nährte, so hatten sie rechtlichen Anspruch zu erheben auf das gefallene Vieh, und wußten sich noch in besonderen Respekt zu setzen durch die verschiedensten Curen, die sie an Menschen und Thieren, namentlich an Letzteren in ihrer Eigenschaft als Thierärzte oft glücklich machten. Sie trieben nebenbei einen kleinen Handel mit Diebsfingern, so daß sie sich im Allgemeinen nicht schlecht stunden, und sich wohl zu trösten wußten, wenn sie im Wirthshause an einem besonderen Tisch Platz nehmen mußten, und einen Krug ohne Deckel erhielten. Die trauerigste Seite ihres Metier war ohne Zweifel der Vollzug des entsetzlichen Rechtsmittels der Folterung, bei welchem es in ihrem Geschäfte lag, dem Menschen unerhörte Qualen anzuthun, und hiedurch den

Gefolterten zu Aussagen zu bestimmen, wie es die unmenschlichen Richter haben wollten. In früherer Zeit war das Eigenthum der Abdeckereien meist mit den Rittergütern verbunden, jetzt ist es überall in die Hände der Abdecker selbst übergegangen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als Wiesentheid sich mehr ausdehnte, wurde die Wasenmeisterei verlegt. Weitab von den übrigen Häusern, aber doch noch zu Wiesentheid gehörig bildet sie jetzt am Waldessaum des Flattighölzchens einen Complex kleiner unansehnlicher Gebäulichkeiten.

Die Diebseiche.

Wenn wir uns in der Nähe von Wiesentheid etwas umsehen, so finden wir, daß jetzt jedem Stücklein Boden, und selbst dem armseligsten, ein Ertrag abgewonnen wird. Das war früher anders.

In Mitte des gebauten Bodens dehnten sich große Oedungen aus, die lediglich zur Hut und Weidenschaft Verwendung fanden. Unter diesen ist besonders der Zollwasen geeignet, unsere Aufmerksamkeit etwas näher in Anspruch zu nehmen. Derselbe dehnte sich unmittelbar vom Orte bis an die Grenz-Flurmarkung aus, und stand hier mit dem Hainbachstännig, dort mit dem Trudenplätzchen in genauer Verbindung. Zwischen dem Hainbachstännig und dem Zollwasen ging die alte verkehrsreiche Straße durch, welche vom Regnitzthale aus — den Steigerwald durchziehend — nach Geiselwind kommt, und von da über Abtswind und Feuerbach ins Mainthal führte. An dieser Straße stand beim Haimbachstännig eine uralte Eiche, an welcher die zum Tode durch den Strang Verurtheilten aufgehängt wurden.

Einstmal soll's sich begeben haben, daß durch ein vorübergehendes Fuhrwerk der Delinquent abgestreift und wider Willen des Fuhrmanns bis nach Kitzingen mitgenommen wurde,

was dann Veranlassung gab, die Prozedur hier nicht mehr vorzunehmen.

Der Zollwasen findet sich in alten Urkunden als Solwasen vorgetragen, eine Benennung die zur Ansicht führt, es möchte dieser Platz vorzüglich zur Hut für Schweine bestimmt gewesen sein, so wie wir auch finden, daß die große Oedung, welche zwischen der Wingertsflur und dem Neupelsdorfer Weg lag, hauptsächlich zur Viehweide benützt worden ist, und deßwegen Ochsenwasen hieß. Ebenso wird der Weg hinter dem Schloßgarten auf die Leibhecken zu Viehtrieb genannt. Für die Schafe läßt sich der Natur der Sache nach kein besonderer Platz nahmhaft machen, da der Trieb überall hin folgte, wo solcher zuverläßig erschien. Auf einen der Gemeinde zugehörigen Grund, der ebenfalls noch mit dem Zollwasen zusammenhing, und den Namen Feuerbacherweg führte, stand das Hirtenhaus, welches erst in den 1834er Jahren abgetragen wurde. Bei der großen Ausdehnung, die das Hüten von Vieh, Schweinen und Schafen in früheren Zeiten hatte, mag das Amt eines Hirten kein unwichtiges gewesen sein. Auch läßt sich denken, welch' harte Kämpfe es abgesetzt hat, bis man sich endlich um's Jahr 1788 entschloß, die Stallfütterung einzuführen und das Hüten nicht mehr zu gestatten.

Wenn trotz augenfälliger Vortheile alte Gebräuche abgeschafft werden sollen, so haben sie stets bei einem großen Theile der Bevölkerung Widerstand erregt. Das war auch hier bei Aufhebung der Hut der Fall. Ungeachtet durch die Vertheilung fast jedes Haus in den Besitz von circa 5 Morgen Feld und Wiesen gekommen ist, gehörten doch noch lange Jahre dazu, den Vortheil einer solchen Vertheilung allgemein richtig zu würdigen. Lange dauerte aber noch das Einzelhüten fort, ungeachtet gegen dasselbe von vielen Seiten die gegründetsten Bedenken sich dagegen erhoben, bis solches endlich mehr und mehr in Abnahme gerieth und zuletzt ganz aufhörte.

Das Schießhaus.

Vor dem Orte zwischen der Rüdenhäuser und Feuerbacher Straße befand sich ein für die bürgerlichen Waffenübungen bestimmter öffentlicher Platz, mit ihm das im Jahre 1616 erbaute Schießhaus. Als aber der Besitzer des Hirschenwirthshauses Hauptmann der Bürgerwehr wurde, verlegte er die Schießübungen und Festschießen in die Nähe seiner Gartenwirthschaft unweit der Kreuzkapelle. Erst im Jahre 1834 wurde der Schießplatz gleichzeitig mit erwähntem Gartenanwesen an den Herrn Grafen Franz Erwein verkauft, welcher nun auf dem Bleichplatz das gegenwärtig bestehende Schießhaus erbauen ließ. Schon im Jahre 1669 war ein förmliches Schützencorps errichtet worden. Aus demselben ging 1780 die mehr militärisch organisirte Bürgergarde hervor, welche nicht weniger als 15 Offiziere zählte. Der Hauptmann wurde von der gräflichen Standesherrschaft ernannt. Dieser sowie ein Ober- und ein Unterlieutenant, dann der Fähndrich trugen rothgrüne Schärpen, die übrigen Offiziere aber nur Hüte mit aufgeschlagener Krempe und einem Degen an der Seite. In den 1790er Jahren erhielt diese Bürgerwehr eine rothgrüne Fahne. Am 23. September 1832 haben sich die Bürger bei der Säkular-Kirchenfeier eine neue Fahne von weiß und blauer Farbe mit dem Bayerischen Wappen angeschafft, um solche bei ihren Aufzügen mitzutragen. Die Offiziere erhielten weiß-blaue Schärpen.

Niemand hätte gedacht, daß schon im darauffolgenden Jahre wegen Befürchtung von Volksaufständen auch die Wiesentheider Bürgerkompagnie aufgelöst würde. Es durfte kein feierlicher Aufzug mehr stattfinden, und auch die Fahne nicht mehr mit Musik auf den Schießplatz getragen werden. Selbst das Tragen von aufgeschlagenen Hüten blieb untersagt, von einem Degen war schon gar keine Rede mehr. Nun entschlossen sich die Wiesentheider Bürger zur Bildung einer Landwehrabtheilung, welche die Erlaubniß erhielt, sich in altherkömmlicher

Weise am dritten Kirchweihtage mit Musik auf den Schießplatz zu begeben Seit 1845 hat sich die hiesige Landwehr wieder aufgelöst. Auch die länger bestandene bürgerliche Schützengesellschaft hat ein Ende genommen. Die feierlichen Aufzüge am dritten Kirchweihtage haben sich aber erhalten, und nehmen die Kirchweihschießen seitdem ungestört ihren Fortgang.

Schließlich sei noch erwähnt, daß im Jahre 1776 Franz Wittmann Schützenhauptmann war, an dessen Stelle der Apotheker Christian Huber trat. Darauf wurde 1780 Michael Fackelmann von der gräflichen Regierung als Schützenhauptmann ernannt. Im Jahre 1856 hat die erlauchte Frau Gräfin Sophia von Schönborn der hiesigen Bürgerschaft eine kostbare rothgelb seidene Fahne mit goldgestickter Krone und zwei gestickten Wappen verehrt. Diese Fahne wurde darauf in der Pfarrkirche geweiht, welcher Feierlichkeit auch die gräfliche Familie anwohnte, sowie sie auch das am Nachmittag stattgehabte Preisschießen, und den Abends stattgehabten Bürgerball mit ihrer Anwesenheit beehrte.

Die Apotheke.

Wer früher etwas Gutes haben wollte, mußte in die Apotheke gehen. Die Apotheker waren der Hauptsache nach Zuckerbäcker und handelten nebenbei mit Arzneien, die sie aus Italien bezogen. Das ist aber bald anders geworden. Die Apotheker dachten zeitig daran, das garstige Zeug, welches die Menschen einnehmen zu müssen glauben, lieber selbst zu machen, und gaben die Zuckerbäckerei auf. Diese Reform fand im 16. und 17. Jahrhundert statt. Erst um diese Zeit entstanden in größeren Städten die eigentlichen Apotheken. Bald folgten die kleineren Orte nach. So erhielt Prichsenstadt 1682 und Wiesentheid 1725 die erste Apotheke. Seit dieser Zeit gehören die Apotheker zu den besser situirten Bürgern des

Ortes. Im Jahre 1780 finden wir hier Chistian Huber als Apotheker. Dieser übergab zu Lebzeiten seinem Sohne die Apotheke im Anschlag zu 6000 fl., zog von hier fort und gründete in der Rhöngegend eine andere. Auf Huber junior, der ohne männliche Leibeserben starb, folgte Vornberger. Dieser verkaufte die Apotheke an Franz Mohr, der 1849 starb. Nach diesem übernahm selbe der bisherige Provisor Schrembs, gestorben 1855, auf welchen Herr Apotheker Wehenkel folgte, der die Apotheke 1875 um 24000 fl. an den jetzigen Besitzer Herrn Friedrich Kratz verkaufte. Von den uns bekannten bisherigen sechs Apothekern sind also drei hier abgestorben, die anderen drei aber haben verkauft, um sich in den Privatstand zurückzuziehen, oder anderwärts das Geschäft fortzusetzen.

Die Badersgasse.

Die Tochter Pharao's ging sich zu baden, als sie Moses fand, und Letzterer schug die Bedeutung und Wichtigkeit des Bades so hoch an, daß er in seiner Gesetzgebung den Gebrauch desselben als eine der äußeren Religionsübungen einsetzte. Rein an Körper und Seele sollte der Mensch erscheinen, wenn er Gott dienete. Auch unter Griechen und Römern gab es allenthalben öffentliche Badanstalten. Den Türken und Russen sind heute noch die Bäder ein Bedürfniß, man findet sie in jedem Dorfe. Bis in's 18te Jahrhundert hinein hatte auch bei uns fast jeder Ort eine öffentliche Badstube und mußte der Bader alle Samstag Bäder zurichten. Eine Person, die schon das h. Altarsakrament empfangen, zahlte gewöhnlich 4 Pfennige Badgeld, ein Kind nur einen Pfennig. Was ist aus diesem löblichen Gebrauch geworden? Man kennt ihn kaum mehr dem Namen nach.

Die Wenigsten wissen, daß die Gasse, welche zwischen den Amtshäusern am Fasanenbach hinaufführt, die Badersgasse hieß, weil sich da die Badstube befand. Hier pflegte Jung und Alt von Zeit zu Zeit ein warmes Reinigungsbad zu

nehmen. Seitdem man angefangen hat, die Reinlichkeit mehr auf's Aeußere zu verlegen, und den Gebrauch eines warmen Bades für Luxus zu halten, ging die zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Badstube wieder ein. Niemand weiß mehr etwas davon. Nur eine Person im Orte erinnert noch an ihren ehemaligen Bestand, es ist der Bader. Seine jetzige Hauptfunktion kennen wir Alle. Mehr als ein Fläschchen warmen Wassers bedarf er auf seinen Geschäftsreisen nicht, er langt damit vollauf. Früher war es anders, da mußte er einen großen Kessel voll heißes Wasser und trogweise das kalte haben, durfte aber auch dafür dem Müller den Bach reinigen helfen. Jetzt hat er dies freilich nicht mehr nöthig.

Eine Badstube wurde zu Wiesentheid im Jahre 1685 durch Verordnung des Grafen Johann Otto von Dernbach eingerichtet. Darin wird verboten: daß Niemand mehr fortan, „fremde Götter anbete" durch Gebrauch von „Stümplern und Störern" sei es hier oder auswärts; und zugleich geboten: „daß jeder männiglich mit Putz- und Abnehmung der Bärte, Lassung von Adern, Schröpfen und Baden, Heil- und Kurirung beifallender Schäden und dergleichen, wie es Namen haben und dessen wohl erlernter Wissenschaft eigenthümlich sein mag, sich an den neuernannten Bader wenden solle." Dieser erste Bader zu Wiesentheid hieß: Ignatzio Dotel, Bürger daselbst; nebenbei sei bemerkt, daß die Dotel'sche Familie später nach Würzburg Herzog, wo sie bis in die neueste Zeit hinein ihren bekannten Ruf in diesem Fache bewahrte. Der also aufgestellte Bader trug gräfliche „Livre und Wappen." Die Badstube war Eigenthum der Gemeinde, welche dafür einen jährlichen Pachtschilling einnahm. Eine Badstube besteht leider in Wiesentheid nicht mehr, wohl aber noch ein Bader.

Der Schloßberg.

Eine kleine Anhöhe, die sich früher zwischen Kirche, Pfarrhaus und Schloß erhob, aber seit 1846 abgetragen ist,

nannte man Schloßberg. Hier pflegte es an Kirchweihtagen lustig herzugehen. Schon am Freitag wurden Anstalten getroffen, einen Kirchweihbaum, „den Plan“, das ist die himmelragende Tanne oder Fichte aus dem Walde zu holen. Von den Planburschen mit Bändern geschmückt wurde sie mit vier Rossen unter schallendem Juchherufen in's Ort gefahren und am Samstag vor Kirchweih aufgerichtet. Um diesem Baum wurde an den Nachmittagen der drei Kirchweihtage löblicher Tanz aufgeführt, aber nicht Jeder und nicht Jede durfte daran Theil nehmen: nur wer ehelich geboren, ehr- und tugendsam, Sohn oder Tochter eines Ortsbürgers war, ward zum Tanze zugelassen; dabei aber galt: „Arm oder Reich — Ist ganz gleich.“ Ein Denkmal reiner altdeutscher Sitte! Oefters war der „Plan“ außer Bändern und Kränzen noch mit einer Uhr und andern schönen Gegenständen geschmückt. Da rangen nun die kühnen Erkletterer um die Palme des Sieges. Fürwahr kein kleines Vergnügen, wenn es Einem gelang, sich den Lohn seiner Bemühungen in Gestalt einer schönen Sackuhr herunter zu holen. Der ganze Ort nahm Theil an solch' freudigem Ereigniß, überschüttete den Glücklichen mit Lobesspendungen, mit unaussprechlichem, nicht ausgehendem Gelächter die erfolglos Ringenden. Am letzten Kirchweihtag pflegte man in den Schloßhof zu ziehen, auch dort einige Tänze aufzuführen, und die Herrschaft hoch leben zu lassen. Hatte selbe doch aus ihrem Walde alljährlich zum „Plan“ den schönen Baum gratis abgeben lassen, und konnten nun die Planbursche den von der Gemeinde erhaltenen verkaufen, und zur Deckung ihrer Ausgaben verwenden!

Bis zum Jahre 1856 hat sich dieser Gebrauch erhalten, hört aber von da an auf. Von der alten Kirchweihfeier ist etwas noch übrig: der Schützenzug am Kirchweihdienstag, ausgehend vom Platze zwischen Rathhaus und Schloßberg.

Nicht immer aber war der Schloßberg ein Tummelplatz der Lust und Freude. Auch traurige Scenen hat er schon viele erlebt. Als im Jahre 1796 längere Zeit ein vorgeschobenes österreichisches Piquet hier lag, war ein Bürger,

Namens Sturm, als österreichischer Werber aufgetreten. Er hatte eine Anzeige über Excesse österreichischer Soldaten gemacht, und dadurch ihren tödtlichen Haß auf sein Haupt geladen. Am Tage des Abmarsches erhoben die etliche 15 Mann starken österreichischen Reiter kurz vor ihrem Aufbruch ein wildes Geschrei, zogen die Hausglocken an den Amtshäusern an, und erregten einen entsetzlichen Tumult. Während desselben suchten sie Sturm zwischen ihre Pferde zu bringen, und als ihnen dies gelungen war, hieben sie ihn aus Rachsucht mit ihren Säbeln zusammen. Der tödtlich Verletzte wurde in das Rathhaus geschafft und erlag dort den erhaltenen Wunden.

Wirthschaftliche Zustände und Bauperioden.

Unsere Leser haben nun einen geschichtlichen Ueberblick über Wiesentheid. Vom 16. auf das 17. Jahrhundert war es zu einem nicht geringen Grad von Wohlhabenheit gelangt. Darauf deutet die Errichtung des neuen Gottesackers im Jahre 1584 und die Erbauung eines Schießhauses im Jahre 1618. Eine große einträgliche Winterflur dehnte sich zwischen der Lauber und Prichsenstadter Straße aus, umfangreiche Hutwasen gestatteten das Halten zahlreicher Heerden von Rindvieh, Schafen und Schweinen. Die sonst so große Flurmarkung begünstigte den Getraidbau sehr. Es war daher das Fortkommen der Einwohner gewiß mehr gesichert als in viel andern Orten, zumal Wiesentheid in seinem früheren Bestand wohl nie mehr als 40 Haushaltungen zählte, und der Aufenthalt der herrschaftlicheu Familie mit ihren Beamten dem Orte einen hohen Grad von Lebhaftigkeit verlieh.

Järkendorf, Schallfeld, Atzhausen, Untersambach, Geesdorf und ein Drittel von Abtswind gehörten hieher und mußten die dortigen Leute in Wiesentheid bei Gericht erscheinen, wodurch sich wiederum Gelegenheit ergab, Brod und Fleisch, sowie den erzeugten Wein gut zu verwerthen. Wer hätte ge-

dacht, daß dieser glückliche Zustand so bald und so schnell ein Ende nehmen könnte. Es kam der dreißigjährige Krieg. Dieser vermochte die Blüthe von Wiesentheid gründlich abzustreifen. Die Wohlhabenheit wich, der Ort entvölkerte sich, viele Einwohner kamen im Elende um, andere zogen fort. Das Vieh wurde von den zahlreichen kaiserlichen und schwedischen Streifpartheien theils geschlachtet, theils ganz weggetrieben. Die Bebauung des Feldes hörte fast auf, und auch das Wenige, was die Einwohner noch besaßen, wurde ihnen von den Soldaten mit fortgenommen. Ein kläglicher Bericht erging im Jahre 1636 von der Gemeinde- und Kirchenverwaltung an die fürstliche Regierung in Würzburg mit der Bitte, Wiesentheid von der Aufbringung der Pfarreieinkünfte zu verschonen, weil die Einwohner absolut nicht mehr im Stande seien, solche zu leisten. Eine solche Schule der Leiden brachte der dreißigjährige Krieg über Wiesentheid. Nach Beendigung desselben zählte es kaum mehr als 200 Einwohner, von diesen wenigen war die eine Hälfte protestantisch geblieben, die andere wieder katholisch geworden. Doch genug von diesem Bilde. Allmählich erholte sich der Ort und stieg seine Bevölkerung auf den alten Stand von beiläufig 500 Seelen. Wir müssen bedenken, daß sich damals Wiesentheid nur von der Mariensäule bis an die Prichsenstadter Straße ausdehnte. Mit der Zeit siedelten sich aber eine Menge Kleingütler an. Dieß veranlaßte die Vergrößerung des Ortes nach der Richtung von Feuerbach zu um's Jahr 1735. Bald genügte auch diese Erweiterung nicht mehr, und man schritt zur Erbauung der sogenannten Neustadt in den Jahren von 1768 an. Damit schließt die Erbauung von Wiesentheid ab. Nur kommt noch zu erwähnen, daß sich mitten im Ort die Straße ziemlich steil auf dem Marktplatz hinabzog. Zur Beseitigung dieses Mißstandes fanden im Jahre 1794 Abgrabungen und Auftragungen statt sammt Ueberwölbung des Baches, bis eine Correktion der Hauptstraße in gegenwärtig bestehender Weise erfolgt war Davon kommt es, daß die Häuser in der Nähe des Benefiziatenhauses mit hohen

steinernen Staffeln versehen werden mußten, um die alten Eingänge und Wohnungseinrichtungen beibehalten zu können. Mit dieser Straßencorrektion hing die Pflasterung des ganzen Ortes usammen, und wurde seit dieser Zeit successive fortgesetzt Das Pflastergeld ward in demselben Jahre regulirt.

Die Mühlen.

Die Anlage von Mühlen war früher von einer weit größeren Wichtigkeit und Bedeutung als gegenwärtig, wo die Kraft des Wassers durch Dampf zu ersetzen ist, und großartige Communikationsmittel den lokalen und internationalen Verkehr nach allen Richtungen erleichtern. Die Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft machte die Anhäufung von Lebensmitteln früher allgemein. Jede Familie war wenigstens zwei Jahre, viele sogar auf drei Jahre mit dem zum Leben Nöthigen versorgt. Die häufig eintretenden Mißernten und die darauf folgenden Theuerungen hatten zu dieser Vorsicht gemahnt, ungeachtet durch die jahrelange Aufspeicherung die Nahrungsmittel an Güte und Volumen bedeutend verloren. Zum Vermahlen dieser Getraidevorräthe bestanden in Wiesentheid von jeher drei Mühlen. Die Lohmühle an der Prichsenstadter Straße wird vom Mühlbach, die obere Mühle, auch Klesenmühle genannt, vom Sambach getrieben. Die untere Mühle — auch Hirschmühle geheißen — liegt am Bleichsee, wird in Gang gesetzt von dem vereinigten Mühl- und Sambach, und hat zugleich ein Sägewerk. Die eine gute Viertelstunde von Wiesentheid gelegene Erlachsmühle zählt ebenfalls noch zu Wiesentheid und wird von jeher hauptsächlich zum Bretterschneiden benützt. Bei dem häufig eintretenden Wassermangel blieb es in jeder guten Haushaltung Regel, sich mit einem größeren Mehlvorrath zu versehen. Wie es mit dem Getraide gehalten wurde, so geschah es noch vielmehr mit dem Wein. Nicht selten fand man Weine von sehr hohem Alter.

Der Sambachsfall.

Bei Anlage von Ortschaften bietet fast nie der Lauf der fließenden Gewässer in ursprünglichem Zustand die Möglichkeit der vortheilhaftesten Benützung zu Mühlen und dergleichen dar. Deßhalb war man auch in Wiesentheid bedacht, den Sambach mitten durch den Ort zu leiten. Hiedurch ist unweit der Ziegelei ein hübscher Wasserfall entstanden, der von einer ansehnlichen Höhe in eine tiefe Schlucht hinabstürzt, und zu gewissen Zeiten einen pittoresken Anblick gewährt. Zur Sommerzeit ist bei einigermassen günstigen Wasserstand Gelegenheit geboten, ein herrliches Sturzbad zu nehmen. In der von Laubholz überschatteten Schlucht fehlt weiter nichts, als eine Vorrichtung, sich bequem aus- und ankleiden zu können. Die Natur hat dort den herrlichsten Badplatz geschaffen, und soll derselbe in früheren Jahren auch öfters von jungen Mädchen während der Nachtzeit zum Baden benützt worden sein.

Der Stockbrunnen.

Wenn diejenigen, welchen eine Badekur nichts genützt oder sogar geschadet hat, geradeso den Erfolg der Kur ausposaunten, wie diejenigen, welche angeblich Vortheile davon gehabt haben, würden sicherlich viele Heilquellen in Verruf kommen. Dies hat der Stockbrunnen nicht zu fürchten. Er ist keine Mineralquelle, er spendet nur reines klares Wassers von der vorzüglichsten Güte. Einem artesischen Brunnen gleich quillt das Wasser aus der eingesetzten Röhre über das Mundloch hervor.

Seine Saison dauert das ganze Jahre über und er erfreut sich unausgesetzt eines fleißigen Besuches. Nicht daß es sonst keine weiteren Brunnen gäbe, nein — denn viele Häuser haben ihren eigenen Brunnen, aber deßwegen, weil der Stockbrunnen herrliches Wasser liefert, deßhalb wird fast in jedes

Haus das Trinkwasser dort geholt. Die Temperatur des Wassers bleibt zu jeder Jahreszeit gleich. Der Boden, wo die Quelle im Orte zu Tage kommt, bildet verschiedene Lagen aufgeschwemmten Landes, die in der Tiefe von einigen Metern auf Muschelkalk ruhen. Die Quelle wurde 1685 neu gefaßt und ist seit einigen Jahren mit einem schönen steinernen Brunnenstock versehen, aus dem das fließende Wasser hervortritt.

Von einem ebenso großen Wasserreichthum ist ein fließender Brunnen, der Weihersbrunnen, außerhalb des Ortes in der Nähe des Bräuhauses zum letzten Hieb. Das Wasser ist gut, bleibt aber in Qualität weit hinter dem Stockbrnnnen zurück. — Ein weiterer laufender Gemeindebrunnen ist in der Neustadt. Er empfängt sein Wasser von einer Quelle, die ein paar hundert Schritte vom Brunnen entfernt, unmittelbar an der Abtswinder Straße entspringt. Das Wasser ist weicher als alle andern und vorzüglich zum Waschen hochgeschätzt. — Der Brunnen im Hofe des Amtsboten Lüttich wurde 1863 entdeckt. Auch sein Erscheinen erinnert an einen artesischen Brunnen. Das Wasser steht dem des Stockbrunnen wenig nach und scheint bestimmt zu sein, mit der Zeit auf den Marienplatz geleitet zu werden. Würde sich das Projekt verwirklichen, diesen Platz noch mit einem Brunnendenkmal zu zieren, das Moses darstellt, und im orientalischen Style zu halten wäre, so dürfte uns wohl manche größere Stadt um diese Errungenschaft beneiden.

Die Versinnbildlichung des neuen Testaments durch die Mariensäule, — dazu nun noch die Versinnbildlichung des alten Testaments durch das größte Wunder, welches der Herr durch Moses in der Wüste wirkte — ein wahrhaft herrlicher Gedanke!

Der freundliche Leser wird nun wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wir uns in Wiesentheid auf einem reichen Quellengebiet befinden, das wohl geeignet ist, uns für den Mangel der Lage an einem größeren Fluße einigermassen zu entschädigen. Schießlich fügen wir noch an, daß sich in

früherer Zeit nicht allein vor dem Schloßgarten ein laufender Brunnen befand, sondern daß sich auch in dem Teiche des Schloßgartens eine rokokoartige Fontäne sprang, die von stolzen Schwänen umkreist wurde.

Die Mariensäule.

Unter den herrlichen Schöpfungen des rühmlichst bekannten Meisters Heideloff nimmt die auf einem freien Platze nächst der Brücke errichtete Mariensäule keinen geringen Rang ein. Es war ein glücklicher Gedanke, die Mitte des Ortes mit einem im schönsten gothischen Style gehaltenen Denkmal zu zieren, das ebenso sehr künstlerisches Interesse verräth, wie es den religiösen Sinn der Bewohner bekundet. Im Monat März 1859 begann der Bau. Die Bodenbeschaffenheit war äußerst ungünstig. Ueber 12 Fuß tief mußte der Boden ausgehoben, und auf den Grund ein Rost von Eichenschwellen gelegt werden. Nachdem am 23. desselben Monats der gegen 100 Centner schwere Sockelstein von Haßfurt hieher verbracht worden war, konnte am 25. März, als am Tage Maria Verkündigung die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen werden. Und schon am 15. August, dem Feste Maria Himmelfahrt wurde die Säule von dem Hochw. Hrn. Diözesan-Bischof Stahl eingeweiht.

Noch fehlte eine entsprechende Umfassung. Im Jahre 1865 kam aber solche auch zu Stande, und ziert nun eine Kniesteinfassung in Achteckform, sowie eine aus der rühmlichst bekannten Werkstätte von Cramer und Klett hervorgegangene schöne gothische Eisengallerie die Mariensäule.

Die Kosten der Errichtung betrugen gegen 4000 fl. und wurden durch freiwillige Sammlungen zusammengebracht.

Das Palais.

Es war der 27. Februar 1867 als Ihre Erlaucht, die verwittwete Frau Gräfin Sophie von Schönborn-Wiesentheid, geborne Gräfin zu Eltz, sich entschloß, dauernd in Wiesentheid zu verbleiben, und diesen Ihren Entschluß zur großen Freude der hiesigen Bewohner durch Ankauf eines Bauplatzes an der Rüdenhäuser Straße dokumentirte. Am 20. März 1868 waren die ersten Bauleute auf dem Platz. Da in Folge der eingetretenen Kriegsereignisse eine kleine Pause im Bau eingetreten war, so blieb die Vollendung dem Jahre 1871 beschieden. Mit Aufstellung der zwei Pfeiler des Einfahrthores konnte am 22. September der stattliche Neubau als geschlossen betrachtet werden. Herr Civilarchitekt Hergenröther war Baumeister gewesen, Hofmann hatte die Maurer- und Fromm die Steinhauer-Arbeiten geliefert.

Durch diesen Bau hat sich die genannte Frau Gräfin eine reizende Villegiatur geschaffen. Der am Palais angelegte Garten ist ebenfalls eine neue Zierde für Wiesentheid geworden, und verspricht es noch immer mehr zu werden, wenn die Bosquets und Anlagen mehr herangewachsen sein werden. Bei dem großen Interesse, das die hohe Frau den landwirthschaftlichen Interessen zuwendet, kann es nicht Wunder nehmen, daß sie einen größeren Gutscomplex in eigener Regie betreibt, und mit Vorliebe einem wohlbestellten Hühnerhof ihre Aufmerksamkeit zuwendet, in dem viele seltene Arten und Gattungen Geflügel sich um den Vorzug streiten.

Der hohe Kunstsinn der Erlauchten Frau, die als eine Kennerin von alterthümlichen Kunstsachen bekannt ist, hat nicht verfehlt, die inneren Räume ihres Schlosses ebenso prächtig als geschmackvoll auszustatten.

Bei dem großen Wohlthätigkeitssinn, von welchem die Besitzerin dieses Schlosses beseelt ist, kann es nicht auffallen, daß ihr nach Vollendung des fraglichen Baues von Seite der Wiesentheider Bürger eine große Dankes-Ovation dargebracht wurde.

Insbesondere nahm dabei der Festredner, Bader **Burger**, Veranlassung, das edle Wirken der hohen Frau als eine ununterbrochene Kette des hochherzigsten Wohlthuns zu bezeichnen, und schloß mit dem Wunsche, es möge der erlauchten Besitzerin dieses neuerbauten Schlosses gegönnt sein, noch lange lange Jahre in ungetrübter Freude darin zu wohnen.

Das Fasanenholz.

Es ist noch anzumerken, daß in ehevorigen Zeiten ein herrschaftlicher Fasanengarten zwischen der Prichsenstadter und Geesdorfer Straße anzutreffen gewesen, zu dessen Vergrößerung im Jahre 1732 die Herrschaft einen Theil des benöthigten Grund und Bodens von der Gemeinde gegen das Flattighölzchen eintauschte. Da der Fasan unstreitig einer der schönsten und schmackhaftesten Vögel unter dem Federwildpret ist, so wurde zum Schutze dieser Thiere vor alten Zeiten die Beschädigungen der Fasanerien mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft. Alles, was man für die Prosperität einer Fasanerie geeignet hält, war hier vorhanden. Sonnige und geschützte Lage, Buschwerk, gutes Wasser, Wiesen und Feld. Selbst alte höhere Bäume zum Aufbäumen fehlten nicht. Auf Abhaltung und Ausrottung des Raubzeuges wird gewiß auch die größte Aufmerksamkeit verwendet worden sein. Trotz alledem prosperirte die Fasanerie nicht. Die größte Calamität, das Abstreichen war nicht zu verhindern. Wäre diesem Auswandern vorzubeugen gewesen, so müßte die Erziehung der Fasanen immerhin lohnend gewesen sein. Von den einmal abgewechselten Exemplaren kehrte nur selten eines in die alte Heimath zurück. Das gab endlich die Veranlassung, die Fasanerie wieder eingehen zu lassen. Die dazu gehörigen Felder wurden von dem damaligen Regierungsdirektor Jörg bewirthschaftet, dem sie als Dienstgründe überwiesen waren. Von daher hieß die Dienstwohnung des genannten Beamten — jetzt Domänen-

Amtsgebäude — längere Zeit der Fasanenhof. Nebenbei sei bemerkt, daß Jörg ein selbsterfundenes Kartenspiel hier zur Einführung gebracht hat, das sich, ungeachtet hundert Jahre darüber hingegangen sind, heute noch großer Beliebtheit in Wiesentheid erfreut. Es hieß: „Gesellen Trumpf."

Vor einigen Jahren wurden in der Lag mehrere Fasanenfamilien ausgesetzt, die sich bis zum Herbst stark vermehrt hatten, und Gelegenheit zu einer königlichen Jagd gaben. Der Versuch des nächsten Jahres, die seltenen Vögel heimisch zu machen, mißglückte. Die Lag hatte sich gar bald wieder entvölkert.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß im Fasanenholz eine Quelle entspringt, die überwölbt ist. Vor etlichen 15 Jahren nahm ein junger Bursche, Namens Lehmbeuter, der im Fasanenholz gewildert hatte, seine Zuflucht in die Quelle, um der Entdeckung zu entgehen. Die Folge war, daß er sich eine Verkältung zuzog, die ihm den Tod brachte.

Der Kunstschreiner Neßtfell.

Wir würden uns an den Manen eines Künstlers zu versündigen glauben, wenn wir desselben in einer Geschichte von Wiesentheid nicht erwähnen würden. Es ist der Kunstschreiner Johann Georg Neßtfell, dessen Werke heute noch hochgeachtet in der Kunstwelt dastehen. Unter andern hat er in der Klosterkirche zu Banz, 1712—1719 von dem Bambergischen Baumeister Dintzenhofer gebaut, die Stühle des Winterchores mit vortrefflichen, aus Holz eingelegten Bildern, Darstellungen aus dem Leben des hl. Benedict versehen, und daselbst auch die Bibliothek mit kunstvollen Arbeiten geschmückt. Die Bibliothek- und Gewehrzimmer des hiesigen Schlosses hatte er gleichfalls mit vortrefflichen Arbeiten geziert. Sämmtliche eingelegten Kunstschreinerarbeiten in der Pfarrkirche und Kreuzkapelle sind von ihm. Besonders herrlich ist die Vision des h. Evangelisten

Johannes auf Pathmos an der Thüre des Tabernakels auf dem Hochaltar. Er stiftete auch den Kalvarienberg an der westlichen Mauer des Pfarrgartens, in Sandstein ausgeführt von Lukas von der Auvera im Jahre 1766.

Neßtfell, geboren zu Alsfeld in Hessen, war, jung an Jahren, nach Wiesentheid gekommen, und hatte sich hier häuslich niedergelassen. Noch bezeichnet das Urbarium das von ihm besessene Haus. Zwei seiner Töchter liegen hier begraben. Lassen wir ihm möglichst mit seinen eigenen Worten erzählen, wie er dazu kam, ein Planetarium zu construiren und auszuführen, das seiner Zeit sich selbst des allerhöchsten Beifalls Sr. kaiserlichen Majestät zu erfreuen hatte.

Während er in der berühmten Benediktiner-Abtei zu Banz, und in dem hochgräflichen Schlosse zu Wiesentheid die Bibliotheken mit kunstvoll eingelegten Arbeiten schmückte, wurde er durch Betrachtung der dort aufgestellten Erd- und Himmelskugeln und durch die ihm erlaubt gewesene Einsicht von mathematischen Büchern veranlaßt, der Astronomie etwas tiefsinniger nachzuforschen.

Er widmete von da manche schlaflose Nächte zur Beschauung des Himmelslaufes, und bildete sich selbst eine kleinere von ihm ersonnene Maschine, um in der neu angefangenen Kunst einen desto leichteren Begriff von der Bewegung der Planeten und Himmelskörper zu erlangen. Bald gelangte er zum Entschluß, dem Publiko zum Besten eine große Planeten-Maschine herzustellen. Das hölzerne Model schon erregte so großes Aufsehen, daß Kaiser Franz davon hörte, und durch den damaligen Kanzleidirektor zu Wiesentheid Neßtfell unter Zustellung eines nahmhaften Reisegeldes nach Wien berufen ließ, welchem nach sich Neßtfell mit oben erwähnten hölzernen Modell nebst einem andern von ihm erfundenen Instrument, welches zur Geometrie wie nicht weniger zur Artillerie so dienlich als nützlich ist, nach Wien verfügte. Nach alsobald erhaltener Audienz haben Sr. kaiserliche Majestät ein allergnädigstes Wohlgefallen blicken lassen, und geruhten auch die

Darreichung von 200 Dukaten in specie und eines namhaften Reisegeldes allerhuldreichst zu befehlen, sowie auch Neßtfell den Auftrag erhielt, nach dem hölzernen Modell eine neue Maschine von Messing zu verfertigen. Nach Vollendung derselben begab sich Neßtfell 1753 wiederholt nach Wien, und erfreute sich der Gnade, das verfertigte Werk Ihre kaiserliche Majestät überreichen zu dürfen. Im darauffolgenden Jahr wurde das Instrument der kaiserlichen Bibliothek nicht nur einverleibt sondern auch der Erfinder mit einer goldenen Kette und seiner jährlichen Pension allergnädigst bedacht. Neßtfell, dieser einfache Wiesentheider Bürger, ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern dachte daran, eine Beschreibung seines Kunstwerkes in Druck erscheinen zu lassen. Diese Schrift erschien unter dem Titel: Kurzgefaßte und gründliche Beschreibung der von mir Johann Georg Neßtfell erfundenen und verfertigten accuraten copernikanischen Planeten-Maschine, nebst einer Erklärung des vielfältigen Gebrauches und Nutzens derselben in der Astronomie, Geographie und Chronologie; Bamberg, gedruckt bei Georg Andreas Gartner, hochfürstl. Hof- und Domkapitulischen Buchdruckers-Wittib 1761.

Neßtfell verfertigte sogar eine zweite Planeten-Maschine, welche noch zu den Attributen der Universität Würzburg gehört. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Neßtfell in Würzburg und starb daselbst 1762. —

Ein mechanisches Genie.

Wie früher Neßtfell der Stolz der Wiesentheider gewesen war, so wurde es in diesem Jahrhundert Georg Rehhäuser. Nachdem er bei seinem Vater das Zimmermannshandwerk und in Kitzingen die Gelbgießerei erlernt hatte, ward er bald weithin bekannt durch die vorzüglichsten Pumpwerke mit messingnem Ventil, einer damals noch ziemlich neuen Erfindung. Eine ausgesprochene Neigung für das mechanische Fach veran-

laßte Rehhäuser sich vom kleinsten bis zum größten alle Werkzeuge selbst zu machen, und als er mit solchen versehen war, fertigte er nicht allein eine gegenwärtig noch in Gebrauch stehende sehr solid gearbeitete Feuerspritze, sondern sogar ein Klavier, das bis heute vortrefflich Stimmung gehalten. Nebenbei studirte er fleißig Mathematik und war bald in allen Theilen so zu Haus, daß er eine trigonometrische Rechnenmaschine fertigte, die Logarithmen-Rechnung von Grund aus verstand, und trigonometrische Feld- und Höhenmessungen vornehmen konnte. Seine architektonischen Zeichnungen sind prachtvoll, das sehen wir aus einem Plan zu dem damals projektirten neuen Armenhaus. Großes Verdienst hat sich dieser wackere Mann besonders dadurch erworben, daß er viele junge Leute im Zeichnen, Rechnen und der Geometrie gründlich unterrichtete.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle in das mechanische Fach einschlagenden Arbeiten aufführen in denen Rehhäuser Meister war. Der freundliche Leser wird gewiß schon aus diesen wenigen Zeilen mit mir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Rehhäuser ein mechanisches Genie war. Sammt alledem hat er's zu keinen irdischen Gütern gebracht, selbst den Besitz des nicht großen Hauses theilte er mit seinen gegenwärtig noch hier wohnenden ledig gebliebenen Schwestern, die sich ehrlich und redlich fortbringen und von ihrem Bruder nichts weiter haben, als die beseligende Erinnerung an das herzinnige Zusammenleben mit ihm. Sie setzen noch heute ihre Beobachtungen fort über den Feuchtigkeitsgrad der Luft mit dem von ihrem Bruder gemachten Hygroscop und viele Ausdrücke mathematischer Instrumente sind ihnen geläufig. Rehhäuser starb unverheirathet.

Unser Fromm.

In einem Quergäßchen der Neustadt steht ein kleines Häuschen, das aus Steinen der alten abgebrochenen Pfarrkirche

erbaut ist, und unsern Fromm zum Besitzer hat. Nebenan befindet sich seine Bauhütte. Die Dimensionen derselben entsprechen denen des Hauses, denn auch die Bauhütte ist nicht groß. Es handelt sich eben nicht darum, viele Arbeitsleute unterzubringen. Fromm ist Bildhauer und macht meist Alles selbst. Hier gibt es immer etwas Hübsches zu sehen, sei es ein Grabstein der in Arbeit genommen ist, ein Bildstock, ein Kreuzweg, oder ein Wappen, kurz es findet sich für den sinnigen Beschauer immer etwas Anziehendes. Stößt Du in Wiesentheid, Rüdenhausen, Abtswind, Castell und andern Nachbarorten auf einen geschmackvollen Grabstein, es wird der Fromm sein, der ihn gemacht. Aber auch größere Arbeiten lieferte er schon viele. Wir erinnern nur an das Kriegerdenkmal in Dettelbach, an die schönen Wappen mit den Löwen in natürlicher Größe am Schlosse zu Castell, an das Gräflich Schönborn'sche Wappen am Oekonomiehof zu Hallburg, an den Thurm und steinernen Altar der Todtenkapelle zu Volkach. Selbst die in Wiesentheid über den Altbach führende Brücke hat er gebaut.

Ueberall keine Wiederholung, nichts Schablonartiges, sondern stets etwas Neues. Wenn man erwägt, daß Fromm weder eine Kunstschule besucht, noch sonst in einem größeren Atelier gearbeitet hat, so dürfen wir uns wohl wundern, daß er es so weit gebracht hat. Wie er mit seinen Werken an die Oeffentlichkeit tritt, so ist auch dessen geselliger Verkehr mit Nachbarn und Nachbarsleuten ein großartiger.

Er empfängt stets viele Besuche und es wundert mich oft, wie er sie nur alle aufzunehmen vermag. Fromm, eine ächte Künstlernatur, muß besonders guter Laune sein, etwas zu rechter Zeit fertig zu bringen, daher kann man denn auch geistliche Herren, sogar Grafen bei ihm öfters fürsprechen sehen, ihre Angelegenheiten persönlich zu betreiben.

Die Feuerwehr.

Eines der nützlichsten Institute, die Wiesentheid besitzt, ist die Feuerwehr. Herr Pfarrer Johann Hartmann ist es, welcher den ersten Anstoß zu deren Errichtung im Jahre 1867 gab. Eigenhändig hat er die Satzungen entworfen, und für deren Druck gesorgt. Auf seine eigenen Kosten ließ dann dieser uneigennützige Mann den als ausgezeichneten Exerziermeister bekannten Feuerwehrkommandanten von Dettelbach kommen, wohl einen der besten Unterfrankens, — und ruhte nicht eher, bis die Organisation vollendet war. In seinen guten Absichten wurde Hr. Pfarrer Hartmann von dem damaligen Kanzlei-Direktor Englert eifrigst unterstützt. Letzterer sorgte durch Befürworten bei dem Herrn Grafen namentlich für Flüssigmachung der benöthigten Geldmittel.

So sehen wir denn jetzt mit hohem Vergnügen das trefflich militärisch organisirte Institut die schwierigsten Evolutionen ausführen; selbst der Thurm der Pfarrkirche wird ihnen nicht zu hoch, bis an's Thurmkreuz erstrecken sie sogar ihre Löschthätigkeit.

Bei den Ausrückungen erkennen wir zu unserem großen Erstaunen als Feuerwehr-Tambour den gräflichen Kanzleidiener und Portier Brehm, einen Achtziger, und in der prächtigen großen Feuerlöschmaschine, das hochherzige Geschenk Sr. Erlaucht des regierenden Herrn Grafen Clemens von Schönborn. Diese Maschine wurde aus einer berühmten Stuttgarter Fabrik für 1300 fl. angekauft, und ist ein Meisterwerk ihrer Art.

Daß die Feuerwehr den gegenwärtig ausgezeichneten Stand hat, ist das Hauptverdienst ihres Commandanten Valentin Fromm.

Statistische Verhältnisse.

Das früher hier bestandene Herrschaftsgericht bestand aus 2 Ruralgemeinden, 1 Pfarrdorf, 1 Kirchdorf, 195 Wohnge-

gebäuden, 1 Einzelnhaus, 2 Ziegelhütten, 1 Wasenmeisterei, 7 Mehl- und 2 Schneidmühlen; begriff 281 Familien, 1326 Seelen, nämlich 1262 Katholiken und 64 Protestanten, eine katholische Pfarrei und 3 katholische Schulen.

Das im Jahre 1853 gebildete k. Landgericht Wiesentheid zählt 2143 Familien und 8787 Einwohner. Dazu gehören die politischen Gemeinden: Abtswind mit Friedrichsberg, Altenschönbach mit der Lochmühle, Atzhausen mit der Pfundmühle, Castell mit der Fallmeisterei, Geyersmühle, Gründleinsmühle und Trautberg, Ebersbrunn, Feuerbach mit der obern und untern Papiermühle, Geesdorf, Greuth, Kirchschönbach mit der Fallmeisterei, Neuses a. S., Prichsenstadt mit der Lohmühle, Schaudersmühle, Wiesenmühle und Ziegelhütte, Rehweiler, Rüdenhausen mit der Bodenmühle, Dinkelsmühle, Eselsmühle, Fallmeisterei, Leiermühle, Lohmühle, Neumühle, Pulvermühle u. Ziegelei, Rüdern mit Ilmbach, Siegendorf mit Schönaich, Untersambach, Wiesenbrunn, Wiesentheid mit der Fallmeisterei und dem Obersambacher Jägerhaus, Wüstenfelden mit Herper.

Letzterer Ort ist der vom Amtssitz am weitesten entlegene, seine Entfernung beträgt 12,9 Kilometer,

Das neuerbaute Landgerichtsgebäude befindet sich in der lebhaftesten Straße des Marktes nnd enthält zugleich die Dienstwohnung des k. Landrichters. Neben dem Landgerichtsgebäude ist die Frohnveste angebaut, in der sich zugleich die Gerichtsdienerswohnung befindet.

Die seit Anfang der 1840er Jahre errichtete Posterpedition hat großen Verkehr. Es werden gegenwärtig per Jahr circa 30000 Briefe, 3600 Paquete und 1400 Telegramme befördert. Auf Postanweisungen werden durchschnittlich 80000 Mark ein- und 30000 Mark ausbezahlt; für Briefmarken 3500 Mark und für Zeitungen 2000 Mark verrechnet. Zum Postbestellbezirk Wiesentheid gehören die Orte Geesdorf, Kirchschöubach, Altenschönbach, Schönaich, Rüdern, Ilmbach und Untersambach.

In Wiesentheid befindet sich während der Sommermonate eine Beschälstation, welche gewöhnlich mit 2 Hengsten besetzt ist, und in welcher das Jahr über circa 100 Stuten belegt werden.

Zur Inspektion der Beschälanstalt pflegt dieselbe viermal von dem Landstallmeister oder den ihm beigegebenen Aufsehern besucht zu werden.

Für den Stand der Bevölkerung von Wiesentheid sind die durch die Volkszählung am 1. Dezember 1875 ermittelten Ziffern maßgebend. Darnach ist Wiesentheid von 1243 Seelen bewohnt, die zusammen in 183 Häusern leben und 272 Haushaltungen bilden. Von den Bewohnern sind 560 männlichen und 684 weiblichen Geschlechtes. Unter den Einwohnern sind 1147 Katholiken und 96 Protestanten. Nach einem zehnjährigen Durchschnitt treffen das Jahr über auf 42 Geburten 35 Sterbefälle. Von Kindern starben im ersten Lebensjahre 25 Prozent. Nach den Erfahrungen der Gebäranstalt zu München starben von 100 nicht gestillten Kindern im ersten Lebensjahre nahezu 60, von 100 gestillten Kindern nur 10. Die Unsitte, den Kindern die Brust der Mutter zu entziehen, kommt hier selten vor, daher die im Ganzen günstige Sterblichkeitsziffer bei Kindern im ersten Lebensjahre. Nach einem zehnjährigen Durchschnitt treffen auf 100 Geburten nahezu 15 uneheliche, und werden gewöhnlich das Jahr über 7 Ehen geschlossen.

Großindustrie ist in Wiesentheid nicht zu finden. Doch besteht für Colonial-, Tuch- und Schnittwaaren ein nicht unansehnliches, nach außen betriebenes und durch starken Lokalbedarf gehobenes Geschäft. Ebenso ist der Handel an Manufaktur- und Kurzwaaren, sowie in Eisen- und Farbwaaren nicht unbedeutend. In der mechanischen Werkstätte von Seeger werden Thurmuhren und verschiedene landwirthschaftliche Maschinen gefertigt, welche größtentheils in die Umgegend abgesetzt werden. Auch ein Möbelmagazin befindet sich hier, das einen gesicherten Absatz nach Köln, München und Würzburg hat. Ueberhaupt steht die Wiesentheider Möbelschreinerei in gutem Rufe. Vor

300 Jahren schon hat Wiesentheid die ganze Umgegend mit Schlosser- und Glaserarbeiten versorgt, und gingen die von Joa sogar in letzter Zeit noch bis Aschaffenburg. Alle Drechsler-, Sattler-, Tapezier- und Seiler-Arbeiten werden hier bestens gefertigt, und erfreuen sich die beiden hier bestehenden Seifensiedereien eines nicht unbedeutenden Absatzes. Selbst Gold- und Silberarbeiter, sowie Kleinuhrmacher sind gut vertreten, und können alle Kleinuhren bis zum Regulator hinauf billig bezogen werden. Eine wohl eingerichtete Färberei wird lebhaft betrieben und fehlen auch Putz- und Kleidermacherinnen nicht. Schneider und Schuhmacher haben vollauf zu thun. Bei Spenglern und Töpfern findet man stets einen größeren Vorrath von fertigen Gegenständen. Das Tüncher- und Lackirergeschäft, sowie alle Bauhandwerker sind bestens vertreten. Rühmenswerth sind die Leistungen in einem guten Hufbeschlag. Für Brod und Fleisch sorgen sieben Bäcker und vier Metzger. Zu ihrer Empfehlung dürfte anzuführen sein, daß sie großen Absatz in der Umgegend haben, und an frischem Fleisch und gutem Brod nie Mangel ist. Die hiesigen Bierbrauereien haben sich einen ehrenvollen Namen gemacht, und waren bestrebt, die praktischen Verbesserungen der neueren Zeit einzuführen. Es fehlt zum schwungvolleren Betrieb dieser Geschäfte nur Eins noch — dieß ist eine Bahnverbindung, um vornehmlich Kohlen billiger beziehen zu können, und sich weiterhin einen Export zu sichern. Möge das Projekt eines Bahnbaues im Interesse der ganzen Gegend in Bälde seine Verwirklichung finden.

Der Industrie- oder Schulgarten, wie er jetzt besteht, wurde im Jahre 1865 durch den Bader Johann Baptist Burger angelegt. Er ist mit ohngefähr 5000 jungen Bäumen besetzt, die großentheils veredelt sind, und von welchen alljährlich mehrere 100 Stück, kräftige Exemplare, verkauft werden. Die Edelreiser werden meist aus der berühmten Obstzüchterei in Geisenheim am Rhein, aus dem gräflich Schönborn'schen Obstgarten zu Gaibach, und dem ehemaligen Klostergarten Ilmbach bezogen.

Seit 1872 ist in Wiesentheid ein Bienenzüchterverein gegründet, der schon im ersten Jahre seines Bestehens 38 Mitglieder zählte, die theils dem Orte selbst, theils der Umgebung angehörten. Herr Pfarrer Reisinger von Rehweiler gab den ersten Anstoß zur Bildung desselben. Die Dzierzon-Stöcke haben rasche Verbreitung gefunden, doch stehen auch mitunter noch die alten Strohkörbe in Gebrauch.

Nach einem Manuscript des als Genealog bekannten gräfl. castellischen Kanzleiassessors und Archivars Viehbeck vom Jahre 1808 ist Wiesentheid folgendermaßen beschrieben: „Wiesentheid, ein offener sehr wohlgebauter schöner Marktflecken, gewiß einer der schönsten in Deutschland — 3 Stunden oberhalb Kitzingen gegen den Steigerwald hin an einem Bache gelegen. In 156 bürgerlichen Häusern wohnen dermalen 205 Familien und 917 Seelen, sämmtlich katholischer Religion. Außerdem befindet sich bekanntlich hier: ein sehr geräumiges Residenzschloß mit weitläufigem Garten, eine schön in neuen Style erbaute Kirche, eine außer dem Orte gelegene Kapelle, das Erbbegräbniß der gräflich von Schönborn'schen Familie, eine herrschaftliche Meierei, ein ansehnliches Rathhaus und mehrere wohlgebaute Dienerschaftswohnungen. Ferner ist hier das Justiz- und Kameralamt der Herrschaft, das gräfliche Archiv und eine besonders an ausgesuchten französischen Werken reiche Bibliothek. Der Nahrungszustand der Einwohner, welcher hauptsächlich auf Ackerbau, Viehzucht und Obstbau beruht, ist des meist sandigen Bodens der Ortsmarkung und des fast gänzlich mangelnden Weinbaues ungeachtet, ganz guter Beschaffenheit. Außer einer Apotheke, einigen Bierbrauereien, zwei Mühlen einer Ziegel- und Kalkbrennerei ist sonst noch allerlei Handwerk und Gewerbe und damit viel Städtisches hier. Durch die 1789 geschehene Aufhebung der Schäferei, Einführung der Stallfütterung und der Uebermachung des ausgetheilten Grundwasens hat der Wohlstand des Ortes sehr gewonnen. Dies verdankt der Ort vorzüglich der Liberalität des gräfl. Schönborn'schen Hauses.

III. Abschnitt.

Kurze historische Nachrichten vom gräflichen Hause Schönborn.

Im Westerwalde liegen die Ursprünge und Heimathsorte eines mächtigen hochansehnlichen Geschlechts, dessen fruchtbarer Stamm sich in mehrere Zweige verbreitete, und heute noch in drei Linien fortblüht. Sie nannten sich nach ihrem Stammsitze von Schönborn, einem Orte, der sich bis auf unsere Tage in dortiger Gegend erhalten hat.

Ein Schönborn wird schon genannt, als Markgraf Albrecht I. von Oesterreich unter Kaiser Heinrich III. diese Provinz bis an die Leitha erweiterte. Auch soll nach einer Grabschrift auf der Insel Rhodus einer aus dem Geschlechte Schönborn als Johanniter begraben sein.

Der Ritter Eucharius v. Schönborn gilt als der älteste urkundlich nachweisbare Ahne dieses Hauses. Seine Nachkommen, die eine lange Reihe tapferer Ritter bildeten, gehörten schon um's Jahr 1180 zu den reichsunmittelbaren Geschlechtern und kündigen sich bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten als eine von einem sehr alten edlen Geschlechte abstammende Familie an, deren Glieder sehr frühzeitig in Domkapiteln und fürstlichen Heerlagern erscheinen.

Mit Lehen begabt, treu der Kirche ergeben, und viele ihrer Söhne an die Klerisei abgebend, doch auch mit vielen ihrer Standesgenossen in manigfachem Hader und blutigen Streit, bewohnten sie viele Jahrhunderte hindurch den Westerwald ihr Stammland. Ihr Schloß befand sich zu Esbach. Konrad I. von Schönborn, welcher mit dem Kaiser Rudolf nach Oesterreich gekommen war, fiel in der Schlacht gegen Ottokar von Böhmen

am 26. August 1278 als oberster Bannerherr. Gottfried von Schönborn, ein Sohn Gilbert I verlor 1386 sein Leben in der Schlacht bei Sempach gegen die Schweizer an der Seite seines Herrn und Freundes des Erherzogs Leopold als praefectus legionis.

Zur hochansehnlichen Stellung eines Amtmanns pflegten in frühern Zeiten nur Söhne aus den ersten adeligen Familien von besonders hervorragenden Kenntnissen zu gelangen. Wie wir die Landgrafen von Leuchtenberg in herzoglich bayerischen, die Grafen v. Castell in würzburgischen und ansbachischen Diensten sehen, so finden wir um's Jahr 1497 einen Johann v. Schönborn in solchen der Grafen von Nassau. Auch sein Sohn Georg war Amtmann zu Weilburg geworden. Zugleich wurde dieser laut Lehenbrief des Grafen Ludwig von Nassau-Saarbrücken 1502 mit dem Schlosse Freienfels und den dort eingesessenen Leuten als Mannlehen belehnt. Allein trotz der in dieser Familie hervorragenden Talente, errungenen Ehrenstellen und einträglichen Aemter scheint ihrBesitzstand lange nicht besonders gefördert worden zu sein. Hiefür war die Zeit noch nicht gekommen. Die Ursachen lagen theils in den Verpfändungen, denen sie sich wie viele ihrer Standesgenossen nicht entziehen konnten, theils in den Theilungen. So verpfändete Johann IV. v. Schönborn 1460 seinen Hof zu Astheim und theilten laut Urkunde vom 1. August 1571 die Söhne Georg's V. Philipp und Valentin das elterliche Vermögen. Valentin erhielt das Schloß Freienfels mit Zubehör, Philipp jenes zu Eschbach, wornach beide Linien benannt wurden. Von der Esbacher Linie stammt das gegenwärtig noch blühende Haus. Philipp III. hatte drei Söhne, von welchen Georg VI. Amtmann von Amöneburg, Neustadt und Wiesbaden wurde, ein gewiß höchst umfangreicher und wichtiger amtlicher Wirkungskreis.

Auf dem erzbischöflich kurfürstlichen Throne von Köln war der lebenskräftige und lebenslustige Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg zur Ehe mit der schönen Grafentochter Agnes von Mansfeld geschritten. Es galt, das katholische Be-

kenntniß aufzugeben, und Agnes sammt dem Erzbisthum und dem Kurhute zu behaupten. Die Domherrn von Köln aber waren anderer Meinung. Es wurde das Erzbisthum für erledigt erklärt und zu der Wahl eines neuen Oberhauptes geschritten. Da erhoben sich die Grafen von Nassau sammt ihren Bundesgenossen mit bewaffneter Hand für die Sache Gerhards. Sie waren aber zu schwach, ihre Zwecke zu erreichen und hatten sich dadurch in eine üble Lage gebracht. Diese Vorgänge mochten wohl geeignet sein, Georg VI. die Dienste bei den Grafen von Nassau zu verleiden. Er entsagte seinem amtlichen Wirkungskreis und zog sich bald nach seiner Verheirathung mit Barbara von der Leyen auf sein Schloß Esbach zurück. Anders zu handeln würde sich nicht mit seinen Grundsätzen vertragen haben. Schmerzlich hätte er wohl die Trennung von angestrengter Geschäftsthätigkeit empfunden wenn er allein in der Welt gestanden wäre, und nicht eine theuere, zärtlich geliebte Gattin zur Seite gehabt hätte, deren Glück von dem seinigen abhing.

Dasselbe wurde durch die Geburt eines Sohnes erhöht, der den Namen Johann Philipp empfing. Bald folgte als zweiter Philipp Erwein nach. Beide Knaben von ziemlich gleichem Alter -- Johann Philipp war 1605, und Philipp Erwein 1607 geboren — genossen die sorgfältigste Erziehung, die bei den angeborenen Talenten zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und für die Folge diese Erwartung in ganz ungeahnt glänzender Weise erfüllten. Philipp Johann ward zum geistlichen Stand bestimmt, Philipp Erwein dagegen sollte sich für einen weltlichen Beruf ausbilden und mit der Zeit die Familiengüter übernehmen.

Kurfürst Bischof Johann Philipp v. Schönborn.

Am 30. Juli 1642 ereignete sich ganz unerwartet der tödtliche Hintritt des Fürstbischofes Franz Graf von Hatzfeld

und Gleichen. Unter den zur Wahl eines neuen Fürsten und Bischofs nach Würzburg eingeladenen Domkapitularen fand sich auch einer ein, der bei der fortwährenden Kriegszeit zugleich im kaiserlichen Heere als tapferer Offizier diente. Er hatte sich in seiner Uniform nach Würzburg begeben, da er nur die Festlichkeiten der Wahl mitmachen, dann unverweilt zu seiner Heeresabtheilung wieder abgehen wollte.

Es war Johann Philipp von Schönborn. Was er am allerwenigsten vermuthet hatte, geschah, er selbst wurde am 16. August 1642 einstimmig zum Bischofe von Würzburg und Herzog von Franken erwählt. Der Verlauf seiner 31jährigen Regierung zeigte, daß das Domkapitel keinen Fehlgriff durch seine Wahl gemacht hatte. Er stand bei seiner Erwählung gerade im kräftigsten Mannesalter. Seine Tüchtigkeit als Regent bewährte sich so sehr, daß ihn in der Folge noch zwei andere Stifter Mainz und Worms zu ihrem Herrscher sich erkoren.

Da diese Wahl ihm nicht mehr gestattete, in den Krieg zurückzukehren, so versäumte er nicht, die ihm nöthigen Weihen nachzuholen.

Von Ruhe war im Anfang seiner Regierung keine Rede, denn noch lange dauerte der dreißigjährige Krieg fort. Und wenn das Land unter demselben nicht mehr litt, so hatte es dieses zunächst der thatkräftigen Regierung dieses Fürsten zu verdanken. Endlich gönnte der westphälische Friede Muße zum Verbande der klaffenden Wunden, und um dem kirchlichen Parteihasse ein Ziel zu setzen, gewährte Bischof Johann Philipp durch den sogenannten Gnadenvertrag vom 17. Dezember 1650 beiden Confessionen in Kitzingen freie Religionsübung. So stellte der edle Landesherr äußerlich den Frieden her, dessen innere Festigung einer völlig aufgeklärten Zeit vorbehalten bleibt. Er hatte schon bei dem Friedensschlusse in seiner Eigenschaft als Erzkanzler des deutschen Reiches die größte Thätigkeit entwickelt, um denselben so bald als möglich zu Stande zu bringen. Auch versäumte er nach Eintritt desselben keine Gelegenheit, die Ordnung und den Wohlstand seines Landes wieder herzustellen.

Viele Bauten verdanken ihre Entstehung der Regierung Johann Philipps. Der im Laufe des Krieges so oft wiederkehrende Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln bestimmte ihn zur Erbauung von Mühlen. Er ist der ursprüngliche Gründer des Waisenhauses zu Würzburg: aus eigenen Mitteln erbaute er ein Haus zur Aufnahme vater- und mutterloser Waisen, worin die Knaben bis zur Erlernung eines Handwerks, die Mädchen, bis sie ihr Brod selbst verdienen könnten, unterrichtet und erzogen wurden. Philipp Johann besuchte 1653 den Reichstag zu Regensburg, wo er als Kurfürst von Mainz des Kaisers Ferdinand III. Sohn — Ferdinand IV. als römischen König krönte. Da dieser aber vor seinem Vater starb, so ward im Jahre 1657 der damals erst 18jährige Leopold als Kaiser erwählt und 1658 vom Kurfürsten Johann Philipp in Frankfurt gekrönt. Einer der edelsten Züge seiner Regierung ist die Abschaffung der gräulichen Hexenprozesse. Ein edler Mann, der Jesuit Spee war zur Zeit als Johann Philipp die Universität in Würzburg besuchte, Professor daselbst. Als Geistlicher mußte Spee wohl zweihundert Hexen zum Tode vorbereiten, und ihnen auf ihrem letzten Gang zum Scheiterhaufen beistehen. Sowohl aus ihrer Beichte, als aus den Fragen, welche er an sie richtete, erkannte er, daß sie unschuldig den Tod erlitten, und wurde dadurch dergestalt gerührt, daß er — freilich mit Verschweigung seines Namens wegen der Gefahr, die damals solche Behauptungen nach sich zogen — sein vortreffliches Buch Cautio criminalis contra sagas im Jahre 1631 herausgab. Er schilderte darin die Thorheit und Abscheulichkeit der Hexenprozesse mit so lebendigen Farben, daß der ruhmwürdige Kurfürst Johann Philipp v. Schönborn, sobald er zu dieser Würde gelangte, als der erste von Deutschland's Herrschern bewogen wurde, jenen Prozeß ganz abzuschaffen. Zwar war die wohlthätige Rückwirkung der von Johann Philipp ergriffenen Maßregeln auf ganz Deutschland nicht zu verkennen, doch nur sehr langsam war die Aeußerung derselben, denn mehr als 100 Jahre gehörten noch dazu, den barbarischen Aberglauben gänzlich zu verbannen,

und noch im Jahre 1782 wurde zu Glarus in der Schweiz eine Hexe verbrannt.

Der von seinen Zeitgenossen als einer der frömmsten, würdigsten und erleuchtetsten Fürsten geschilderte Kurfürst Johann Philipp, war allen den damals an den fürstlichen Höfen gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Vergnügungen fremd. Statt derselben widmete der thätige Fürst seine wenigen, von Regierungsgeschäften freien Stunden, literarischen Arbeiten, und verfaßte eine Uebersetzung der Psalmen und Evangelien in deutschen Reimen. Am Schlusse des Buches sind noch einige andere Gesänge beigefügt, welche beweisen, daß Johann Philipp auch auf dem Gebiete der Poesie sich frei bewegte. — Höchst bezeichnend für das treffliche Herz des Kurfürsten ist die Antwort, die er einem schwedischen Generale gab, der sich verwunderte, daß die fürstlichen Wohnzimmer nicht mit kostbaren (Schildereien) Gemälden und schönen Tapeten geschmückt seien. „Meine Schildereien“, sprach der edle Fürst, „sind meine Unterthanen, die Mauern und Wälle um die Stadt, meine Tapeten.“ Am 12. Februar 1673 machte eine Krankheit seinem Leben im 68ten Jahre seines Alters, im 31ten seiner Regierung ein Ende. Seine Leiche wurde am 25. Februar im Dome zur Erde bestattet, sein Herz aber nach Mainz gebracht. Nach Erbauung der Schönborn'schen Todtenkapelle wurde die Leiche wieder erhoben und dorthin bestattet.

Philipp Erwein v. Schönborn.

Bei Eintritt der Reformation waren im Westerwald die heftigsten Religionsstreitigkeiten entbrannt. Dieses nun, sowie die Erhebung seines Bruders Johann Philipp zu hohen Würden, veranlaßte Philipp Erwein v. Schönborn, den Westerwald zu verlassen, das alte Besitzthum seiner Familie aufzugeben und sich an der Lahn und dem Rheine niederzulassen. Alsbald vermehrte er den Besitz seines Geschlechts. Durch Erbschaft seiner

Mutter, der Barbara von der Leyen, fielen ihm Güter und Gefälle im Rheingau und im Taunus zu. Durch Kauf und Belehnungen erwarb er Vieles auf beiden Seiten des Rheines und in Franken. Die bedeutendsten dieser Erwerbungen sind die Herrschaft Heusenstamm mit Gütern in der Wetterau, die Herrschaft Gaibach in Franken mit Zubehörungen, sowie Herrschaften im Spessart und im Kahlgrunde. Diese sämmtlichen Besitzungen sind mit wenigen Ausnahmen ritterschaftlich.

Er wurde kurmainzischer Geheimrath und Oberamtmann zu Steinheim, so wie er auch von Kaiser Leopold in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben worden war. Seine Gemahlin war Ursula von Greifenklau-Vollraths, mit welcher er sich des reichsten Kindersegens erfreute, indem nicht weniger als siebzehn Söhne und Töchter dieser Ehe entsproßten.

Kurfürst Bischof Lothar Franz v. Schönborn.

Lothar Franz v. Schönborn, ein Sohn Philipp Erweins, war jung an Jahren Domherr in Mainz, Bamberg und Würzburg geworden. Im Jahre 1693 zum Fürstbischof in Bamberg und 1695 auch zum Kurfürsten von Mainz erwählt, hat er sich besonders geschichtlich merkwürdig gemacht durch großartige Bauten, die heute noch bezeugen, daß auch nach Bamberg ein Abglanz Ludwig XIV. hinschimmerte. Die von dem Freiherrn von Truchseß zu Pommersfelden ihm durch Testament hinterlassene Herrschaft Pommersfelden hat er an sein Haus gebracht, sowie die in Oberungarn gelegene Herrschaft Munkàcs theils durch Dotation vom Kaiser Leopold I. theils durch Kauf.

Wer schon einmal in Gößweinstein war, weiß, daß dort hinter der großen Wallfahrtskirche ein kleines Gotteshaus, die Marienkapelle, steht. Diese ließ der in Wiesentheid geborene Fürstbischof Johann Georg Fuchs v. Dornheim 1631 erbauen. Fürstbischof Lothar Franz v. Schönborn gründete nun auch

neben der Marienkapelle ein Kloster für Kapuziner, damit dieselben sowohl die Pfarrgeistlichkeit bei der von Jahr zu Jahr zunehmenden Menge der Wallfahrer Aushilfe leisten, als auch die in dieser Berggegend nöthigen Hilfspriester ersetzen könnten.

Besonders aber hat das gräfliche Haus diesem Fürsten viel zu verdanken. Zur Aufbringung der bedeutenden Mittel, die zur Uebernahme der Herrschaft Wiesentheid erforderlich waren, bedurfte man seiner vermittelnden Hand, und Lothar Franz hat nicht verfehlt, selbe zu gewähren. Daß Wiesentheid an das Schönborn'sche Haus überhaupt kam, ist hauptsächlich aber demselben Franz Lothar zu verdanken, indem er die Heirath der verwittweten Gräfin Eleonore v. Dernbach mit Rudolf v. Schönborn vermittelte.

Eine seltene Feierlichkeit war am 13. Dezember 1712 die Jubelfeier des genannten Kurfürsten als Domkapitular von Würzburg. Dieselbe dürfte hier um so mehr eine Stelle finden, als man daraus das hohe Ansehen ersieht, dessen Lothar Franz sich erfreute. Der Jubilar, der am 12. Dezember von Gaibach in Würzburg angekommen war, wurde am 13. Dez. in der Frühe um 8 Uhr durch eine Prozession aus dem Schönborn'schen Hof in den Dom abgeholt. In dem Zwischenraum von diesem Hofe bis zum Dom waren vier Grenadier-Compagnien in Parade aufgestellt; innerhalb des Domes bis zum Chore stand die fürstliche Leibwache. In dem Zuge wurde dem Jubilare, der vom Fürsten Philipp II. und dem Domprobste Johann Philipp Franz v. Schönborn begleitet wurde, von dem ältesten Domizillare, einem Herrn v. Hutten auf einem goldenen Becken ein Rosmarinkranz vorgetragen. Mit diesem wurde er nach dem vom Weihbischofe gehaltenem Hochamte bekränzet, und also geschmücket in derselben Ordnung in seine Wohnung zurück geleitet. Kanonendonner hatte die kirchliche Feier erhöht, der nun ein prächtiges von 2—7 Uhr dauerndes Mittagsessen, bei dem 40 Personen anwesend waren, folgte.

Am folgenden Tage begab sich der Kurfürst unter abermaliger Lösung der Geschütze nach Stetten, einem dem Dom-

probste gehörigen Orte, wo man sich vier Tage lang mit der Jagd unterhielt, worauf der Kurfürst nach Mainz zurückkehrte. Diese Feier war um deßwillen so selten als merkwürdig, weil sie bei einem Kurfürsten und Erzbischofe noch nie vorgekommen war. Lothar Franz, geboren den 4. Oktober 1655 stand bei Veranstaltung dieser Feierlichkeit im 58. Lebensjahre, und überlebte solche noch 17 Jahre. Am 30. Januar 1729 wurde er zu seinen Vätern versammelt, nachdem er 36 Jahre als Bischof und Kurfürst regiert hatte — Er ist der Gründer der berühmten Pommersfelder Gemäldegallerie und Bibliothek, zu deren Erhaltung gegenwärtig noch ein eigener Gallerie-Inspector und Bibliothekar zu Pommersfelden angestellt sind.

Melchior Friedrich, Graf von Schönborn.

Geboren den 18. März 1644, ein Bruder des Vorgenannten, brachte Melchior Friedrich von Schönborn die Tage seiner Jugend in Mainz zu, besuchte hier die gelehrten Schulen und begab sich dann noch zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung auf die damals weltberühmte Sorbonne nach Paris. Den Jesuiten nicht weniger Feind als der Reformation, hielt die Sorbonne strenge auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche und bewahrte sich jenen hohen Grad von Selbstständigkeit, der sie unbeirrt ihre eigene Richtung gehen ließ. Dieser Anschauungsweise mag wohl Melchior Friederich nicht fremd geblieben zu sein, und sie auch auf seine Söhne fortvererbt haben. Ein Mann von nicht gemeiner Stärke des Geistes und Charakters, voll Ehrgeiz und Entschlossenheit, erkannte er gar wohl die Vortheile, welche hohe Geburt, ausgezeichnetes Talent, und die Stellung als churmainzischer Staatsminister ihm gewähren konnte. Er war Willens, sie alle zu benützen und scheint darin auch von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Boineburg, kräftig unterstützt worden zu sein. Die Annalen verweilen nur selten bei den Frauen, noch weniger erzählen

sie von ihrem häuslichen Leben, aber von dieser Frau wissen wir, daß sie die ausgezeichnetste Mutter gewesen, von den Unterthanen, unter welchen sie an die Bedürftigen zahllose Wohlthaten ausspendete, — fast angebetet wurde, und keinen Tag vorübergehen ließ, ohne etwas Gutes zu stiften. Ihr Gemahl liebte sie zu innig, als daß er ihren oft schwärmerischen Eingebungen ein Hinderniß hätte entgegen setzen mögen. Die Ausspendung der eigenen Speisen von der Tafel weg für nothleidende Kranke und Hausarme gehörte nicht zu den Seltenheiten.

Im Jahre 1671 erwarb Melchior Friedrich mit seinen vier Brüdern durch Belehnung den Stammsitz der 1521 ausgestorbenen Herrn v. Reichelsberg in Franken, sammt der auf diesem Stammsitze ruhenden Stimme im Grafen-Collegium und den fränkischen Kreiskonventen.

Seinem Bruder, dem Kurfürsten Franz Lothar von Mainz, hat er die Staatsgeschäfte und des Römischen Reiches Sachen stets getreulich mitberathen helfen, und in einem sehr verwickelten Handel mit der Stadt Frankfurt das Referat geführt.

Hatte schon Philipp Erwein sich des reichsten Kindersegens zu erfreuen gehabt, so wurde er darin von seinem Sohne Melchior Friedrich noch übertroffen, der deren 18 zählte. Das erste Kind war eine Tochter, Maria Anna, geboren den 15. August 1669, das letzte ein Sohn, Lothar Franz, geboren den 19. März 1695.

Fürstbischof Johann Philipp Franz, Graf von Schönborn.

Am 18. September 1719 wurde durch einhellige Wahl auf den bischöflichen Thron von Franken erhoben der bisherige Domprobst zu Würzburg und Mainz Johann Philipp Franz aus dem gräflichen Hause von Schönborn. Er war drei Tage nach dem Tode seines Großvaters, des Kurfürsten Johann

Philipp, am 15. Februar 1673 zu Würzburg geboren. Nachdem er die ersten Bildungsstufen im Hause seiner Eltern, sein Vater war Melchior Friederich Graf von Schönborn, durchgemacht hatte, kam er zur weiteren Ausbildung für den geistlichen Stand, den er schon früh aus eigener Neigung erwählt hatte, in das Kollegium Germanicum nach Rom. Noch vier seiner sechs Brüder erwählten den geistlichen Stand und begleiteten in der Folge hohe Kirchenwürden, so wurde sein erster Bruder Friedrich Karl sein zweiter Nachfolger im Bisthum Würzburg und Bischof zu Bamberg; sein zweiter Bruder, Damian Hugo wurde Kardinal und Bischof zu Speier und Konstanz, der fünfte Bruder Franz Georg, wurde gleichfalls Kardinal und Churfürst und Erzbischof von Trier, der sechste endlich Wilhelm Marquard wurde Domprobst in Bamberg. Die beiden anderen waren Franz Erwein Rudolf Graf zu Wiesentheid, und Anselm Friedrich, kaiserlicher Kammerherr und Kavallerie-General.

Nach vollendeten Studien in Rom machte Johann Philipp Franz Reisen durch die meisten Länder und Hauptstädte Europas und bildete sich dabei in den von ihm erlernten fremden Sprachen so sehr aus, daß er sie gleich einem Eingebornen sprechen konnte. Ueberhaupt war ihm die Gabe der Beredsamkeit und die Kunst eines schönen Vortrages in hohem Grade eigen. Diese empfehlende Eigenschaften waren auch hauptsächlich die Ursache, daß er als kaiserlicher Gesandter an die Republik der Niederlande und an den französischen Hof geschickt wurde. Sogar in Rom zeigte sich seine Vermittlung fruchtbringend, indem es seinen Bemühungen gelang, die zwischen dem Papste und dem Kaiser entstandenen Mißhelligkeiten wieder so ziemlich auszugleichen, und so das zwischen beiden Höfen erwachsene Mißtrauen einigermaßen zu dämpfen. Sein Hauptwerk war die Erbauung der neuen prachtvollen Residenz zu Würzburg. Er legte hiezu mit besonderem Gepränge am 22. Mai 1720 den Grundstein. Doch erlebte er deren Vollendung nicht. Noch viele andere große Bauten verdanken ihm ihre Entstehung.

Johann Philipp Franz hatte eine große Neigung und Vorliebe für die Wissenschaften. Er bewies dieses dadurch, daß er durch alle Mittel die Universität zu größerer Blüthe zu bringen suchte. Der edle Fürst gründete einen eigenen Lehrstuhl für Geschichte, wies den mathematischen Wissenschaften ihre gebührende Stellung ein, ließ ein anatomisches Theater und einen botanischen Garten anlegen und vermehrte die Universitätsbibliothek.

Als ein staatskluger Regent verstand er es, die benachbarten Fürsten ohne Unterschied der Religion durch verbindliche Schreiben oder durch persönliche Besuche oder rechtzeitig gemachte Einladungen dermaßen sich zu gewinnen, daß er fast den Anschein einer Herrschaft über ihre Herzen hatte.

Wie angelegen er es sich sein ließ, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, läßt sich am besten aus den vielen von ihm erlassenen Verordnungen erkennen, die sich auf die Gerichtspflege, auf das Bauwesen und dergleichen beziehen. — Diesen eifrigen Fürsten ereilte aber mitten in seiner Thätigkeit ein plötzlicher Tod. Auf einer am 17. August 1724 zu Ehren des Deutschordensmeisters und Kurfürsten von Trier veranstalteten Jagd überfiel ihn ein Unwohlsein, das ihn veranlaßte, die Heimreise anzutreten. Die Krankheit vermehrte sich rasch. Angst und Schmerz trieb ihn aus dem Wagen, und er suchte im Schatten einer Eiche des nächsten Waldes Ruhe und Linderung. Der herbeigeeilte Beichtvater des Fürsten hatte nur soviel Zeit, ihm die Absolution zu ertheilen. Auf freiem Felde beim Dorfe Löffelsterz in der Nähe von Bütthard entfloh sein Geist in höhere Räume. Mitten im Dome gegenüber dem Bilde der hl. Anna wurde die Leiche beerdigt.

Fürstbischof Friedrich Karl, Graf v. Schönborn.

Friedrich Karl, Graf von Schönborn, der Bruder des am 18. August 1724 verstorbenen Fürstbischofs Johann Philipp

Franz, wurde am 18. Mai 1729 einstimmig vom Domkapitel zum Bischof und Herzog von Franken erwählt. Den ersten Unterricht genoß er zu Aschaffenburg, besuchte dann die Universität Mainz, worauf er mit seinem Bruder Philipp Franz in das Collegium Germanicum nach Rom kam. Auch er zeichnete sich in allen Wissenschaften aus und wurde von seinem Onkel Lothar Franz an den Hof nach Mainz gezogen. Bald übertrug man ihm Gesandtschaften an verschiedene Höfe. Seine Klugheit und Geschäftsgewandtheit war so groß, daß er im Jahre 1704 zu dem wichtigen Posten eines Reichskanzlers ernannt, vom Kaiser nach Wien berufen wurde. Damit stand er von 1704—1734 als erster Minister an der Spitze des deutschen Reiches. Obgleich Friedrich Karl bisher nur mit den weltlichen Reichsangelegenheiten sich beschäftigt hatte, so entwickelte er doch nach der Uebernahme seiner Regierung einen ungemeinen Eifer für alle Obliegenheiten, die ihm als obersten Seelenhirten seiner Unterthanen zukamen. Ungeheuer groß ist die Zahl derjenigen, die das Sakrament der heiligen Firmung durch ihn empfingen, eine Menge Kirchen hat er geweiht, viele selbst erbaut. Um alle bischöflichen Verrichtungen ausgeübt zu haben, weihte er sogar im Dome zu Bamberg eine Glocke.

Unter ihm wurde die neue Residenz, jener wunderprächtige fürstbischöfliche Palast zur Vollendung gebracht, unter dessen mächtigem Bau sich gewaltige Kellergewölbe ausdehnen, welche zu den großartigsten in Deutschland gehören, und in denen noch heute die Perlen der fränkischen Weine ruhen. Die Errichtung der springenden Brunnen in Würzburg sind sein Werk. Friedrich Karl's thätiger Sorgfalt verdankt auch Kissingen die Auffindung seiner reichhaltigsten Heilquelle, des Ragozy.

Der Anstoß, welchen sein Bruder Philipp Franz zur Hebung der Universität gegeben, wirkte fort. Friedrich Karl ließ einen Reformationsplan entwerfen, welcher unter dem Titel: „Verordnung und verbesserte Einrichtung der würzburgischen Universität 1743“ in Druck erschien, und welchen

der treffliche Fürst selbst mit den schönen Worten einleitete, daß er die Nothwendigkeit einsehe, der Universität nach allen ihren Theilen eine solche Ordnung zu geben, wie es die gegenwärtigen seit Bischof Julius merklich geänderten Umstände der Zeiten und unseres geliebten deutschen Vaterlandes erforderten, damit die freien Künste und Wissenschaften nach ihrem wahren Grunde und völligen Begriffe mit besserem Nutzen und Erfolge gelehrt werden. Insbesondere veranlaßt durch den Obristen Balthasar Neumann, den genialen Erbauer der Würzburger Residenz, errichtete er auch einen eigenen Lehrstuhl für Civil- und Kriegsbaukunst.

Daß Friedrich Karl zu einem der tolerantesten geistlichen Fürsten gehörte, geht aus Nachstehendem hervor. In den 1720er Jahren entstanden an manchen Orten Mißhelligkeiten über die von neuem erhobenen Ansprüche der Katholiken an das protestantische Kirchengut, dessen Besitz die Katholiken eine rechtlose Usurpation nannten. Wo es möglich war, wollten sie sich dasselbe wieder aneignen, und zwangen dadurch die Protestanten zu Beschwerden. Da bewirkte Friedrich Karl, daß dem Kurfürsten von der Pfalz und Mainz, sowie dem Fürstbischofe von Speyer in einem kaiserlichen Anschreiben vom 9. März 1720 die Wiederherstellung der Rechte ihrer evangelischen Unterthanen und die Aufhebung der dieselben kränkenden Verfügungen, als dem westphälischen Friedensschlusse entgegen, befohlen wurde.

Nicht minder ist weltgeschichtlich bekannt, daß im Jahre 1731 durch Intoleranz des Erzbischofs Firmian von Salzburg 22 Tausend evangelische Einwohner wegen harter Bedrückungen aus ihrer alten Heimath auswanderten. Sie suchten sich ihre neuen Wohnstätten meist in Preußen. Ein Theil dieser erbarmenswürdigen Karawane sollte durch das Hochstift Würzburg kommen. Der fürstliche Beamte von Dettelbach war beauftragt, die zu Rothenburg ankommenden Emigranten durch das Stift in das koburgische Gebiet zu geleiten. Am Ende dieses Durchzugs stattete der k. preußische Commissär Göbel in einem am 29. August 1731 aus Oettingen an den Fürst-

bischof Friedrich Karl zu Würzburg erlassenen Schreiben seinen Dank ab für die humane Behandlung, die er den armen Emigranten zu erweisen befohlen hatte. Außer dem ungehinderten Durchzug, der über Mainbernheim, Wiesentheid, Prichsenstadt und Schweinfurt ging, war ihnen Nachtquartier, Verpflegung und Vorspann in der bereitwilligsten Weise gewährt worden.

Vergebens suchte aber Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, den Fürsten Friedrich Karl zu bewegen, ihm für seine Leibgarde schöne und große Leute aus dem Bürger- und Bauernstande seines Hochstiftes zu überlassen.

Wie Viele wallen in ihrem frommen Sinn alljährlich aus hiesiger Gegend nach Gößweinstein, wissen aber nicht, daß die schöne Wallfahrtskirche die Schöpfung eines Mitgliedes desselben hohen Hauses ist, das den Gründer des dortigen Franziskanerklosters unter seine Sprossen zählt — nämlich Friedrich Karl von Schönborn, der sie selbst am 14. Mai 1739 einweihte.

Der in alle Staatsverhältnisse tief eingeweihte Fürstbischof hatte sehr bestimmt die einstige Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer vorausgesagt, ja sogar sich selbst für den letzten geistlichen Fürsten gehalten. Es war im Sommer des Jahres 1748 als der edle Fürst erkrankte, doch war er nach acht Tagen wieder so weit hergestellt, daß er einen werthen Gast, den Herzog Karl von Lothringen, mit vielen Freuden- und Ehrenbezeugungen empfangen konnte. Aber am zehnten Tage brach die Krankheit in der Form eines Fiebers abermals hervor, von welcher er sich nicht mehr erholen konnte. Am 25. Juli 1746 war er verschieden. Er hatte 73 Lebensjahre nicht ganz vollendet, 17 Jahre regiert und war der älteste der damals in Deutschland lebenden Bischöfe gewesen.

Rudolf Franz Erwein, Graf v. Schönborn.

Es würde die Grenzen des vorliegenden Schriftchens weit übersteigen, wollten wir versuchen, das Leben und Wirken der

vielen berühmten Männer und edlen Frauen geschichtlich darzustellen, die das erlauchte Haus hervorgebracht hat; ja es ist nicht einmal möglich nur in kurzen Umrissen all jener zu gedenken, die fürstliche Throne geziert haben. Wir müßten erzählen, in welch' zerüttetem Zustand Hugo Damian das Bisthum Speier übernommen, wie viel er und sein Land in damaligen Kriegszeiten zu leiden hatte, aber wie es seiner vortrefflichen Umsicht und Herrschergabe bald gelang, geordnete Verhältnisse herzustellen; wir müßten erzählen wie ein Georg Franz, nachdem er mitten im Krieg zu den schwierigsten diplomatischen Versendungen nach Spanien und in die Niederlande verwendet worden war, das alte Reichsbisthum Worms sammt der gefürsteten Propstei Ellwangen erhielt, und in der Folge noch Kurfürst von Trier wurde. Wir müßten mit Anselm Franz Kriegsdienste unter Prinz Eugenius nehmen, um Zeuge sein zu können von der vielen Liebe und Freundschaft, die der junge Graf von jenem alten erprobten Kriegshelden erfuhr, dessen Thaten heute noch in Volksliedern fortleben. So findet sich eine höchst ehrende Zuschrift des hochberühmten Helden Eugenius an Graf Rudolf zu Wiesentheid in dem gräflichen Schlosse dahier vor.

Es ist jetzt aber Zeit unsere Aufmerksamkeit dem vierten Sohne Melchior Friedrichs zuzuwenden, um uns nicht zu weit von Wiesentheid zu entfernen.

Rudolf Franz Erwein, geboren den 23. Oktober 1677, theilte mit seinen Brüdern die gleich vortreffliche Erziehung und war früh an den kaiserlichen Hof nach Wien gekommen. Wem könnte es Wunder nehmen, daß er bei der dieser Familie eigenen herzgewinnenden Freundlichkeit selbst vom Kaiser sich hoher Auszeichnung zu erfreuen hatte, und lange über die ursprünglich festgesetzte Zeit dort zurückgehalten wurde. Bald finden wir Rudolf Erwein wieder in Mainz, wo er zu den höchsten Würden emporstieg und als erster kaiserlicher Commissair höchst wichtige Reichsangelegenheiten zu vertreten hatte. Seinen Bemühungen gelang es, sie glücklich zur Beendigung

zu bringen. In Anerkennung der großen geleisteten Dienste wurde er darauf vom Kaiser mit dem prächtigsten Ritterorden der Welt, dem Ehrenzeichen des goldenen Vließes geziert, deßhalb tragen die gräflich Schönborn'schen Wappen am Schlosse, an der Pfarrkirche und dem Rathhause aus dieser Zeit das goldene Vließ.

Um diese Zeit lernte er auch die junge, erst 22jährige und nur kurze Zeit mit Graf Otto von Dernbach verheirathet gewesene Wittwe Eleonore, geborne Gräfin v. Hatzfeld-Gleichen, kennen und reichte 1701 ihr die Hand.

Damit kam die Reichsgrafschaft Wiesentheid nach einer von der Schönborn'schen Familie geleisteten Hinauszahlung von 42000 fl., die dem adeligen Damenstift ad Sanctam Annam zuflossen, 1704 an Rudolf Franz Erwein von Schönborn.

Noch waren die Lehenverhältnisse mit Castell nicht geordnet. Die Auseinandersetzung blieb eine äußerst schwierige. Zehn Jahre vergingen bis solche zu Stande kam. Gegen eine Abfindungssumme von 20000 fl. und einem besondern Kaufgeld von 100 Dukaten entsagten endlich die Grafen v. Castell ihren Ansprüchen auf den ihnen zustehenden Antheil und ging Wiesentheid nunmehr in mannslehnbarer Eigenschaft an Franz Rudolf Erwein v. Schönborn über. Damit ist zugleich von Seite Castell's auf das Patronatsrecht der Pfarrstelle Verzicht geleistet worden.

Während der Regierungsperiode dieses Grafen erwachte ein neues noch nie gesehenes Leben in Wiesentheid. Eine Menge Arbeiter waren da und dort in angestrengtester Thätigkeit. Es wurde die Kreuzkapelle erweitert, die Kirche erbaut, der Garten verschönert, das Schloß vergrößert und eine Kapelle daselbst eingerichtet. Ein eigener Schloßgeistlicher, der zugleich Erzieher der gräflichen Kinder war, wurde angestellt. Derselbe wohnte im Schlosse, hatte dort Offizierstisch, mußte alle Morgen die h. Messe lesen, und die täglich stattfindenden Abendandachten leiten. Für diesen Schloßgeistlichen hatte Graf Rudolf eigenhändig eine interessante Instruction 1744 verfaßt. Selbst eine

Schloßwache wurde bestellt, und die schon erwähnte Fasanerie angelegt.

Die Grafen v. Wolfsthal, welche einen schwarzen Wolf in ihrem Wappen führten, waren 1726 ausgestorben. Der letzte derselben hatte Graf Rudolf Erwein als Sohn adoptirt und demselben seine sämmtlichen Güter testamentarisch hinterlassen. Vermöge früher mit dem Grafen v. Buchheim abgeschlossenenen Erbverträge kam nunmehr auch der Besitz dieser in Oesterreich begütert gewesenen Familie an das gräfliche Haus Schönborn. Auf den Buchheim'schen Besitzungen hatte das Erbtruchsessenamt in den österreichischen Landen ob und unter der Ens geruht. Zugleich mit den Besitzungen und dem Erbtruchsessenamt kam nun auch das Buchheim'sche Wappen an das Schönborn'sche Haus. Dieses Wappen zeigt auf schwarzem Grund drei goldene Garben und auf einem besondern Schilde einen goldenen Reichsapfel zur Bezeichnung des Erbtruchsessenamtes.

Am 22. Sonntag nach Pfingsten den 3. November 1732 erlebte Rudolf die hohe Freude, die von ihm erbaute Pfarrkirche durch seinen eigenen Bruder, den Fürstbischof Friedrich Carl von Würzburg, geweiht zu sehen. Neunhundert Personen wurden dabei gefirmt.

Aus seiner Ehe mit Eleonore sproßten sieben Töchter und zwei Söhne. Unter den Töchtern sind merkwürdig Eva Theresia als Aebtissin des von der Gräfin Anna Maria v. Dernbach gestifteten St. Annastiftes von Würzburg — und Johanna als Stifterin der Schloßkaplanei in Wiesentheid. Von seinen beiden Söhnen ward Melchior Friedrich Domkustos von Mainz und starb vor ihm, der andere Josef Bonaventura ward sein Nachfolger in der Grafschaft. Rudolf selbst starb am 22. September 1754 im Schlosse zu Gaibach plötzlich am Schlagfluß: es war der Tag des hl. Mauritius, des Patrons der von ihm neu erbauten Pfarrkirche zu Wiesentheid. Die Beisetzung der Leiche fand in der Kreuzkapelle statt an Seite seiner ihm im Tode vorausgegangenen Frau Eleonora.

Josef Bonaventura, Graf v. Schönborn.

Josef Bonaventura Graf v. Schönborn, geboren den 8. Juli 1708, übernahm nach des Vaters bedauerlichem Hintritt die Herrschaft Wiesentheid im Jahre 1754.

Während seiner Regierungsperiode wurde 1766 mit dem Grafen Eugen Erwein, dem Sohne und Fideicommißnachfolger des Grafen Anselm Franz und deren beiden Söhnen ein neues Familiencompactat abgeschlossen, das von Kaiser Joseph II. die Bestätigung erhielt. Kraft eines im Jahre 1711 errichteten Hausvertrages waren nämlich im Hause Schönborn zwei Linien entstanden, die eine von dem Grafen Rudolf Erwein, die andere von dessen jüngerem Bruder Anselm Franz gestiftet, welche nach den Stiftern derselben die rudolfinische und anselmische genannt worden. Derselbe scheint ein sehr edler, gutmüthiger und auf das Wohl seiner Unterthanen väterlich bedachter Herr gewesen zu sein, wie aus verschiedenen Verordnungen, die er an die Bürgerschaft Wiesentheids erließ, und die noch vorhanden sind, hervorgeht. Seine Gemahlin war Bernhardine, geborne Gräfin v. Blettenberg. Dieselbe führte einen glänzenden Hof, wodurch ihrem Gemahl manche finanzielle Verlegenheiten bereitet wurden. Graf Bonaventura starb den 24. Januar 1772 in Wiesentheid.

Hugo Damian Erwein, Graf v. Schönborn.

Die anselmische Linie war 1801 im Mannsstamme erloschen, und es blühte demnach in Hugo Damian nur noch die rudolfinische Linie fort, auf welche das offen gewordene anselm'sche Fideicommiß sich vererbte. Hugo Damian Erwein war geboren den 27. Oktober 1738 zu Wiesentheid, und stand somit bei Uebernahme der Herrschaft im 34. Lebensjahre. Den 27. Januar 1763 hatte er sich mit Maria Anna, Gräfin von Stadion-Thanhausen, vermählt. Er wirkte vorzüglich auf die

Verschönerung und den Wohlstand Wiesentheids sowohl, als aller seiner übrigen angehörigen Ortschaften und Unterthanen unter dem Beirathe seines weisen und bestgesinnten Regierungs-Direktors Jörg durch Einführung einer allgemeinen trefflichen Polizeiordnung, und durch andere auf die Beförderung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels nützlich wirkende Einrichtungen.

Von besonderer Bedeutung für den Ort Wiesentheid ist die von ihm gestiftete Baukasse. Dieser verdankt Wiesentheid zum größten Theil sein freundliches und schönes Ansehen. Der Stiftungsbrief datirt vom 1. Juli 1792. Aus dieser Kasse bekommt jeder Einwohner auf Verlangen das zum Hausbau nöthige Kapital unverzinslich, nur muß er sich verbindlich machen, dies Kapital binnen 10 Jahren in Raten zurückzubezahlen, und das Haus in zwei Stockwerken aus Stein aufzuführen. Durch diese Einrichtung wurde die Baulust nicht wenig angeregt und belebt.

Hugo Damian ist auch der Stifter einer Amtsarmenkasse für alle Orte und Unterthanen der Grafschaft Wiesentheid, — und einer „Hülfskasse für allgemein nützliche Anstalten" zur Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen. Auch gründete er zum Besten der gräflichen Beamten eine Wittwen- und Waisenkasse. Seiner ordnenden Hand gelang es, das Schulwesen zu verbessern, die Justizpflege zu befördern, und namentlich viel hat er auch für Straßenbauten gethan.

Während der französischen Revolutionszeit war seine Schwiegermutter, die Gräfin Anna Maria v. Stadion, vor den Franzosen von Mainz nach Wiesentheid geflüchtet und starb hier, 70 Jahre alt, bei ihrer Tochter.

Im Jahre 1806 errichtete Hugo Damian wieder durch seinen ältest gebornen Sohn Franz Philipp die zu Wien ausgestorbene Linie der Schönborne; dem zweitgebornen Sohne Franz Erwein gab er seine ansehnlichen Besitzungen in Franken und am Rheine, dem drittgebornen Friedrich Karl wurden die übrigen Besitzungen in Böhmen zu Theil. — Er zog, wohl

aus Ueberdruß über die Zeitverhältnisse, zu welchen die Mediatisirung gehörte, von Wiesentheid im Jahre 1807, nachdem er noch gleichsam zum Abschied die herrliche Thurmuhr im Werthe von 800 fl., — ein Meisterwerk des hiesigen Uhrmachers Johann Jung der Gemeinde geschenkt hatte, — nach Böhmen ab und starb im Jahre 1817.

Franz Erwein, Graf von Schönborn.

Franz Erwein v. Schönborn, Graf und Herr zu Wiesentheid, war geboren am 7. April 1776. Er hatte ein für alles Schöne und Edle reich empfängliches Gemüth. Nachdem er die Humanitätsstudien durchgemacht, und auch auf mehreren Hochschulen sich in den höheren Wissenschaften gründlich ausgebildet hatte, hielt er sich mit besonderer Vorliebe oft längere Zeit in England auf, zu welchem Lande er sich stets besonders hingezogen fühlte. Durch Lektüre und Umgang mit den vortrefflichsten Männern seiner Zeit lernte er dort die Freisinnigkeit der englischen Verfassung kennen, und wurde bald ein Bewunderer des brittischen Constitutionalismus. Die freie innere Ueberzeugung stellte ihn ganz auf den Boden des Repräsentativsystems. Aber auch das viele Schöne, das Franz Erwein dort und in Italien gesehen, blieb nicht ohne Einfluß auf seine ästthetische Bildung. Alle Anordnungen, die er in der Folge nach Uebernahme der Grafschaft Wiesentheid traf, sind Muster eines guten Geschmackes.

Vor allen anderen Orten hatte sich insbesondere Gaibach seiner Fürsorge zu erfreuen. Ganze Reihen von Häusern, die dem Schlosse die schöne Aussicht benahmen, wurden niedergerissen und an schicklicheren Plätzen in schönem rustischen Style neu aufgebaut, und zwar auf seine Kosten; ein neues Schul-, Gemeinde- und Pfarrhaus errichtet; die schöne Kirche durch Hinwegschaffung der niedrigen Hütten frei im Sonnenlichte hingestellt, und ihre Umgebung mit Gartenanlagen geschmückt,

der ganze Ort gepflastert, durch denselben eine bequeme sehr solide Kunststraße nach Volkach, Zeilitzheim, Kolitzheim, Fahr und Sulzheim geführt, und eine reitende und fahrende Post in Gang gebracht.

Die Kunstschätze, die das gräfliche Haus besitzt, wurden nach einem von ihm eigens angegebenen Plane auf seine Schlösser vertheilt, deren jedes auch einen ganz eigenthümlichen Charakter dazu hat. In dem prächtigen Pommersfelden befindet sich die rühmlichst bekannte Gemälde-Gallerie, bestehend aus einer auserlesenen Sammlung der vorzüglichsten Meisterwerke und eine vorzüglich an Incunabeln und seltenen Handschriften reiche Bibliothek.

Das Schloß Gaibach mit seinem Park ist durch die Constitutionssäule und den Schmuck der Gartenanlagen bekannt genug.

Seine warme Theilnahme für vaterländische Stiftungen bethätigte der erlauchte Herr durch eine Gabe von 4000 fl. zu den Kreishülfskassen Ober- und Unterfrankens, sowie durch einen bedeutenden Beitrag zur Irrenanstalt in Würzburg.

Von Wiesentheid führt eine wahre Kunststraße nach Neuses am Sand und von da nach Gerolzhofen; eine nach Rüdenhausen und Castell und von da auf die Nürnberger Chaussee; eine nach Feuerbach und von da nach Kitzingen; eine nach Geesdorf und von da nach Schlüsselfeld und eine nach Reupelsdorf. Zur Erbauung dieser Straßen hat Franz Erwein sehr beträchtliche Unterstützungen geleistet, und überhaupt durch seine energische Verwendung sehr viel zur Zustandebringung dieser und vieler andern Straßenbauten in den Orten und Bezirken seiner Aemter Pommersfelden, Weiher, Weiler und Zeilitzheim beigetragen.

Als König Max seinem Volke eine Verfassung gegeben, zog ein Jubel durch das Land, und alle Herzen schlugen vor Freuden.

Franz Erwein, von dem wohlthätigen Einfluß auf die Wohlfahrt des Vaterlandes fest überzeugt, und selbst von dem

Geist ihrer großen Idee beseelt, wollte dieses in den Annalen der Geschichte Bayerns so merkwürdige Ereigniß durch ein Denkmal verherrlichen. Er errichtete die Constitutionssäule, die auf dem Gaibach nächst gelegenen Sonnenberg zu stehen kam. Am 25. Mai 1821 ward in Gegenwart des damaligen Kronprinzen Ludwig und seiner Gemahlin Therese der Grundstein gelegt, und im Oktober 1825 die Säule vollendet. Es ist eine eigene Ironie des Schicksals, daß der Bürgermeister Behr von Würzburg, mit welchem König Ludwig I. schon öffentlich Arm in Arm gegangen war, wegen einer unbedeutenden Rede, die er bei einem Kirchenfeste zu Gaibach gehalten hatte, auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause (Festung) verurtheilt ward und vor dem Bildniß des Königs Abbitte thun mußte. Er wurde erst 1848 wieder aus dem Kerker hervorgezogen und erschien dann in der Paulskirche zu Frankfurt als Mitglied des deutschen Parlaments. Diese Maßregelung machte auf das Gemüth des edlen Grafen Franz Erwein, der seinen liberalen Grundsätzen unerschütterlich treu geblieben war, einen ungemein schmerzlichen Eindruck. Man erzählt sich, daß er von dieser Zeit an bei Gelegenheiten, wo er mit König Ludwig I. hätte zusammentreffen können und sollen, es vermied, demselben zu begegnen.

Am 26. Juli 1802 hatte sich Franz Erwein mit Ferdinandine Gräfin von Westphalen zu Fürstenberg verehelicht Leider entriß ihm der unerbittliche Tod am 11. August 1813 die noch im jugendlichen Alter von 32 Jahren stehende treue Gattin, indem sie nach der Geburt ihres vierten Kindes, des Grafen Franz im Schlosse zu Wiesentheid sterben mußte. Dieser Todesfall wirkte so erschütternd auf sein Gemüth, daß er beschloß, ihr Sterbezimmer zu einer neuen Schloßkapelle einzurichten, und sogleich nach ihrem Hinscheiden Anstalten hiezu traf. Am 5. Dezember 1840 folgte Franz Erwein seiner Gemahlin Ferdinandine im Tode nach. Er hatte noch gesund und wohl das Schloß Reichartshausen verlassen, und sich nach Frankfurt a/M. begeben, um einige Angelegenheiten zu besorgen

Da erkrankte er plötzlich, und war schon nach Verlauf von wenigen Tagen im „römischen Kaiser" daselbst verschieden. Seine Leiche wurde in einem großartigen Trauerzug nach Wiesentheid abgeführt und am 14. Dezember Abends 6 Uhr unter Fackelbegleitung in der Kreuzkapelle beigesetzt.

Erwein v. Schönborn, Graf und Herr zu Wiesentheid.

Erwein v. Schönborn, Graf und Herr zu Wiesentheid, war geboren am 25. Mai 1805. Als der älteste Sohn des Grafen Franz Erwein, folgte er seinem Vater in der Regierung am 5. Dezember 1840. In seine Regierungsperiode fällt das Jahr 1848, welches den größten Theil der hohen Privilegien, die das erlauchte gräfliche Haus bis dahin noch besessen, mit Einem Federzuge vernichtete. Es gehörte die ritterliche Anschauung eines Grafen Erwein dazu, die erlittenen Verluste mit Gleichmuth hinzunehmen. Wir tragen, um die Abtrennung dieser Privilegien im Zusammenhang darzustellen, darüber Folgendes nach.

Durch Artikel XXIV der rheinischen Bundesacte war die Herrschaft Wiesentheid dem Könige von Bayern subjicirt worden. Der formelle Akt, wodurch diese Subjicirung ausgeführt worden ist, war der Procés verbal de remise vom 8. September 1806, durch welches Kaiser Napoleon I. die Herrschaft Wiesentheid dem Könige von Bayern durch seinen Commissär übergeben ließ. Im Jahre 1810 ist von Seite des damaligen Hauptes des gräflichen Hauses Schönborn auf die Criminal-Gerichtsbarkeit, wie auf die bis dahin bestandene Justizkanzlei freiwillig Verzicht geleistet worden, und war somit die höhere Gerichtsbarkeit an das Königreich Bayern übergegangen.

Das Jahr 1848 brachte nun weitere Verluste an früher garantirten Rechten und Verträgen, so das Gesetz vom 4. Juni 1848 die Aufhebung der standesherrlichen und gutsherrlichen Gerichts-

barkeit; — kraft desselben Gesetzes die Aufhebung, Fixirung und Ablösung von Grundlasten, — sowie die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden. — Im Jahre 1833 wurde Ihre Erlaucht die hochgeborne Frau Gräfin Sophie, eine geb. Gräfin zu Eltz die treue Lebensgefährtin des Grafen Erwein. Es war ein Jubel in Wiesentheid, als im Wonnemonat Mai das jugendliche Ehepaar hier aufzog. Am Freudigsten bewegt war Franz Erwein über die von seinem Sohne getroffene Wahl. Der seelenvolle Blick der Schwiegertochter sagte ihm voraus, daß seinem Sohne Erwein an der Seite einer solchen Frau das nach menschlichem Ermessen höchste irdische Glück beschieden sein müsse. Und es hat nicht gelogen diese Ahndung. Das Leben der Familie war und blieb ein sehr glückliches bis zum Jahre 1865. Da kehrte wieder einmal der Todesengel im gräflichen Hause ein. Es war der 29. April, der das schöne Band, welches Graf Erwein an die Gattin knüpfte, zerreißen sollte. Am 4. Mai trugen sie ihn hinaus, und setzten seine Leiche in der gräflichen Familiengruft der Kreuzkapelle bei seinen Vätern bei.

Neuere Erwerbungen der gräflich Schönborn'schen Standesherrschaft in Franken.

Es liegt nicht in der Absicht nachstehender Zeilen, all' die Besitzungen anzugeben, welche das erlauchte Haus gegenwärtig innehat. Doch soll ein Versuch gemacht werden, die belangreichsten Erwerbungen der neueren Zeit in Kürze darzustellen.

Die Karthause Illenbach war nach Säkularisation der Klöster mit ihren Gütern vom Staate veräußert worden, und schließlich in den Besitz des Privatier Friedel gekommen. Von diesem kaufte im Jahre 1840 die gräflich Schönborn'sche Standesherrschaft den bedeutenden am Fuß des Steigerwaldes gelegenen Grundbesitz, und vergrößerte solchen vom Jahre 1842 an weiter durch Ankauf der ganzen Flurmarkung Rüdern.

Unweit von Werneck lag der große nach dem nebenliegenden Dorfe Ettlauben (Ettleben) benannte „Ettlauber"-See. Mit Rohrschilf, Binsen und Gras reichlich bewachsen, bildete er früher einen fetten Weideplatz für die Viehheerden der benachbarten Ortschaften. Ueber das Vorrecht der Weide und des Grasens in demselben erhoben sich zwischen den Dorfgemeinden Geltersheim und Bergrheinfeld heftige Streitigkeiten, welche sogar in Mord und Brand ausarteten. Bischof Embrich brachte endlich 1139 einen gütlichen Vergleich beider Dörfer zu Stande. Diese von der Wern durchströmte und mit der Zeit zu Wiesen kultivirte Fläche enthält im Ganzen 857 Morgen und wurde im Jahre 1872 um 340000 fl. vom Staate, dem sie bei Säkularisation des Hochstifts Würzburg zugefallen war, an die gräflich Schönborn'sche Standesherrschaft verkauft.

In demselben Jahre erwarb auch die genannte Standesherrschaft die 832 Morgen große Flurmarkung Wadenbrunn von dem Privatier Kretzer in Mainz.

Durch Kauf und Tausch wurde von der gräflichen Standesherrschaft im Jahre 1874 auch Tugendorf erworben mit der ganzen ehemaligen Flurmarkung von circa 800 Morgen. In einem Urbarium des Klosters Ebrach vom Jahre 1340 kommt Tugendorf als: „Tuchendorf" vor, und bestand schon damals dieser Ort aus sechs Huben, einem Feld-Lehen im Buchholz und einem Weinberg in Valkemberg, von welchen die Bewohner jährlich XVI. tal. hall, III $^1/_2$ mal. Winterweizen, ebensoviel Hafer, und sieben Fastnachtshühner an's Kloster zu reichen schuldig waren.

Gegenwärtiger Familienstand.

Das dermalige Haupt der Wiesentheider Linie mit dem vormals reichsständischen Besitz in Franken und ihren übrigen Besitzungen im Königreiche Bayern, im Großherzogthum Hessen, in dem vormaligen Kurfürstenthume Hessen, dem vormaligen

Herzogthume Nassau, und dem Gebiete der vormaligen freien Stadt Frankfurt a. M. ist Clemens August Emmerich, Graf von Schönborn, Graf und Herr zu Wiesentheid, Buchheim, Wolfsthal, Herr zu Reichelsberg, zu Heppenheim und des Landgerichtes Krombach, dann der Herrschaften Gaibach, Pommersfelden, Weiher, Hallerndorf, Heusenstamm, Arnsfels, Schönborn, Mautern, Weiherburg, Munkàcs und St. Miklos, erblicher Reichsrath des Königreiches Bayern und erbliches Mitglied der ersten Kammer des vormaligen Herzogthumes Nassau, geboren den 8. Oktober 1810, vermählt den 20. Oktober 1833 mit der Gräfin Irene Bathiany.

Kinder: 1) Marie Athenais Josephine Ferdinandine, geboren den 21. Januar 1840 und vermählt den 3. Oktober 1875 mit dem Grafen Brandis.

2) Elma Sophia Maria, geboren den 20. Mai 1841 und vermählt den 28. Dezember 1872 mit dem Reichsfreiherrn Karl von und zu Frankenstein.

3) Arthur Franz Maximilian, Erbgraf, geboren den 30. Januar 1846, vermählt den 12. April 1871 mit der Fürstin Stephanie von Hohenlohe-Schillingsfürst.

4) Friedrich Carl Emmerich Joseph, geboren den 10. März 1847.

5) Maria Irene Caroline, geboren den 12. Dezember 1848, vermählt den 20. Oktober 1873 mit Marquis Bojano.

6) Clemens Philipp Erwein, geboren den 12. Juli 1855 — sämmtliche: Grafen und resp. Gräfinnen von Schönborn-Wiesentheid.

An Vorrechten stehen dem gräflichen Hause Schönborn noch zu: das Recht des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit, das Standschaftsrecht in der Kammer der Reichsräthe des Königreiches Bayern, das Recht der Familien-Autonomie, die Befreiung von aller Militärpflicht, das Recht auf besondere Courtoisie, insbesondere auf den Titel „Erlaucht“, dann Seitens des Hauptes des Hauses, sich „Graf und Herr“ zu nennen,

und des Prädikats „Wir“ sich zu bedienen, das Recht des Kirchengebetes und Trauergeläutes, die Verlassenschaftsverhandlungen, welche Mitglieder des gräflichen Hauses betreffen, durch seine Kanzlei vornehmen und erledigen zu lassen. Es steht dem Haupte des Hauses das Recht zu, Vormundschaften für Glieder seiner Familie zu bestellen, das Recht, eine Ehrenwache zu halten, die Befreiung der Schlösser, welche der Standesherr bewohnt, von Einquartierungen Königlicher Truppen, das Recht der Befreiung vom Zolle für alle zum Hausbedarf erforderliche Consumtibilien, die Befreiung der Schloßgebäude von der Haussteuer, das Recht des Erlasses von $^1/_3$ der Jahressteuer, als Aequivalent für die frühere gänzliche Steuerfreiheit, und das Recht ein eigenes Collegium unter dem Titel „Domänen-Kanzlei“ zur Verwaltung der Güter und Renten zu bilden, welchen die Vertretung der Standesherrschaft übertragen werden kann, den Mitgliedern dieses Collegiums entsprechende Titel, als Direktor, Räthe zc. zu verleihen und den Beamten Uniform zu geben.

IV. Abschnitt.

Geschichtliche Notizen über Ortschaften, Klöster, Schlösser und Kirchen.

Reichelsberg.

Das Gesammtwappen des gräflichen Hauses Schönborn enthält auf bevorzugtem Platze in einem rubinfarbigen Felde drei silberne Schilde, von denen einer unten und zwei oben stehen. Sie führen dieses Wappen als die Herren zu Reichelsberg. Wo liegt dieses Reichelsberg und worin besteht in kurzen Umrissen dessen Geschichte? In nächster Nähe von Kreglingen liegen die Trümmer der Veste Reichelsberg. Als älteste Besitzer dieser Burg werden uns die Grafen von Hohenlohe-Brauneck genannt. Nach dem Erlöschen derselben im Jahre 1390 hatten die Bischöfe zu Bamberg und Würzburg die Lehenshoheit darüber, und erscheint 1401 die Familie v. Weinsberg mit dieser Veste belehnt. Unter der Regierung des Fürstbischofes Johann Philipp v. Schönborn aber wurden die Agnaten desselben mit dem Bezirke Reichelsberg als einem Rittermannslehen belehnt, so daß diese sich nun Herrn zu Reichelsberg nannten, und in ihr Wappen den Geschlechtsschild der dort erloschenen Dynastie aufnahmen. Durch eine wundersame Verkettung participirt nun die Frau Erbgräfin v. Schönborn wieder an dem Wappen einer Herrschaft, die sich schon vor 600 Jahren im Besitze ihrer hohen Stammverwandten befand.

Wir haben so eben Kreglingen genannt, und können dabei nicht umhin, den dortigen Amtmann auf ein Hochgericht zu begleiten, das er bis zum Jahre 1646 alljährlich in

dem uns mehr benachbarten Marktsteft und fünf anderen Orten, die man die Ansbachischen Maindörfer nannte, abzuhalten pflegte. Bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein herrschte allenthalben eine derbe Gemüthlichkeit, und an Festen entfalteten sich oft eigenthümliche Arten von Belustigungen. So berichten uns die Chroniken jener Zeit ausführlich von dem Zulauf von Fremden bei den Hochgerichten, die jährlich dreimal im Februar, Mai und um die Zeit der Weinlese in den genannten Orten abgehalten wurden, und bei denen es aber trotz des schrecklichen Namens sehr friedlich herging.

Das Hochgericht war nämlich nur ein großes Gelage, welchem die Würzburger Domprobstei, weil sie die Zehenten aus der Gegend bezog, die Atzung bezahlen mußte. Es kamen jedesmal der Amtmann des Ansbach'schen Städtchens Kreglingen nebst seinen Beamten und deren Frauen, vielen Jägern und Spielleuten, und die hielten ein reichliches Mahl. Auf der Straße stand eine große Kufe Weins, aus der Jeglicher nach Herzenslust schöpfte. Das Fest dauerte jedesmal 24 Stunden. Eine Uebereinkunft mit der Domprobstei machte 1646 dem löblichen Gebrauch ein Ende.

Abtswind.

Dieser schon öfters genannte mit einem Graben umfangene Ort liegt am Fuße des Steigerwaldes, drei Viertel-Stunden von Wiesentheid entfernt. Er ist der erste Ort unter dem Steigerwald, wo der größere Weinbau anfängt, doch sind es hier keine eigentlichen Häcker, sondern mehr Bauern die ihn betreiben. Auch ziehen die Einwohner viele Vortheile von den beträchtlichen Gemeinde- und Privatwaldungen. Berühmt sind die großen Steinbrüche, aus welchen ein grauer leicht zu bearbeitender Sandstein gebrochen und weitumher verführt wird. Die großen Statuen auf der Brücke zu Würzburg sind aus diesen Brüchen. Die Residenz zu Würzburg

die Schlösser in Castell, zu Rüdenhausen, die Pfarrkirche zu Wiesentheid und sonst viele andere berühmte Gebäude verdanken dem Abtswinder Sandstein ihre Entstehung.

Im Jahre 1281 wurden die Einkünfte von den Orten Rüdern und Illenbach dem Kloster Schwarzach, jene aber in Abtswind den Söhnen des Dienstmanns, Albert Fuchs von Stockheim zugewiesen. Im Jahre 1286 eignet Conrad von Wildberg dem Dienstmann Heinrich v. Castell vier Huben und zwei Häuser in Abtswind und Wiesentheid. Im Jahre 1320 verkauft die Wittwe Arnolds von dem Rinne ihre Güter und Einkünfte zu Abtswind an's Kloster Ebrach. Im nämlichen Jahre überlassen an das nämliche Kloster Herold, genannt Fuchs, seine Frau Anna und ihre Söhne Conrad, Heinrich, Johann und Theoderich ihre Güter und Einkünfte in Abtswind für 55 Pfund und 3 Soliden. Bis 1364 war Abtswind nach Rüdenhausen eingepfarret, in diesem Jahre aber wurde es davon getrennt und erhielt eine eigene Kirche und Pfarrei. Der Zehenden gehörte vor seiner Ablösung dem Würzburger adeligen Damenstift, doch wurden auch gewisse Güter und Distrikte von Castell und der Pfarrei zu Wiesentheid bezehndet. Die jetzt hier befindliche Apotheke befand sich früher in Rehweiler. Ueberhaupt ist Abtswind ein Ort, in dem sich gut leben läßt. Schöne Bierkeller mit vortrefflichem Stoffe und noch bessere Weine laden dahin zu einem Besuche ein. Weit berühmt sind diese Abtswinder Weine, besonders die vom Altenberge. Dabei sollte aber auch nicht versäumt werden, der Kirche mit Allem was dazu gehört, einen Besuch abzustatten. Es weht uns hier ein gutes Stück Mittelalter an. Nirgends hat sich die Umgebung einer Kirche in so vortrefflich gutem Stand erhalten, wie gerade hier. Da kann man noch sehen, wie im Mittelalter die Kirchen als kleine Festungen betrachtet wurden, in welche sich die Einwohner flüchteten, um von da aus Leben und Eigenthum nicht selten mit dem besten Erfolg zu vertheidigen. Starke, fast haushohe Umfassungsmauern, innerhalb welchen man die Todten zu begraben pflegte, mit

Brustwehren und zur Vertheidigung bestimmten Mauerumgängen, kleine Eingänge, schmale Fensteröffnungen, die als Schießscharten für Stahl- und Armbrustschützen dienten, lassen sich gar wohl hier unterscheiden. Selbst an dem Thurme erkennen wir noch die Stelle, wo er mit Zinnen für die übrige Wehrmannschaft gekrönt war, welche von hier aus mit Pfeilen, Steinen, Wurf- und Schleudergeschütz den Feind abhielten. Selten sind die „Gaden", Ueberbauten über Keller in der Umfassung der alten Kirchhöfe, so schön erhalten, wie hier. Leider haben dieselben in letzter Zeit eine theilweise Einlegung erfahren. Der Geschichtsfreund müßte höchlich bedauern, wenn damit fortgefahren werden sollte. Die alterthümliche Kirche hat besonders im Jahr 1705 auch viele bedauernswerthe Veränderungen sich gefallen lassen müssen, um mehr Licht in die innern Räume zu bringen. Nur einige Fenster bei dem Altare blieben in ihrer ursprünglichen Gestalt. Auch wurde sie damals von dem Orgelbauer Amblinger zu Würzburg mit einer neuen Orgel versehen. Das Innere der Kirche enthält einen prachtvollen gothischen Altar mit Flügelthüren, in dessen Mitte das Meisterwerk eines unbekannten Bildhauers — die Mutter Gottes mit dem vom Kreuze abgenommenen Heiland — als Vesperbild thront. Die Mutter Gottes mit dem lieblichen Ausdruck von Andacht, worin sich der Schmerz und die Wehmuth um den dahingegangenen Sohn mit göttlicher Ergebung paart, neigt das holde reine Haupt leicht gegen den Entschlafenen. Der Zauber, welcher diesem Hochbilde aufgeprägt ist, macht es unbestreitbar zu einem großen Meisterwerk, und die Kirchengemeinde hat sehr wohl daran gethan, gewissen puritanischen Gelüsten entschiedenen Widerstand entgegen zu setzen, sich diesen Schatz nicht entreißen zu lassen. Wer nicht von Kindesbeinen eines Andern gelehrt worden ist, der dürfte nach Besichtigung dieses Bildes wohl in Versuchung kommen, dem Marienkultus zu huldigen. Die Gemälde an den Flügelthüren stellen Scenen aus der heiligen Schrift dar, außen auf dem rechten Flügel — der Evangelienseite — Maria Verkündigung und Anbetung

der hl. drei Könige, auf dem linken Flügel Maria Heimsuchung und die Erscheinung des Aufgestandenen bei seiner Mutter. Das Innere der Flügel zeigt Holzschnitzereien in Hochbildern, nämlich links eine Jungfrau in einfachem Gewand und herabfliegendem Mantel mit goldener Krone auf dem Haupte und einen Kelch in der rechten: St. Barbara! Rechts aber sind zwei Gestalten nebeneinander abgebildet, gleichfalls Jungfrauen, die eine mit einem Blumenkörbchen in der Hand: St. Dorothea! und die andere in der rechten ein zur Erde gesenktes Schwert und in der Linken das Stück eines zerbrochenen Rades: St. Katharina!

Nach dieser ernsten Betrachtung wollen wir aber nun jetzt der lebenden Generation einige Aufmerksamkeit schenken. Auf das Wasser hält der Abtswinder nicht viel, es scheint ihm wohl dienlich und nützlich zum Waschen und Kochen, aber als Getränk hat es in seinen Augen nur geringen Werth. Er zieht unter allen Umständen den Wein entschieden vor. Von der Mutterbrust weg muß sich der junge Weltbürger an den Wein gewöhnen. Hat er die Kinderschuhe ausgetreten, und zur großen Freude seiner Eltern es zu einer gewissen Virtuosität gebracht, so hält man ihn durch diese Gottesgabe für hinlänglich erstarkt, den schwersten Arbeiten zu obliegen. Es gilt den Pflug zu führen, die Wiesen zu düngen, den Weinberg zu bearbeiten, das Holz zu hauen, die Trauben zu keltern, den Schnaps zu brennen, — kurz er hat alle Hände voll zu thun, und es ist ihm gar wohl zu gönnen, wenn er dem stets offen dastehenden Weinkrug fleißig zuspricht. Mit Beruhigung sehen wir an den kräftigen Gestalten der wehrhaften Jugend, daß von einem Rückgang des menschlichen Geschlechts hier keine Rede ist. Mit einem offenen Kopf begabt, wird vielen die Heimath zu eng. Es ziehen Viele in die Ferne, manche nach Amerika, andere in die größeren Provinzialstädte unseres Landes. Hier beginnt der Abtswinder gewöhnlich mit Errichtung einer kleinen Schenke, in welcher der in der Heimath gebaute Wein verleitgabt wird. Bald wird aus ihm ein größerer

Weinhändler oder auch ein größerer Restaurant. Wir erinnern nur an das uns mehr bekannte Regensburg, wo die Zehgruber und Schad zu den wohlgelittensten und achtbarsten Bürgern der Stadt zählen. Lange bevor er ihren Heimathsort kennen lernte, hat der Verfasser dort mit Abtswindern Bekanntschaft gemacht. Er hat damals freilich nicht daran gedacht, daß er seinerzeit auf das wenig rentable Unternehmen verfallen könnte, in Ermangelung andern Revisionsstoffes die Gotteshaus- und Gemeinderechnungen mit Revisionsnotaten zu beleuchten. Es ist geschehen und er legt das Resultat seiner Arbeit in nachstehendem Protokolle nieder. Wir ersehen aus der Gotteshaus-Rechnung, daß der abkommende Pfleger schon vor mehreren Jahrhunderten nie in der Verlegenheit war, einen Ueberschuß zu übergeben. Jedes Jahr übersteigen die Ausgaben etwas die Einnahmen und mußten schon im Jahre 1621 an den Gotteshauspfleger Bastian Salzmann 4 fl. 8 Pfund 1 Pfg. rückvergütet werden, die er mehr ausgegeben, als eingenommen. Vor dem dreißigjährigen Krieg finden wir immer eine kleine Einnahme aus dem Klingel- oder Almosenstock verzeichnet, während des dreißigjährigen Krieges aber heißt es im Rubrum: Aus dem Klingel- oder Almosenstock: Nichts. Bei den Ausgaben spielen schon vor 300 Jahren die Zehrungskosten eine große Rolle. Da sich wohl der Pfarrer nicht an den förmlichen Zechgelagen betheiligen konnte, man selben aber nicht leer ausgehen lassen wollte, kaufte man einen Eimer des besten Weins und verehrte ihm solchen zum Versuchen. Er wird ihn wohl angenommen haben, denn ich finde nicht, daß er dieses Geschenk refüsirt hat. Auf Kosten der nicht unbedeutenden Einnahmen dieses Gotteshauses erhielt der Gemeindeknecht jährlich ein Paar Schuhe, wurden dem Pfarrer sein weißer Chorrock — damals trugen auch protestantische Pfarrer noch weiße Chorröcke — das Jahr über mehrmal gewaschen und schön gefaltet, erhielten die Kinder „uff den Charfreitag" Wecken, auch dann, wenn sie Mayen in die Kirche trugen oder zu Ostern den Kirchhof kehrten, wurden sie mit Wecken trak-

tirt. Oefters bekamen sie auch große Oblaten zu Geschenk. Die Glockenstränge müssen damals recht herzlich schlecht, oder sehr stark strapazirt worden sein, denn man findet sehr häufig Beträge für selbe verrechnet. Gezehrt wurde, wenn zu Jakobi oder Martini von Obersambach der Zins eingenommen wurde, wenn ein neuer Pfarrherr oder Schulmeister aufzog, bei jeder „Aufrichtung eines Registers", so oft eine Sitzung gehalten, wenn die Wiesen „ausgegangen", ein Schuldner gemahnt, wenn der Tag vom Pfarrer, Schulmeister oder Gotteshauspfleger war, oder wenn mit dem alten Gotteshauspfleger abgerechnet wurde. Selbst der locus secretus des Herrn Pfarrers wurde auf Kosten des Gotteshauses gesäubert. Am flottesten wurde aber bei Hochgerichten auf Gemeindekosten gelebt. Da labte sich die gnädige Dorfsherrschaft, erquickten sich die Beamten, zechten die Schultheißen, mit ihnen der Schulmeister und Gemeindeknecht, überhaupt alle, welche beim Abhören der Rechnung ein Wort mitzusprechen hatten. Es wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß stets ein ganz ehrsames Gericht verzehrt wurde. So wurden laut einer Spezifikation im Jahre 1686 — 12 fl. 9 Pfd. 2 dl. und im Jahre 1705 — 22 fl. 26 Pfd. 1 dl. verzehrt, eine für die damalige Zeit höchst bedeutende Summe. Letztere Rechnung schließt mit den Worten: „Demnach bei hier gehegten Hochgericht gegenwärtige Gemeinderechnung öffentlich abgelesen und sonst wohl durchgegangen worden, alsweit selbe hiemit in allen Punkten ratifiziret, außer daß der Zehrung wegen etwas weniges zu erinnern stünde." Der Beamte, welcher das Hochgericht abgehalten hat, muß die verzehrte Summe denn doch für etwas stark gehalten haben. Das genirte aber nicht, es blieb noch lange bei dem alten Gebrauch. Auf Gemeinderechnung wurde gezecht, wenn dem Vieh die Hörner sind abgeschnitten worden, wenn ein neuer Heerdochs geholt, oder der alte geschlachtet wurde; wenn man den Gemeindesee besetzte, und wie die Austheilung geschah, als „die Lüneburgischen Völker" hier waren.

An der Kirchweih wurde der Kirchweihfrieden vom Rathhause herab verlesen. Daß dann auch etwas gezecht wurde, versteht sich wohl von selbst. Noch um's Jahr 1580 ging zur Erhöhung der „Kirchweihfeierlichkeit“ ein Mann im Harnisch herum. Gezecht wurde, wenn solche, die in Arrest waren, wieder herauskamen. Da heißt es im Jahre 1705: „Es wurde verzehret, als die zu Wiesentheid Verarretirten aus dem Arrest kommen sind, – aus lauter Freuden.“

Wer jetzt die Orgel hört, ahnt wohl nicht, daß 1705 viele Krüge Wein auf Gemeindekosten hinter die Binde gegossen wurden, bis solche einmal zu Stande kam. Es wurde gezehrt, als ein Orgelmacher allhier gewesen, und wegen der Orgel akkordiren wollen, aber nichts aus dem Akkord worden; dem Cantori Rothnagel zu verzehren gegeben, als er nach Würzburg gegangen und die Orgel größer bestellet; es wurde verzehrt in der Spiesin Haus, wie man mit Herrn Amblinger akkordiret, und ihm die Orgel zu machen überlassen gehabt; es wurde verzehret von den Herren Schultheißen und Burgermeistern, Gotteshausmeister und Orgelmacher, als letzterer bezahlt wurde, es wurde verzehret, als die Orgel von Herrn Cantor zu Castell visitiret und eingeweihet worden. Alle diese Ausgaben sind motivirt, aber denn doch finden wir häufig die drei Schultheißen und Burgermeister ohne alle Begründung im Verzehrungsgeschäft. Es wäre höchst indiskret von mir, mit den Herren weiter ins Gericht zu gehen und bemerke schließlich nur noch, daß in der guten alten Zeit Abtswind drei Schultheißen und Bürgermeister hatte, einen füchsischen, einen castell'schen und einen ebrachischen. Sogar ein Gerichtsschreiber befand sich allda.

Auf die an interessanten Momenten reiche geschichtliche Vergangenheit von Abtswind kann in vorliegenden Zeilen leider nicht näher eingegangen werden. Ein ganzes Büchelchen wäre hiezu erforderlich. Eine Urkunde vom 22. Juli 1281 läßt keinen Zweifel, daß Abtswind in sehr genauen Beziehungen zur Abtei Münsterschwarzach stand. Auch in dem Urbarium

des Klosters Ebrach vom Jahre 1340 kommt Abtswind oft und zu wiederholtenmalen vor. Mancherlei Dokumente und Urkunden sind aber in Abtswind selbst vorhanden, aus welchen sich viele sichere Nachrichten über die früheren Zustände und Verhältnisse schöpfen lassen. Dahin gehört ein in lateinischer Sprache gefertigtes Schreiben des Bischofs Albrecht von Hohenlohe d. d. Würzburg 1364, in welchem derselbe Abtswind erlaubt, sich von der Rüdenhäuser Gemeinde zu trennen; dann ein gleichfalls lateinisch abgefaßtes Schreiben des Domdechants und Domkapitels vom 14. Juli 1396 desselben Betreffs. In der Gemeinderegistratur befindet sich eine höchst interessante Urkunde aus dem Jahre 1629 von dem Notar Philipp Sartorius, die Reformation von Abtswind betreffend, ebenso Aktenstücke aus der Reformationszeit vom Jahre 1631. Es sind diese Dokumente für die Verabfassung einer Reformationsgeschichte der Grafschaft Castell bei den spärlich fließenden Quellen unschätzbar und wären wohl werth, einmal veröffentlicht zu werden. Auch Criminalartikel und Urtheile über mehrere hier verurtheilte und hingerichtete Verbrecher aus dem 17ten Jahrhundert bieten viel Interessantes, ebenso ein Signatschreiben des Schultheißen und Bürgermeisters zu Markt Geiselwind vom 15. Dezember 1649. Ferner sind in Beziehung auf die Geschichte von Abtswind die vorhandenen Gemeinde- und Gotteshaus-Rechnungen von hohem Werth. Viel Interessantes enthalten auch die zum Theil noch vorhandenen Gemeinde- und Hochgerichtsprotokolle. Auf dem Kirchenboden ist noch die Stelle zu sehen, an welcher die Folter angebracht war, womit man dem Inquisiten peinlich zusprach, um ihn zum Geständniß zu bringen.

Während der Unruhen und Drangsale des dreißigjährigen Krieges verödete Abtswind so, daß zum Beispiel beim Kronenwirthshaus das Gras zum Fenster herauswuchs.

Am 12. und 28. August 1730 kamen zwei Züge von ausgewanderten Salzburger Protestanten hier an. Der erste Zug zälte 70, der andere 300 Personen. Sie wurden mit Glocken-

geläute empfangen und erhielten die rührendsten Beweise von Theilnahme an ihrem herben Geschick. Von diesem Emigrantenzug starb hier ein altes Mütterchen. Sie war 86 Jahre alt und freute sich, in einem protestantischen Ort sterben zu können. Am 27. Nov. 1806 segnete hier Frau Franziska Henriette Eleonore v. Bülow, Gemahlin des k. polnischen und kursächsischen Obristlieutenant der Cavallerie und Rittmeister bei der Garde du Corps Friedrich Christian Ludwig von Bülow, eine geborne Gräfin von Castell—Remlingen, das Zeitliche. Schon mit 38 Jahren Wittwe geworden, hatte sie 45 Jahre in Abtswind gelebt, und besaß daselbst das Haus, welches jetzt das Sternwirthshaus ist. Der castell'sche Lehenrath Johann Michael Reeser, welcher gleichfalls hier wohnte und ein eigenes Haus besaß, verwaltete die Revenuen ihres Vermögens.

Man erzählt sich, daß sie eine sehr accurate Frau gewesen sei, und ihn oft bitter habe empfinden lassen, wenn er nicht genau nach ihren Vorschriften verfuhr. Der Herr Lehenrath soll sich dann jedesmal die Beweise der Ungnade sehr stark zu Herzen genommen haben, und sei dann immer gar lange untröstlich darüber gewesen. Der Mann muß sich aber nicht schlecht gestanden haben, denn er hinterließ ein sehr bedeutendes Privat-Vermögen und starb erst 1824 im hohen Alter von 84 Jahren.

Eine üble Erinnerung haben die im Jahre 1813 hier gelegenen Russen hinterlassen. Von einem derselben wurde ein Weib auf der Wiese am Oberend ermordet. In einem schauerlichen Andenken steht auch das Jahr 1844 durch mehrmals wiederholte Brände, bei denen der Verdacht der Brandstiftung nur allzu begründet war. Der eine Brand geschah am Osterfest, den 7. April Abends 10 Uhr; ein zweiter am Himmelfahrtstage. Am 19. September heulte die Sturmglocke zum dritten Male. Diese Ereignisse haben dem Orte viel schwere Sorgen und empfindliche Kosten bereitet. Möchten solche Schreckenstage in Abtswind niemals je wiederkehren!

Der Aichbronnen und das Hainbachstännig.

Zur Erforschung und Bearbeitung der früheren Geschichte von Abtswind fehlt es wie überall an sicheren geschriebenen Quellen, und man muß sich daher in dieser Hinsicht mit ungeschriebenen begnügen. Um so erwünschter ist es, daß noch mehrere stumme Denkmäler und mündliche Ueberlieferungen vorhanden sind, die doch wenigstens einiges Licht auf die frühere und älteste Geschichte von Abtswind werfen. Denn wie unsicher und zweifelhaft auch die einzelnen Quellen an und für sich sein mögen, so führen dieselben doch zu Resultaten von einiger Sicherheit, wenn sie untereinander übereinstimmen.

Einige Tausend Schritte von Abtswind entfernt, hart an der Wiesentheider Straße befindet sich eine Quelle, der Aichbronnen genannt. Hier stand einst eine Kapelle, die ihre Entstehung einer sehr frühen Zeit verdankt. Es ist gewiß, daß selbe in Verbindung mit dem Kloster Schwarzach stand, dem die Aufgabe zugefallen war, die ersten christlichen Familien, welche sich am Fuße des Steigerwaldes niedergelassen hatten, oder Christen geworden waren, mit Seelsorge zu versehen. Der Ort bot manches, was bei der erfahrenen römischen Priesterschaft als Empfehlung dienen konnte.

Die hier zu Tage tretende Quelle war schon in heidnischer Zeit vom Volke für heilig gehalten worden, gleich wie der Hain, welchen das dieser Quelle entspringende Bächlein nach kurzem Laufe ereilt. Das Bächlein heißt heute noch der Hainbach, und das von ihm berührte Wäldchen: das Hainbachstännig. In demselben haben unsere Vorfahren in heidnischer Weise ihre Götter verehrt. Sie hatten noch keine Kirchen und wußten noch nichts von dem großen alleinigen und allmächtigen Gott, dem gütigen Schöpfer, der die schöne weite Welt und alle Menschen gemacht hat. Als sie nun die prachtvollen Eichbäume ansahen, die schon so groß und schön dagestanden hatten, wie ihre Väter und Mütter noch jung waren, und sie selbst ganz kleine Kinder, da dachten sie, sie möchten wohl unter

diesen Eichbäumen beten, und das thaten sie eben so, wie wir jetzt in der Kirche beten. Sie legten mitten unter die Eichen einen Kreis von Steinblöcken, und baten die gescheidtesten und ältesten Männer ihnen vorzubeten. Diese nannten sie ihre Priester oder Druiden, und thaten Alles, was dieselben befahlen. Die Druiden trugen lange weiße Kleider und hatten Kränze von Eichenlaub in den weißen Haaren, ihr Bart war auch weiß, weil sie schon sehr alt waren. Wie ehrwürdig sah es aus, wenn ihnen dieser auf die Brust und das schöne weiße Kleid herabwallte!

Nach einer alten Sage sollen am Aichbronnen die ersten Häuser von Abtswind gestanden sein. Wahrscheinlich ist auch, daß sich ursprünglich hier nur eine Einsiedelei befand, die von einem Mönche bewohnt war. Da derselbe trauen, taufen und die übrigen Sakramente verabreichen konnte, so darf wohl angenommen werden, daß die hier gestande Kapelle für die Umwohner von großem Werthe gewesen ist. Erst als Abtswind im 13ten Jahrhundert nach Rüdenhausen eingepfarrt wurde, und im Jahre 1364 eine eigene Kirche und Pfarrei erhielt, ging die bis dahin bestandene Einsiedelei wieder ein. Während der stürmischen Zeit der früheren Jahrhunderte wurden die wenigen dort befindlichen Häuser von den Bewohnern verlassen und scheint während des Schwedenkrieges auch die Kapelle ihren Untergang gefunden zu haben. Ein vom Aichbronnen nach Rüdenhausen ziehender Weg heißt heute noch der Kirchenweg. Er wird den am Aichbronnen angesiedelt gewesenen Bewohnern zu ihren Gang in die Rüdenhäuser Kirche gedient haben. Jetzt ist von all' dem nichts mehr zu sehen. Das ewig junge Brünnlein aber ist nicht gealtert. Es setzt noch heute wie vor Tausend Jahren seinen Lauf unbeirrt fort. Die vor ungefähr zweihundert Jahren auf einem Acker nächst der Quelle vorgefunde Glocke hat gewiß der dort gestandenen Kapelle angehört. Diese Glocke befindet sich seit dieser Zeit in Gesellschaft der andern auf dem Pfarrthurme in Abtswind. Bedauerlicherweise trägt sie keine Jahreszahl, aus der man ihr Alter ersehen könnte.

Schließlich wird bemerkt, daß der in der Nähe der Quelle sich befindliche Brunnen schon in einer Urkunde vom Jahre 1448 als längst bestehend erwähnt wird. Er mag wohl schon in heidnischer Zeit existirt haben. Der Aichbronnen empfing seinen Namen von dem altdeutschen Wort „Ach", daß so viel wie Bach bedeutet, und mit dem lateinischen Wort „aqua", d. i. Wasser gleichen Stamm hat. Ein Theil des Hainbachstännig wird seit neuerer Zeit der Frau Gräfin Sophie von Schönborn zu Ehren „Sophienhain" genannt, wie auch die um dieselbe Zeit aufgefundene Tropfsteinhöhle bei Rabenstein in der fränkischen Schweiz gleichfalls ihren Namen von dieser Edeldame empfing.

Friedrichsberg.

Von Abtswind führt ein angenehmer Fußpfad in vielfachen Krümmungen zum Friedrichsberg hinan, einem eine halbe Stunde von Abtswind entfernten castell'schen Jagdschloß. Schon beim Hinaufsteigen fesselt uns öfter an den offenen Waldstellen ein entzückender Blick in das Mainthal und auf die dasselbe begrenzenden Höhenzüge. Je höher wir kommen, desto prächtiger wird die Aussicht. Haben wir endlich auf der aus nahezu 150 Stufen bestehenden Steintreppe das Schloß erreicht, so können wir uns mit Muße dem Genuß der schönen Gegend hingeben. Das Schloß ist im Jahre 1735 von dem Grafen Johann Friedrich v. Castell—Rüdenhausen erbaut worden. Dermalen wird es nur von einer Försterfamilie bewohnt. Nebenan ist für einen Waldaufseher ein besonderes Häuschen. Wegen der sehr ausgebreiteten vortrefflichen Aussicht pflegt der Ort am dritten Pfingstfeiertag zahlreich aus der ganzen Umgegend besucht zu werden. Die Aussicht reicht bis auf dreißig Stunden und wird blos von dem Spessart, der Rhön und dem Odenwald beschränkt. Bundschuh erklärt sie für eine der schönsten in Deutschland. Hinter dem Hause

befindet sich eine hübsche Anlage und ein sehr tiefer durch Felsen gehauener Brunnen, welcher den Bewohnern das nöthige Trinkwasser gewährt. Der Sage nach soll in den 141 Fuß tiefen Brunnen einstmals eine Ente hinabgefallen und wieder im Gründleinsloch zum Vorschein gekommen sein. Um einen Eimer Wasser an das Tageslicht zu fördern bedarf es eines großen Kraftaufwandes und ist nahezu eine Viertelstunde nöthig, das Geschäft des Heraufwindens zu vollenden.

In dem oberen Stocke des Jagdschlößchens sind einige Zimmer zum vorübergehenden Aufenthalt des Herrn Grafen bei seinen Jagdausflügen entsprechend eingerichtet und mit viel hundert Rehgeweihen geziert. Da und dort hat ein Kupferstich manch wackeren alten Waidmanns und Jagdgesellen eine Stelle gefunden. Fürwahr die alten Herrn könnten keinen würdigeren Platz angewiesen erhalten. Da ist der Bechstein, jener alte berühmte Ornitholog und Jagdschriftsteller, von dem der Verfasser sich noch im Besitz einer ansehnlichen Anzahl von Briefen befindet, die Bechstein an den Forstrath Meyer in Ansbach, des Verfassers Großvater, geschrieben hat, — der alte Wildungen, dessen illustrirte Jagdkalenderchen bei jedem Waidmann noch heute in guter Erinnerung stehen, — der Döbel, dessen Jäger-Praktika das Beste ist, was je über Jagdkunde geschrieben worden ist. Ein großer Tubus, dessen Stativ in der Ecke des Zimmers steht, erregt in uns heimlich das Verlangen, auch einmal davon Gebrauch machen zu dürfen. Für jetzt begnügen wir uns aber mit einem gewöhnlichen Feldstecher, mit Hülfe dessen wir von der Rückseite des Schlosses aus noch einen Blick auf die Bamberger Gegend werfen. Schließlich nehmen wir beim Abschied von der Hauswirthin des dortigen Försters die Ueberzeugung mit hinweg, daß die in der geräumigen Küche aufgethürmten Gläser, Tassen und Geschirre wohl nicht allein zur Verwendung der beiden Leute bestimmt sein mögen, sondern daß die Einrichtung auch darauf berechnet zu sein scheint, auf Verlangen die Besucher mit Wein, Bier, Kaffee und mit den Erzeugnissen ihrer kleinen Oekonomie

zu bewirthen. Die Nürnberger Presse, jenes beliebte Blatt, das fast in keinem Försterhaus fehlt, zeigt sich den hoch oben auf dem Berg in stiller Abgeschiedenheit Lebenden als ein heiterer Freund. Nun nur noch den Rath, in den Morgenstunden den Friedrichsberg zu besuchen, da man Nachmittags wegen Mangel einer richtigen Beleuchtung nur den halben Genuß von der schönen Aussicht hat. — Höchst dankenswerth würde es von fremden Besuchern aufgenommen werden, wenn einige Wegweiser angebracht würden; wer keine Gelegenheit findet, sich bei Leuten auf dem Felde zu erkundigen, trifft ohne Führer selten den richtigen Weg.

Castell.

Wir haben die Grafen von Castell während des dreizehnten Jahrhunderts mitten in einem Schlachtgewühl verlassen, dessen unglücklicher Ausgang ihnen einen großen Verlust an Land und Leuten einbrachte. Immerhin war die Herrschaft bedeutend genug geblieben, in der Reformationszeit eine hervorragende Stelle einzunehmen, und sind die damaligen Vorgänge wohl geeignet, jedem Geschichtsfreunde ein großes historisches Interesse abzugewinnen. An diesen Burgsitz und die freundliche Kirche des Ortes, die von der Höhe so lieblich in's Wiesenthal hinabblickt; knüpfen sich für jedes protestantische Gemüth die theuersten Erinnerungen. Castell war zu jener sturmvollen Zeit weithin im Umkreis der Hort des Protestantismus geworden. Graf Wolfgang ist der letzte regierende Graf gewesen, der als guter katholischer Christ starb, und nach seiner Verordnung in der Klosterkirche zu Ebrach an Seite seiner Gemahlin beigesetzt wurde. Seinen Sohn Conrad aber finden wir als den eifrigsten Bekenner des neuen Glaubens. Er ließ sich durch die schwersten Prüfungen nicht abhalten, treu in selbem zu beharren. So sehen wir denn in den Jahren von 1555—1560 den Protestantismus in allen castell'schen

Landen fest begründet, und in sämmtlichen zu dieser Herrschaft gehörigen Kirchen zur Einführung gebracht. Wo ein Priester nicht darauf eingehen wollte, wurde er ermahnt, seinen Altar zu verlassen. In Abtswind, Castell, Eichfeld, Krautheim, Marktsteft, Obereisenheim, Rehweiler, Wiesenbronn und vielen andern Orten ward nun im Sinne des augsburgischen Bekenntnisses das Wort Gottes gelehrt, um nie wieder daraus verdrängt zu werden. Schon im Jahre 1546 war in der Kirche zu Rüdenhausen der katholische Cultus abgeschafft worden. Nun bemächtigte sich auch Graf Heinrich's jener evangelische Geist, dessen Untergang die allwaltende Vorsehung nicht wollte, und der so treuen Wiederhall fand, in viel Tausend Herzen seiner Bekenner. Graf Heinrich hatte mit einer kaum begreiflichen Resignation seine einträglichen Pfründen und hohen geistlichen Würden in Würzburg verlassen und war protestantisch geworden. Seiner Klugheit, Thätigkeit und Standhaftigkeit verdankt die Verbreitung der evangelischen Lehre sehr viel, noch jetzt manche castell'sche Pfarrstelle eine merkbare Gehaltsverbesserung, mancher Jüngling, der sich der Religionswissenschaft weihet, eine wohlthuende Unterstützung.

Von den niedrig gelegenen Häusern des Ortes, zu denen die Post gehört, haben wir den höher gelegenen Theil rein zu erglimmen. Wir werden an die kühnen Treppenfahrten eines ungarischen Magnaten erinnert, wenn wir das stattliche Viergespann des Herrn Grafen den steilen Pflasterweg auf- und abpassiren sehen. Steiler noch ist der Fußweg, den wir jetzt einschlagen, um auf kürzestem Wege die Höhe zu gewinnen, auf welcher sich das Schloß und die Kirche befinden, welch' letzterer unser nächster Besuch gilt. Selbe ist in den 1780er Jahren ganz neu erbaut worden, und enthält in den unterirdischen Räumen die gräfliche Familiengruft. In der Kirche bewundern wir als Rarität den schönen Altar, welchen eine kunstreiche Hand mit castell'schen Alabaster geschmackvoll geziert hat. Es ist das eine Art Alabastergyps, der auf dem Berge, woran der Ort liegt, vorgefunden und öfters zu Tisch-

platten, Wandverkleidungen und Figuren verarbeitet wird. Von den vor der Reformation bestandenen kirchlichen Zuständen sind sehr wenige Nachrichten vorhanden, da im Bauernkrieg die vorhandenen Kirchenbücher zugleich mit dem Schlosse, wohin man sie geflüchtet hatte, verbrannten. Wir wissen nur, daß 1472 Graf Wilhelm von Castell, Michael Segnitz und Margaretha seine eheliche Hausfrau eine Frühmesse zu Castell gestiftet haben, und die Grafen von Castell sich das Patronatsrecht darauf vorbehielten.

Auch das um das Jahr 1690 erbaute neue große Schloß mit dem prächtigen Schloßgarten ist wohl eines Besuches werth. Die größte Merkwürdigkeit von Castell ist aber die gräfliche Creditkasse, ein weitberühmtes Institut, in dem die Sparpfennige der Umgegend sicher angelegt sind, aber auch jeder, — den nöthigen Credit vorausgesetzt, — bis zu den höchsten Summen so viel Geld erhält, als er gerade braucht. Es heißt dann leicht hinein, schwer heraus, so schwer, daß oft der Mann noch der Kräfte seiner treuen Hauswirthin bedarf, um es fortzubringen. Das palastähnliche Gebäude mit den hohen großen Räumen ist wohl geeignet uns einen hohen Begriff von der Macht des Geldes beizubringen, eines Gutes, an das auch wir trotz allen Abmahnungen unser Herz hängen wollten, wenn wir nur desselben theilhaftig werden könnten. Das Quellwasser im Orte wurde ehedem für heilsam gehalten und zur Kur gebraucht. Es befand sich daher hier ein sogenanntes Wildbad eingerichtet, welches aber schon längst wieder eingegangen ist.

Wenn wir gut zu Fuß sind, werden wir auch den beiden Bergen, an deren Abhang der Ort Castell liegt, einen Besuch abstatten, und einen Blick auf die anmuthige Gegend werfen, die Castell gleich einem Lustgarten umgibt. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde an diesem Berg ein Bergwerk auf Gold und Silber zu bearbeiten angefangen, das aber nicht lange Bestand hatte. Hier standen ehedem zwei Schlösser, die als Burgwohnungen der zwei verschiedenen Linien des Hauses dienten. Nach der bereits erwähnten gänzlichen Zerstörung im

Bauernkriege wurde das östliche Schloß zwar wieder hergestellt, aber in späteren Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg, als die Herren Grafen sich in dem Orte selbst eine viel bequemere Residenz schufen, so vernachlässigt und durch das Ungestüm des Wetters so übel zugerichtet, daß es allmählig ganz in Verfall kam, und jetzt nur noch ein einziger Thurm davon übrig ist. Seit den 1820er Jahren ist für dessen Erhaltung Sorge getragen. Eine Wendeltreppe führt im Innern auf die Plattform, von der aus wir eine vortreffliche Aussicht genießen. Jeder, der hier steht und den ganzen ehemaligen Ipfgau wie mit einem Blicke überschaut, wird sich schwer wieder von diesem Standpunkt trennen. Am Johannistage pflegte dieser Platz bis vor etlichen zehn Jahren von Vielen aus der Umgegend besucht zu werden, nicht allein um die schöne Aussicht zu genießen, sondern auch Mund und Magen zu erquicken.

Schöne bequeme Fußwege erleichtern das Aufsteigen sehr. Oben angekommen führen uns saubere Pfade auf die schönsten Punkte, welche allenthalben mit netten Anlagen versehen sind. Fürwahr die Stelle verdient auch mit Recht, die ihr zu Theil gewordene Aufmerksamkeit. Wenn sich in nicht ferner Zeit das Dampfroß in unsere Gegend verirren wird, werden wir auf dem Casteller Schloßberg jene schönen Feste sich wiederholen sehen, die noch bei Allen, die sie mitgemacht, in guter Erinnerung stehen. Eine ganze Wagenburg von Chaisen und geschmückten Wägen pflanzte sich da immer vor den Gasthäusern im Orte auf. Neustadter Blechmusik voraus, ging's dann in langem Zuge auf den Schloßberg. Abends in den Markt zurückgekehrt, schloß man dann mit einem improvisirten Ball, der gewöhnlich erst in den grauen Morgenstunden endete.

Ziegenbach.

Die zweite Gemahlin des Grafen Wolfgang Dieterich, welcher das neue große Schloß in Castell erbaut hat, war

Dorothea Renata, geborne Gräfin v. Zinsendorf, eine nahe Verwandte jenes in der Geschichte berühmten Grafen Zinsendorf, welcher die über alle Theile der Welt verbreitete Herrnhutergemeinde gestiftet hat. Diese Frau, von ächt christlichem Geiste erfüllt, sorgte vielfach für die kirchlichen Bedürfnisse ihrer Unterthanen. Sie stiftete die sogenannte Kaplanei in Castell, verband mit dieser Stelle die Pfarrei Ziegenbach, welcher Ort früher in die Kirche und Pfarrei zu Castell gehörte, und erbaute die kleine Dorfkirche, die im Jahre 1717 eingeweiht und mit einer zweiten Glocke versehen wurde. Die Kosten beliefen sich auf 364 fränkische Gulden. Damals baute man noch billiger als jetzt. Der erste Pfarrer hieß Johann Albrecht Saueracker, und war aus Greuth gebürtig. Die früher in Ziegenbach gestandene ältere Kirche wurde vom Kloster Birklingen versehen, bis es im Bauernkriege seinen Untergang fand. Nachher aber, und nach erfolgter Reformation wurde Ziegenbach als Filial mit Castell verbunden. Der Ort hat ziemlich gute Ackerfelder, besonders aber treffliche Wiesen. Auch befand sich hier ehemals ein markgräflich ansbachisches Zollhaus.

Das frühere Augustiner-Chorherrnstift Birklingen.

Wenn wir in Marktbibart die Eisenbahn verlassen und auf der nach Wiesentheid führenden Landstraße eine Wegstunde zurückgelegt haben, beginnt bei Ziegenbach das Terrain zu steigen. Bald haben wir das Dorf und ehemalige Augustiner-Kloster Birklingen erreicht, zu dessen um's Jahr 1455 geschehenen Stiftung Graf Wilhelm v. Castell viel beigetragen und dort auch im hohen Alter von 80 Jahren mit seinem Sohne und seiner Ehegattin seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Bei den Fehden, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem Hochstift Würzburg hatte, soll sich, wie aus

dem Fehdebrief des Bischofs Johann d. d. Volkach den 10. Juni 1462 hervorgeht, der Markgraf unterstanden haben, das Kloster Birklingen, wo die heil. Mutter Gottes von zahlreichen andächtigen Wallfahrern aus Böhmen, Deutschland und Welschland alljährlich besucht und verehrt ward, räuberischer Weise zu überfallen, die Wohnungen der frommen Pilger und einen großen Theil des Klosters selbst anzuzünden (wobei jedoch nur durch ein augenscheinliches Wunder Gottes die Einäscherung des ganzen Gebäudes unterblieb). Weiter heißt es: „Ihr habt die heil. Meßgewänder, Bücher, Gefäße und die Ablaßbriefe des heil. Stuhles zu Rom vernichtet und entwendet, ja sogar 4 Mönche gefährlich verwundet, trotzdem, daß Ihr selbst zuvor diesem Kloster einen Sicherheitsbrief ausgestellt hattet". — Es scheint also um diese Zeit Birklingen ein sehr berühmter Wallfahrtsort gewesen zu sein. Durch das Marienbild, dessen Wunderthätigkeit sie aller Welt anpriesen, bereicherten sich die Mönche. Dieser Schatz reizte den Neid der benachbarten Bürger zu Iphofen und siehe, im Jahre 1501 fand man eines Morgens auf der Iphofer Markung am Wege nach Birklingen ein Marienbild sitzen, das alsbald Wunder that wie jenes zu Birklingen. Die Bürger bauten ein Bretterdach darüber, und der Zulauf zu der neuen Maria verdrängte den Glauben zu der ältern im Kloster Birklingen. Die Mönche fühlten es empfindlich an ihrer Casse und ruhten nicht, bis ein bischöflicher Befehl den Besuch der Maria der Iphofer verbot, und diese für unächt erklärte. Da der Befehl nichts fruchtete, schickte der Bischof den Domherrn Thomas v. Stein mit reisigem Volk, der steckte die wunderthätige Maria in einen Sack und brachte sie in die Hofkapelle nach Würzburg. Das entzündete einen unauslöschlichen Haß gegen die Mönche von Birklingen in den Herzen der Iphofer und gab die nächste Ursache zu der Bosheit, mit welcher sie 24 Jahre darauf das schöne Kloster in Asche legten und dessen Prior so kannibalisch mißhandelten, wie wir bei den Vorfällen des Bauernkrieges näher beschrieben haben.

Die Tracht der Mönche bestand in weißen Leibröcken, darüber noch ein weißes leinenes Kleid, und wenn sie in die Kirche oder sonst ausgingen, in einer schwarzen Kutte. Nicht länger als 70 Jahre hat das Kloster Birklingen bestanden. Den noch übrigen Mönchen des zerstörten Klosters wurde erlaubt, in dem Klosterhof zu Iphofen zu wohnen, bis einer nach dem andern sterben würde, 1537 quittirte noch Hieronymus Roes, Prior und Conventual des Klosters Birklingen, dem Grafen Wolfgang v. Castell über die Einlösung einiger von seinen Voreltern verpfändeten Güter, und 1540 waren noch zwei Mönche zu Iphofen am Leben. Weil nach der Zerstörung des Klosters das gräfliche Erbbegräbniß der von Castell in der Kirche ohne Obdach war, ließ Graf Wolfgang den Leichnam seines Vaters, des Grafen Friedrich IX. herausnehmen und solchen in der Abtei Ebrach beisetzen. Jetzt ist Birklingen ein kleines Dorf mit 20 Familien und 116 Seelen. Doch steht noch die ursprüngliche, jedoch im Jahre 1794 restaurirte Kapelle des zerstörten Klosters, welche dem katholischen Gottesdienste dient, zu welchem Behufe allmonatlich einmal regelmäßig und außerdem an einigen Sonntagen im Jahre Gottesdienst stattfindet, welcher von dem Kaplan des kgl. Pfarrers zu Iphofen besorgt wird, sonst steht jetzt auf dem Platze des zerstörten Klosters das Schulhaus und eine Güterswohnung, die übrige Fläche ist zu Feld angelegt.

Rehweiler.

Rehweiler, ein zwischen Geiselwind und Abtswind am Anfange des schlüsselfelder Grundes gelegenes Pfarrdorf, erscheint im 14ten Jahrhundert unter dem Namen „Weiler bei Fuchsstadt." Verödet ging es durch mancherlei Hände, bis es zu Ende des 17. Jahrhunderts Graf Johann Friedrich v. Castell an sich kaufte und mit mehreren Wohngebäuden besetzte, die unter herrschaftlicher Unterstützung durch neue Ansiedlungen

nach und nach sich mehrten. Zur Größe seines gegenwärtigen Umfangs wuchs der Ort erst unter dem Grafen Friedrich Ludwig von Castell heran. Dieser brachte gegen Mitte des 18. Jahrhunderts Weiler als Allodial-Gut an sich und erbaute sich dort einen Wohnsitz. Auch faßte er den Vorsatz, aus Rehweiler einen in kirchlicher Beziehung besonders hervorragenden Ort zu bilden. Zu dem Ende berief er mehrere jüngere Geistliche an seinen Hof und stellte sie an. Originell soll das Gebäude gewesen sein, das bestimmt schien, Rehweiler eine große Zukunft zu sichern. Nach dem Tode des erlauchten Gründers zerfielen die hohen Erwartungen, die sich an die Entstehung des Werkes knüpften. Eine Stadt ist Rehweiler nicht geworden. Es ist Dorf geblieben und begnügt sich schon seit 100 Jahren mit einem Geistlichen, der noch dazu die Filialen: Gräfenneuses, Langenberg, Dürrbuch, Haag und die combinirte Pfarrei Füttersee mit Wasserberndorf und Sixtenberg zu versehen hat. Zu der Zeit, als Graf Friedrich Ludwig in Rehweiler seinen Wohnsitz hatte, war noch keine Kirche vorhanden. Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden da in einem ursprünglich als Waisenhaus erbauten Lokale gehalten, dem jetzigen Wirthshaus. Aber schon Friedrich Ludwig legte den Grund zur Ortskirche, die jedoch nicht mehr bei seinen Lebzeiten vollendet, sondern erst im Jahre 1774 ausgebaut wurde. Graf Friedrich Ludwig war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Herr gewesen. Zu seinem Wahlspruch wählte er mit Bezug auf seinem Namen Castell das Wort aus Spr. Salamonis 18. 10: Castellum munitissimum nomen Jehova, d. h. die festeste Burg (Castell) ist der Name Jehova. Er stand mit vielen berühmten Männern, z. B. Ferstagen, Oettingen, Rieger und Zinsendorf (cf. Oettinger's Leben und Briefe, von Ehemann; Stuttgart 1859) in lebhaftem Briefwechsel, forschte fleißig in der Schrift und trieb auch nach der Sitte der damaligen Zeit alchymistische Studien. Seine ebenfalls christlich fromme Gemahlin war Ferdinande Adriane, Gräfin v. Stollberg-Wernigerode, geb. den 15. Juni 1718

und vermählt den 10. Dezember 1744. Diese konnte die Bibel in ihrer Ursprache lesen hebräisch und griechisch. Als sie ihren Wittwensitz zu Burghaslach bezogen hatte, ging der alte Pfarrer Buchrucker von Rehweiler, der bei vielen noch in gesegnetem Andenken steht, alle Mittwoch zu ihr, um ihr die Schrift auszulegen. Diesem Pfarrer Buchrucker, der vom Jahre 1781 bis 1794 hier Pfarrer war, verdanken wir eine Aufzeichnung über das Wort „Rehweiler." Einmal war eine Jagd; als ein Graf v. Hohenloh so viele Rehe sah, sagte er: „Ei, warum heißt der Ort Weiler, er sollte Rehweiler heißen." Gleich darauf erschien der Befehl, es also zu schreiben.

Die Gründung der Pfarrei fällt wohl in das Jahr 1739, wenigstens beginnen mit diesem Jahr die Kirchenbücher, und wird der damalige Geistliche, den sich der mehrerwähnte Graf Friedrich als seinen Hofprediger berief und aus eigenen Mitteln besoldete, als „loci pastor ordinarius" aufgeführt.

Die früher in Rehweiler befindliche Apotheke ist im Jahre 1779 nach Abtswind gekommen. Dafür kam 1785 eine Porcellanfabrik in den Ort. Die ersten Unternehmer waren ein Weinhändler, Namens Fischer und der Fabrikant Gottbrecht von Marktbreit. Nachher nahm sich Rath Conradi und die Herrschaft von Castell des Werkes an. „Ist im Jahre 1792 ohne Sang und Klang begraben worden, hat viel Geld verschlungen und ihr Andenken ruhet gar nicht im Segen. Ihres Alters 4 Jahre." So lautet eine Notiz des Pfarrers Engelhard über dieses industrielle Unternehmen.

Füttersee.

Füttersee, ein kleines in der Nähe von Geiselwind gelegenes Kirchdorf war im 13ten Jahrhundert castellisch. 1317 verkaufte Graf Herman v. Castell den Ort an die Abtei Ebrach, wobei er sich seine Grabstätte in Ebrach vorbehielt, um 180 Pfund Heller. Die Kirche enthält einen sehenswerthen gothischen Flügelaltar mit Holzfiguren und Bildern aus dem Leben Mariä,

die sicher einer guten Zeit angehören. Die sorgfältige Erhaltung dieses seltenen Meisterwerkes kann der dortigen Kirchengemeinde nicht genug an das Herz gelegt werden. Bezüglich der nun mit Rehweiler combinirten Pfarrei Füttersee befindet sich in der Schrift: „Geschichte der fränkischen Cisterzienser-Abtei Ebrach von P. Waigand (1834) pag. 75 die Bemerkung: Um das Jahr 1527 ließen sich Füttersee und Großbirkach einen protestantischen Prediger von Burghaslach kommen, nachdem sie geraume Zeit aus Abgang katholischer Geistlichen der Gottesdienste hatten entbehren müssen. Die in Füttersee wohnenden Katholiken gehören in die Pfarrei Geiselwind. Die Protestanten wurden früher von Burghaslach aus versorgt, und hatten die Ortsnachbarn von Füttersee ohne Unterschied der Confession die Verpflichtung, die protestantischen Geistlichen, wenn sie von Burghaslach zum Gottesdienste herangeritten kamen, mit Atzung zu versehen. Da gab's nun Streitigkeiten. Die Katholiken wollten an der Speisung der Geistlichen keinen Theil nehmen. Wenn die Reihe an einem Katholiken war, mußte der Pfarrer von Burghaslach nach verrichtetem Gottesdienst meist „ungessen" heimreiten, und schon bei der Ankunft sein Pferd von einem Hause zum andern führen, bis ihn ein evangelisches Gemeindeglied aus Barmherzigkeit aufnahm. Solche Klagen werden namentlich in den Jahren 1719—1724 öfters laut, und scheinen diese Streitigkeiten nie definitiv beigelegt worden zu sein. In Folge eines zwischen dem gräflichen Haus Castell und der Abtei Ebrach errichteten Recesses vom 7. Mai 1790 mußte der Herr Prälat zu Ebrach als Erb- und Eigenherrschaft Ihrer Unterthanen zu Füttersee auch in das öffentliche protestantische Kirchengebet mit eingeschlossen werden. Dagegen stand dem gräflichen Haus Castell als Kirchenherrschaft bei vorkommenden Trauerfällen im gräflichen Haus das Recht auf das Trauergeläute zu und war solches auch bei Absterben eines Prälaten zu Ebrach vorzunehmen.

Im Jahre 1720 wird geklagt, daß sich der Schuldiener in höchst augenscheinlicher Lebensgefahr durch das in gänzlichen

Ruin versetzte Schulhaus befinde. Der Schornstein sei halb auf den Heerd der obenhin nur mit ein paar alten Brettern belegten Küche gefallen. Gleichzeitig wurde Beschwerde geführt, daß Holz- und Wasserberndorf die Kinder zu dem fürstlich Ansbachischen Zöllner zu Wasserberndorf in die Schule schicke, und auch Hohnsberg, Sixenberg und Hutzelmühle Winkelschulen halten. Im Jahre 1780 wird im Copulationsregister erwähnt: „weiland Johann Ernst Rost, gewesener Fürstl. Ansbachischer Schulmeister und Zöllner in Wasserberndorf.“

Rüdenhausen.

Wer nicht unempfänglich für romantische Eindrücke ist, auf dessen Seele muß in dem freundlichen Rüdenhausen das alterthümliche Schloß einen eigenthümlichen Zauber ausüben. Die verschiedenen Vorsprünge, Erker und vielen Thürme verrathen uns sein hohes Alter. Das dem Schild- oder Schirnbronnen entströmende Bächlein umgibt das mitten im Ort gelegene und von hohen alten Bäumen umschattete Burggebäude von zwei Seiten. Sein Anblick versetzt uns in die alten Feudalzeiten zurück. Die kleinen Fenster scheinen eher darauf berechnet, die Möglichkeit zur Entsendung von Wurfgeschossen zu gewähren, als Luft und Licht in die innern Räume zu bringen. Die Geschichte des Schlosses kennen wir leider nicht näher. Wohl aber wissen wir, daß bereits im 13. Jahrhundert eine castell'sche Dienstmannenfamilie, die sich Schelle von Rüdenhausen nannte, mit diesem Schlosse belehnt war. Nach ihrem Aussterben zu Anfang des 14. Jahrhunderts kam es an die v. Seckendorf zu Rödelsee, und von diesen an die Fuchsen v. Dornheim, von welchen es die v. Gnottstadt erkauften. Letztere starben 1533 aus. Das Schloß fiel an das gräfliche Haus Castell zurück, welches es nun nicht weiter verlieh. Noch eine andere Burg, die aber ums Jahr 1450 in Verfall kam, befand sich früher bei der Kirche. Durch Kauf und Schenkung

waren schon im 13. und 14. Jahrhundert der Johanniterorden, die Abtei Ebrach und das Frauenkloster St. Marx zu Würzburg zum Besitz verschiedener Gülthöfe und Zinsgüter dahier gelangt. Durch Kauf und Eintausch hat sie aber Castell wieder an sich gebracht.

Die Kirche ist im Jahre 1712 neu erbaut worden. Sie enthält einige sehr alte castell'sche Grabmale, die von der Vogelsburg hieher verbracht worden sind. Dort hatte im 13. Jahrhundert Graf Heinrich v. Castell ein Karmeliterkloster gestiftet, demselben das Schloß mit seinen Zugehörungen geschenkt, und das Kloster zu einem Erbbegräbniß für seine Familie bestimmt.

Das schöne neue Schloß, an welches sich noch verschiedene ältere Gebäude anschließen, und das die Residenz der jüngeren Linie des gräflichen Hauses ist, liegt in einem wunderlieblichen Park, der als ein wahres Elysium bezeichnet werden kann. Da und dort laden Ruhebänke zum Niederlassen ein. Alles, was einen Gartenaufenthalt angenehm macht, findet sich hier vereinigt. Saubere Wege führen zu den herrlichsten Baumgruppen, und zu einem niedlichen im grünen Gelände versteckten Landhäuschen. Immer findet sich von Neuem ein Plätzchen, auf dem wir mit Vorliebe verweilen. Neben dem Schlosse bewundern wir einen reizenden Wintergarten, zu dem nach eingeholter Erlaubniß leicht Zutritt zu erlangen ist. Wenn die Natur in Eis und Schnee vergraben liegt, bleibt uns hier ein Stück der üppigsten Vegetation wohl erhalten. In Tausend und Eine Nacht glauben wir uns versetzt, wenn wir diese der Fauna geweihten Räume betreten. Hat uns außen noch eisige Kälte angeweht, so empfängt uns hier milde Frühlingsluft; ruht außen noch Alles in tiefem Winterschlafe, so finden wir hier die Natur bereits zu einem neuen Leben erwacht.

Seit einigen Jahren ist in Rüdenhausen eine Badanstalt entstanden, deren Einrichtung nichts zu wünschen übrig läßt. Selbe erfreut sich eines zahlreichen Besuchs. Täglich sind da-

selbst warme Wannenbäder zu haben. Der Eigenthümer, Herr Apotheker Berling, läßt aber auch Seifen-Bäder, Stahl-, Salz-, Loh- und Schwefel-Bäder unter seiner Aufsicht bereiten, wenn solche gewünscht werden. Zudem sind während der Sommermonate auch einige gut möblirte Zimmer daselbst zu vermiethen.

Vor dem Orte gegen Castell zu ist ein sehr nett gelegener Bierkeller. Einige Bierbrauereien sind im Orte selbst, ebenso wie eine feinere Restauration. Mit letzterer ist eine Gartenwirthschaft und Kegelbahn verbunden, welche gerne besucht wird.

Der Schildbronnen.

Der anmuthige Winkel unseres lieben Frankenlandes, in welchem wir wohnen, ist reich an herrlichen Quellen. Sie bildeten ehemals die unterirdischen Zuflüsse eines See's, der sein Wasser weithin aufstauete, bis endlich ein Durchbruch erfolgte, und daraus jener schöne Landstrich hervorging, den wir jetzt mit Lust und Liebe überschauen. Bayern hat nur in der Riesebene bei Nördlingen noch einen zweiten so schön ausgebildeten Thalkessel, wie ihn die hiesige Gegend zeigt. Der unsrige findet seine Begrenzung an den Höhenzügen, welche den Gerolzhofer Gau und die Wiesentheider Ebene wie mit einem Ringe umgeben. Die hervorragendsten Theile desselben sind der Schwanberg, der Friedrichsberg, der Stollberg, der Zabelstein, der Sonnenberg, die Vogelsburg und die übrigen den Main auf dem rechten Ufer begleitenden Höhen, an denen Neuses a. B. und Dettelbach liegen. Die bedeutendste Quelle, die in dieser Landschaft zu Tage tritt, ist der Schild- oder Schirnbronnen. Nur wenige Hundert Schritte von Rüdenhausen entfernt, erblickst Du auf dem Fußwege nach Castell ein mächtiges Gewölbe, unter dem die aus einem Felsen hervorströmende Quelle in viel Hundert Kreisen lustig aufwirbelt. Als Bach fließt sie durch Rüdenhausen, und treibt schon auf der Markung dieses Ortes 6 Mühlen. Bei Atzhausen vereinigt er sich mit dem Kleinlangheimer Bach.

Das grundlose Loch.

Der anmuthige Wiesengrund, welcher unterhalb des Schlosses zu Castell beginnt, sich erst nordwärts, dann im Winkel umbiegend, westwärts wendet, wird rechts von den Rüdenhäuser Weinbergen und links von sanften Abhängen mit Getraidefeldern begrenzt. Hier entspringt eine klare tiefe Quelle. Das Volk nennt sie nur das grundlose Loch oder Gründleinsloch und knüpft manche schauerliche Sagen daran. Eine reizende Jungfrau, die sich des Glücks zu erfreuen hatte, öfters auf dem Schlosse zu Castell freundliche Aufnahme zu finden, war immer nahe bei der Quelle erschienen und wieder verschwunden. In einer geheimen Verbindung schien sie mit solcher zu stehen. Bei Gelegenheit eines Tanzes hatte sie den Besuch auf dem Schlosse über die gebührliche Zeit ausgedehnt und zu ihrem Entsetzen den ersten Hahnenruf vernommen. Mit einem Schrei der Verzweiflung riß sie sich aus den Armen ihres Tänzers und erklärte sofort, daß die Unbesonnenheit, so lange geblieben zu sein, von den schlimmsten Folgen für sie begleitet sein werde. Nie hat man sie je wieder gesehen, wohl aber fand man die Quelle kurz nach dem räthselhaften Verschwinden dieses reizenden Wesens blutigroth.

Das dieser Quelle entströmende Bächlein treibt auf seinem Laufe viele Mühlenwerke, und zwar eines hievon sogleich etwa 100 Schritte von ihrem Ursprung hart an der Casteller Straße. Wenn Du kaum eine halbe Stunde in diesem Grunde gewandert bist, so kommst Du an einen kleinen Weiler. Eine Mühle begrüßt Dich mit dem geschäftigen Rauschen ihrer Räder, daneben öffnet Dir ein Bauernhof sein gastliches Thor, und empfängt Dich auch das Trautberger Haus, sowie kurz darauf die Rüdenhäuser Pulvermühle.

Das Trautberger Haus.

Ein Aufruf Wicherns, des Begründers und Vaters des viel gerühmten aber auch viel bespöttelten „Rauhen Hauses", war vor einigen dreißig Jahren in die hiesige Gegend gedrungen. Er fand Gehör. Im Juni 1849 bildete sich in Rüdenhausen ein Verein, als dessen nächster Zweck die Gründung eines Rettungshauses zur Erziehung armer sittlich verwahrloster Kinder bezeichnet ward. Ein kleines ländliches Anwesen, das die Herren Grafen v. Castell mit großer Liberalität um den geringen Preis von 1500 fl. dem Verein überließen, war wie geschaffen, in ruhiger lieblicher Einsamkeit dem vorbezeichneten Zwecke zu dienen. Fast gleichweit von den Pfarrorten Castell, Wiesenbronn und Rüdenhausen entfernt, ist aus der vormalig da bestandenen Schäferei eine Werkstatt christlicher Nächstenliebe geworden, und beherbergen die freundlichen Gebäulichkeiten gegenwärtig 24 Knaben und 8 Mädchen, welche dort nicht allein Wohnung, Kost und Kleidung erhalten, sondern auch in allen Gegenständen der Volksschule unterrichtet werden. Die unmittelbare Leitung der Erziehung und des Unterrichts, sowie die häusliche Ordnung liegt in der Hand des Hausvaters. Ich fand die Zöglinge im Freien beschäftigt, den Garten zu begießen, und bei Ausdrusch des Getraides mitzuhelfen. Die Kinder sahen gesund aus, blickten unbefangen um sich her, und wußten gar wohl auf gestellte Fragen Bescheid zu geben. In dem einen Wohngebäude befinden sich die Küche, das Eßzimmer und die Wohnstube der Mädchen, in dem andern ein freundlicher Betsaal und das geräumige Schulzimmer, während die Mezane den Schlafsaal der Knaben und ein Krankenstüblein enthält. Eine straffe Disciplin ist für eine Anstalt, die ihre Kinder so zu sagen von der Gasse nimmt, unerläßlich und gehört ein wachsames Auge dazu, nichts zu übersehen. Es kommt dann und wann vor, daß Kinder, wenn sie sich noch nicht an die im Hause herrschende Ordnung gewöhnt haben, entlaufen. Die Wanderlustigen müssen dann zurückgebracht

und doppelt streng beaufsichtigt werden. Als Frühstück wird eine Mehlsuppe bereitet. Abends erhalten sie Kartoffel mit Milchkäs und dergleichen, Mittags eine nahrhafte Kost, und die Woche über zweimal Fleisch, in den Zwischenzeiten Vor- und Nachmittags ein Stück Brod, und an Sonntagen statt der Frühsuppe Kaffee. Die Hofrieth enthält einen Pumpbrunnen, der ein sehr gutes Wasser liefert. Ein Wasch- und Backhaus, eine geräumige Scheuer und ein Stall, der mit 6—8 Stück Vieh Scheinfelder Raçe besetzt ist, vervollständigen das Ganze. Den Hof beleben eine Anzahl Hühner. Wer diese Colonie noch nicht kennt, sollte nicht säumen, derselben einen Besuch abzustatten. Die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, die in dem Hause herrscht, wird das Herz ebenso erfreuen, wie der schöne Spaziergang durch die mit Obstbäumen besetzten Felder. Die Weinberge, an deren Fuß das Trautberger Haus liegt, sind castellisch. Im Jahre 1342 finden wir die Burggrafen von Nürnberg als Besitzer des Weinwachses an dem Trautberg, und wird der Ort selbst in den Urkunden der Vorzeit ein Dorf genannt.

Nicht weit entfernt sind die Wiesenbronner Sandsteinbrüche, die sehr reichhaltig sind, und deren Material weit umher verführt wird. Auch kommt daselbst eine Quelle zu Tag, welche bestimmt sein wird, in der Folgezeit einmal nach Castell geleitet zu werden, da das Quellwasser in diesem Ort mineralisch ist, und nicht gut zum Waschen und Kochen taugt.

Die Rüdenhäuser Pulvermühle.

Schneeweiß, das Leben erhaltend ist das Produkt der Trautberger Mühle, — kohlschwarz, das Leben vernichtend, das Erzeugniß der nur wenige 100 Schritte unterhalb Trautberg gelegenen Rüdenhäuser Pulvermühle.

Ungeachtet jeder Büchsenmacher die Kunst verstand, aus Salpeter, Schwefel und Kohle Schießpulver zu verfertigen, so

lohnte sich doch die Bereitung im kleineren Maßstabe nicht. Es entstanden die eigentlichen Pulvermühlen. Unter den 10 Pulvermühlen des fränkischen Kreises ist die Rüdenhäuser eine der ältesten, und wird wohl schon im fünfzehnten Jahrhundert entstanden sein.

Hier gilt es, die Bestandtheile zu kleinen, zu mengen, dabei anzufeuchten, dann zu harten Tafeln zu pressen. Diese werden dann zwischen Walzen zerbröckelt, um Körner zu erhalten, welche in Säcken längere oder kürzere Zeit gerollt werden, um die Körner glatt und rund zu machen. Je nachdem die Zerreibung mehr oder weniger stattfindet, erhält man dann die verschiedenen Arten von Pulver, nämlich eigentliches Schieß- und Sprengpulver.

Unzählig viele Ankäufe von Pulver kommen allenthalben in den Gemeindberechnungen vor. Mehr noch als in Kriegszeiten wurde in tiefem Frieden verbraucht. Da gingen die Freuden-, Alarm- und Signalschüsse nicht aus. Kanonirt mußte werden, wenn ein hoher Herr seinen Einzug hielt, und wenn er wieder abreiste, wenn der Tag vom Landesherrn oder Kirchenpatron war, wenn am Frohnleichnam das Venerabile herumgetragen ward, bei jeder größeren Prozession, an Kirchweihfesten, zu Neujahr, überhaupt an allen Tagen, die hoch angeschrieben standen. Keine Taufe, keine Hochzeit konnte auf dem Lande vorübergehen, ohne daß dabei nicht ordentlich geschossen worden wäre. Rechnen wir dazu den Verbrauch für Sprengladungen, Schießübungen und Jagdzwecke, so brauchte gerade keine Kriegszeit zu sein, und das Geschäft florirte.

Wiesenbronn.

Dieses große protestantische Pfarrdorf war vordem ganerbschaftlich zwischen Ansbach, Castell und Würzburg. Im Jahre 1299 verlieh das würzburgische Domkapitel an Otto von Wiesenbrunne einen Hof in Broute (Obernbreit) mit der

Verbindlichkeit, die Trauben des Kapitels zu keltern und den Most im Keller daselbst aufzubewahren. Nach dem Erlöschen dieses alten castell'schen Ministerialengeschlechtes im 14. Jahrhundert erschienen Nebenlinien von den Familien Seinsheim un dSeckendorf als Besitzer zweier verschiedener Burgen dahier. Die erstere veräußerte ihre Güter an die Fuchs von Dornheim, von welchen sie an Castell kamen; die von Seckendorf aber verkauften die ihrigen an die Edeln von Gnottstadt, nach deren Erlöschen sie an Castell heimfielen. Der ehemalige Brandenburgische Antheil ward durch den preußisch-pfalzbayerischen Vertrag an Bayern abgetreten. Auch Ebrach hatte Hintersassen und das Hochstift mehrere Unterthanen daselbst.

Die hiesige Gemeinde behauptete ehedem das Recht, einen auf ihrer Markung ergriffenen Dieb nicht an die Ortherrschaft ausliefern zu müssen, sondern selbst an einen Baum aufhenken zu dürfen. Höchst originell müssen diese Hinrichtungen gewesen sein, da sich an denselben die ganze Gemeinde zu betheiligen hatte. Das Seil, woran der Missethäter gehenkt wurde, ward über eine Rolle gezogen. An das untere Ende knüpfte man den Verurtheilten. Diese Procedur vollzog der Schultheiß. Sobald der zu Hängende bereit stand, zog man ihn an der Rolle in die Höhe, wobei das lange Seil durch die Hände sämmtlicher Gemeindemitglieder lief, „auf daß Niemand dem andern vorwerfen könne, er habe einen Dieb erhänget." Das Verfahren hielt die Gemeinde lange Zeit inne.

Wiesenbronn hat einen ebenso vortrefflichen Weinbau wie Abtswind, die fruchtbarsten Felder, viele gute Wiesen und einen beträchtlichen Gemeindewald. Außerdem sind hier zwei Bierbrauereien und sonst allerlei Handwerksgewerbe. Im Schlosse zu Wiesenbronn wurde von den Grafen von Castell öfters feierliches Mannengericht gehalten.

Der Schwanberg.

Am Christi-Himmelfahrtsfeste geht es alljährlich aus der ganzen Umgegend auf den Schwanberg. Es ist gewiß, daß wir uns einem solchen Zuge anschließen. Wir säumen nicht, uns zur ausgemachten Zeit in Strohhut und leichtem Beinkleide, der Uniform des heutigen Tages, rechtzeitig auf dem Sammelplatz einzufinden. Es ist ein eigener Reiz, in heller Schaar an einem ächten Sommertag durch Wald- und Rebgelände über duftige Wiesen und wogende Aehrenfelder zu ziehen, sich einmal wieder nach Herzenslust der schönen Gegend zu erfreuen und schließlich vom Schwanberg, der vorgeschobenen Warte des westlichen Steigerwaldrandes, eine schöne reiche Niedersicht auf die reizenden Gefilde des Ipfgaues zu genießen. Die friedlichen Firste des großen schloßartigen Meierhofes, die jedem Wanderer schon von Ferne in weitem Umkreis auffallen, sind in ein Paar Stunden von Wiesentheid aus leicht erreicht. Behaglich kneipt es sich unter schattigen Bäumen. Ein Trunk jenes duftigen Weines, der am Fusse des Berges auf Rödelsee'r Gemarkung von der Sonne ausgekocht wird, oder auch ein Krug frischen Bieres aus Ehemann's berühmter Brauerei sind wohl geeignet, die fröhliche Stimmung noch mehr zu heben. Bald ertönt auch munterer Gesang, und wir bekümmern uns wenig um die historische Vergangenheit der Stätte, wo wir jetzt rasten. Weil es aber dennoch auch romantische Naturen gibt, die gerne Notiz von Allem nehmen, was uns an die graue Vorzeit erinnert, so können wir nicht umhin, der Sage zu gedenken, die sich an den Schwanberg knüpft. König Pipin soll hier Hof gehalten haben, und von seiner Tochter Hadeloga oder Adelheid gebeten worden sein, ihr ein Stück Landes in der Nähe zu schenken, um dort ein Kloster zu erbauen. Pipin gewährte die Bitte. Hadeloga zog den Handschuh aus, um dem Könige dankend die Hand zu reichen. Da entführte der Wind den Handschuh und trieb ihn über den Main hinüber. Dort fand Kitz, der seine Heerde weidete den Handschuh, und

brachte ihn der Fürstentochter zurück. Hadeloga sah hierin ein Zeichen, ihr Kloster auf derselben Stelle zu erbauen, wo der Handschuh niedergefallen war. So entstand das Frauenkloster Kitzingen im Jahre 745.

Daß Burggraf Friedrich von Nürnberg im Jahre 1325 verpflichteter Burgmann auf dem Schlosse von Schwanberg wurde, ist bereits früher erwähnt.

Als ein fürstlich würzburgisches Schloß wurde es 1438 dem Christoph v. Wenkheim lehenweise übergeben. Nun besitzt Herr Banquier Freiherr v. Hirsch dort ein Oekonomiegut. Herrlich ist die Aussicht gegen die Rhön, den Steigerwald und die vom Maine durchströmte Ebene. Insbesondere gewährt das Städtchen Mainbernheim durch seine vielen Thürme und hohen Mauern einen wunderlieblichen Anblick. Auf dem Schwanberg stand auch in alten Zeiten eine Kapelle, die dem hl. Michael geweiht war, welche aber um das Jahr 1769 einstürzte und nicht mehr aufgebaut wurde.

Im Bauernkrieg hat das auf dieser Höhe gelegene Schloß das Schicksal mit allen andern getheilt, es wurde von den Bauern geplündert und verbrannt.

Rödelsee.

Am Fuße des Schwanbergs liegt Rödelsee. In allen Weinschenken und Hotels jeder größeren Stadt, auf allen Dampfschiffs- und Eisenbahnrestaurationen wirst Du auf der zierlich in feines Leder gefaßten Weinkarte dem Namen „Rödelsee" begegnen. Wenn man die besten Frankenweine nennt, nennt man auch den Rödelsee'r. Er muß sich's wohl auch gefallen lassen, daß viel andere Weine unter seinem Namen da und dort figuriren. Wir haben den Ort jetzt leibhaftig vor uns. In seiner Mitte befindet sich ein See und mitten in selbem eine Insel, welche in uralten Zeiten eine Hohenloh'sche Kemenate (Burg) trug. Jetzt ist die Insel zu einem Garten her-

gerichtet, den Freiherrn v. Crailsheim gehörig. Im Orte selbst befindet sich ein Schloß, früher den Herrn v. Heßberg, dann den v. Fuchs, jetzt den v. Crailsheim gehörig. 1119 übergaben der freie Mann Gumbert von Ekkeburgehoven und eine Frau Christina der Kirche zu St. Stephan in der Vorstadt zu Würzburg ihr Gut zu Rotelsee. 1271 besaßen die Grafen von Castell allda Güter. 1340 hatte schon das Kloster Ebrach Weinberge und Felder hier, zu deren Bebauung sechs Pferde nothwendig waren. Ferner bezog dieses Kloster Wachs, Sommer- und Fastnachtshühner von dem Ort. Später theilten sich in Rödelsee vier Dorfsherrschaften: Ebrach, Castell, Crailsheim und das Würzburgische Domkapitel. In der Reformationszeit wurde ganz Rödelsee protestantisch. Bischof Julius kaufte nun das Heßberg'sche Gut, und faßte durch die Leute, welche er auf dasselbe setzte, wieder den ersten Fuß zu einer theilweisen Katholisirung. Die Katholiken wurden damals nach Großlangheim eingepfarrt, von 1682 an aber nach Iphofen. In der einzigen Kirche zu Rödelsee fand nun ein Simultaneum statt. Am 3. Februar 1770 fiel der Thurm der Simultankirche ein. Es wurden nun die zwei Kirchen erbaut, die protestantische auf Grund der alten, die katholische auf einen anderen Platz, letztere eingeweiht 1783. Die Stollgefälle in Rödelsee sind in höchst merkwürdiger Weise nicht an die Personen und deren Confession geknüpft, sondern an die Häuser. So kann es vorkommen, daß ein Protestant bei Kindstaufen die Pfarrgebühr an den katholischen Pfarrer, und ein Katholik an den protestantischen Pfarrer zu entrichten hat. Selbst das protestantische Pfarrhaus zählt zu ersteren, und hätte der jedesmalige Pfarrer in vorkommenden Fällen die Pfarrgebühren an den katholischen Pfarrer zu leisten, wenn sie nicht, wie es stets der Fall ist, erlassen würden. Nach der Reformationszeit war der erste katholische Pfarrer ein Kaplan von Iphofen, Namens Hahn.

Der Ort erfreut sich zweier sehr guter Gasthäuser. Das von Paul wird meist von Geschäftsreisenden besucht und sin-

den solche — Zimmer, Betten, Speisen und Getränke stets nach ihrem Geschmack. Mit dem von Kramer ist eine Bierbrauerei verbunden, und wird auch dieses Gasthaus sehr gelobt.

Großlangheim.

Dieses zum Unterschied von Kleinlangheim Großlangheim benannte marktberechtigte Pfarrdorf gehörte einst den Grafen von Castell. Sie hatten ein Schloß daselbst, dessen Ruine noch heute von einem Wassergraben umfangen ist.

Graf Friedrich VII. v. Castell hielt sich mit seiner Gemahlin gerne in Großlangheim auf und entschlief daselbst auch den 3. Oktober 1376. Nach seinem Tode tritt Gräfin Adelheid, sie war eine Tochter des Grafen Johannes von Nassau—Hademar, in die zweite Ehe mit Graf Wilhelm von Castell. Diese Frau zeichnete sich als Mitvormunderin ihres Sohnes Leonhard durch Erwerbsamkeit aus und machte sich sonst durch eine gute Regierung sehr verdient. Mit Graf Friedrich hielt sie sich meist am burggräflich brandenburgischen Hof zu Nürnberg, mit Graf Wilhelm aber am kaiserlichen Hoflager zu Prag auf.

Zum zweitenmale Wittwe geworden, zog Gräfin Adelheid nach Volkach und stirbt dort nach 1410.

Von Castell aus gelangte Großlangheim an das Hochstift Würzburg, das es wegen der brandenburgischen Kriegsausgaben an Ulrich von Knöringen verkaufte. Beim ersten Durchzug der Bauern während des großen Aufstandes im Jahre 1525 wurde das Schloß nicht berührt. Als sie aber von Gerolzhofen wieder zurückkamen, gings an die Zerstörung. Nachdem von Iphofen und anderen Orten Leitern und anderes Sturmgeräth herbeigeschleppt worden war, wurde das Schloß geplündert und abgebrannt. Zu Großlangheim stießen auch die Kitzinger zu den Haufen und zogen mit ihm gegen Ochsenfurt. Bei Bestrafung des abgefallenen Landes durch Bischof Johann mußten es die Langheimer büßen, denn ihrer 4 wurden hingerichtet.

Im ersten Jahre seiner Regierung kaufte Bischof Julius den Ort für das Stift zurück und verblieb nun Großlangheim bis zum Eintritt der Säkularisation Würzburgisch; doch hatte auch Schwarzenberg einige Unterthanen und unterhielt für selbe einen eigenen Schultheißen. Im Jahre 1571 wurde Hans Eglof von Knöringen, ein Edelmann zu Großlangheim, zum Bischof von Augsburg und Herrn zu Dillingen erwählt.

Der Ort hat viel Wein-, Obst- und Feldbau. Aus einer Sandbank, welche die Wogen des Wassers bei Großlangheim zurückgelassen haben, sieht man recht deutlich, daß die ganze Gegend von einem See bedeckt gewesen ist. Als Ueberbleibsel hievon mag sich wohl manches Jahrtausend der nur eine Viertelstunde von Großlangheim gegen Stadtschwarzach zu gelegene sogenannte „ungeheure See“ erhalten haben. Er ist aber jetzt auch schon lang wieder ausgetrocknet und hat zur Bildung jener großen Erdlager Veranlassung gegeben, die unter dem Namen „Heidehumus“ bei den Gärtnern längst als unentbehrliches Material zur Erziehung mehrerer Gewächsfamilien, namentlich Rhododendron, Azaleen und Camelien und zur Vermehrung der verschiedensten Pflanzen durch Stecklinge bekannt sind. Dieses Erdlager dehnt sich in einer Mächtigkeit bis zu 4 Fuß über 63 Morgen aus und hat insbesondere dadurch an Fertilität gewonnen, daß die ganze Fläche schon lange mit einem Föhrenwald bestockt ist. Als ein glücklicher Gedanke kann es bezeichnet werden, daß Herr Anton Kamm in der Bildung einer Kunstgärtnerei begriffen ist, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, alle Gattungen exotischer Gewächse im Großen zu erziehen, und damit eine ausgedehnte Handelsgärtnerei zu verbinden. Alle Bedingungen, die zur Prosperität eines solchen Unternehmens unerläßlich sind, finden sich hier: feiner Quarzsand, kalkfreies Wasser und die vortrefflichste Heide-Erde. Selbst das zur Bedeckung benöthigte Rohrmaterial wird gebaut. Ferner ist die Bahnstation Kitzingen so in der Nähe, daß der Transport dahin ohne besondern Zeit- und Kostenaufwand ermöglicht ist. Jedem Gartenfreund wäre zu

empfehlen, sich einmal selbst an Ort und Stelle von dem reichen Schatz der dort aufgestappelten Heide-Erde, die ganz frei von Säure ist, zu überzeugen. Nichts kann übrigens besser zu deren Empfehlung beitragen, als der herrliche Stand der Camelien und Azaleen im Wiesentheider Gewächshaus. Diese Erde wird seit längerer Zeit fuhr- oder waggonweise verkäuflich abgegeben und sogar bis in die Schweiz und an den Rhein verschickt.

Feuerbach.

Feuerbach lag in ehevorigen Zeiten an jener alten Straße, die wir als diejenige kennen gelernt haben, welche vom Rednitzthale aus, den Lauf der rauhen Ebrach verfolgend, nach Geiselwind und von da über Abtswind in's Mainthal führte. Von Feuerbach aus setzte sie sich in zwei verschiedenen Richtungen fort, einmal über Atzhausen nach Düllstadt, anderseits über Kleinlangheim nach Kitzingen. Dieser Straßenzug gab Veranlassung, daß Feuerbach schon sehr frühzeitig ein Ort von Bedeutung wurde und sich daselbst auch ein markgräflich ansbachisches Zollhaus befand. Mit solchem war ein Wirthshaus verbunden, in dem es gewöhnlich lebhaft herzugehen pflegte. Es verging kein Hochgericht, ohne daß nicht über dort vorgekommene Exzesse abzuurtheilen gewesen wäre. Jeder der krakehlen wollte, oder gerne dabei war, wo's munter zuging, suchte das Feuerbacher Zollhaus auf. Da durfte er sich versichert halten, Gesinnungsgenossen zu finden. Selbst der im Jahre 1679 abgekommene Schulmeister erhielt hier zum Abschied noch eine Tracht Prügel. Bald war in Feuerbach auch eine Bierbrauerei entstanden, die ein vorzügliches Getränke lieferte, und deshalb weit berühmt war. Diesem Stoffe zu Lieb wurde der Ort von Fremden stark besucht, ungeachtet ein gewisser Muth dazu gehörte, sich dahin zu begeben. Mit der Reinlichkeit der durch das Dorf führenden Straße war's nicht weit her, und war deßhalb Feuerbach übel berüchtigt. Es mußten Steine, Stangen und Bretter, da und dort gelegt werden, um nur eine vorüber-

gehende Passage für Fußgänger zu erzielen. Ohne Vorspann war durch's Ort schon gar nicht zu kommen, wenigstens mußten alle Wein-, Stein- und Holzfuhren sich eines solchen bedienen, wenn sie in Feuerbach nicht stecken bleiben wollten. Oftmals war die Obrigkeit veranlaßt, die Bewohner zu zwingen, den Morast vor ihren Häusern zu entfernen. Sammt alledem blieb der Verkehr fortwährend ein großartiger, besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das fürstbischöfliche Residenzschloß in Würzburg und die große Klosterkirche in Schwarzach erbaut wurden. Sämmtliche Steinfuhren aus den Abtswinder Brüchen gingen über Feuerbach. Daß dann nicht versäumt wurde, sich hier waidlich zu laben, versteht sich wohl von selbst. Erst mit der Eröffnung neuer Verkehrswege verlor die alte Straße von Abtswind über Feuerbach nach Düllstadt nach und nach ihre Bedeutung, und ging gegen Ende des vorigen Jahrhunderts endlich ganz ein.

Ehe dieser Zeitpunkt eintrat, war aber Feuerbach schon zu einem nicht geringen Grad von Wohlhabenheit gelangt und suchte nun das früher Versäumte einzubringen. Im Jahre 1751 erbaute man ein neues Rathhaus an Stelle des alten und versah es mit zwei Glocken. Die kleine war schon 1656 um 15 fränkische Gulden erkauft worden. Zur Aufbringung dieser Summe mußte von den 30 vorhandenen Hausbesitzern jeder eine Klafter Holz im Gemeindewalde hauen und wurden dann diese 30 Klafter Holz für 12 fränkische Gulden an das Franziskaner Kloster in Dettelbach verkauft, wornach die Gemeinde nur mehr drei Gulden darauf zu legen hatte. Die andere Glocke war im Jahre 1740 in Oberleimbach erworben, und von den Feuerbachern an einer Stange höchst mühevoll heimgetragen worden.

Bis 1823 hatten die Ortsbewohner ihre Begräbnißstätte in Kleinlangheim. In diesem Jahre wurde aber in Feuerbach ein eigener Kirchhof angelegt, und hörte demzufolge die Verbringung der Leichen nach Kleinlangheim auf. Nun sollte auch im Jahre 1826 eine Kirche gebaut werden. Es war bereits

ein Bauplatz erworben und mit dem Baumeister Büttner in Würzburg ein Akkord abgeschlossen worden. Der Pfarrer in Kleinlangheim hatte sich bereit erklärt, alle 3 bis 4 Wochen in Feuerbach Gottesdienst zu halten, und das Jahr über zweimal das Abendmahl zu reichen. Das war der Differenzpunkt, an dem das ganze Unternehmen scheiterte. Die Feuerbacher wollten alle Sonntage ihren Gottesdienst haben, worauf man aber in Kleinlangheim nicht einging. Im Jahre 1826 schritt man zur Pflasterung des Ortes und beseitigte dadurch die früher bestandenen üblen Zustände. Während des Jahres 1837 wurde auf Feuerbacher Markung eine großartig betriebene Torfstecherei eingerichtet, zu dem Ende Pfarrer Schleiß von Gaibach und Consorten zur ungehinderten Benützung eine viele Morgen große Fläche im Erlishölzchen und den daran anstoßenden Grundstücken erpachtet hatte. Bis zum Jahre 1847 waren im Sommer 40—50 Arbeiter mit Gewinnung des Torfes beschäftigt. Durch den Transport in die Oelfabrik zu Tückelhausen verdienten die Anspannbesitzer ein schön Stück Geld. In der Tiefe von 20 Fuß war man zum großen Vergnügen des Herrn Pfarrers Schleiß, welcher fleißig von Gaibach hieher kam, gewöhnlich mehrere Herrn mitbrachte und viel Geld aufgehen ließ, auf alte Eichenstämme gestoßen. Hufeisen und Haselnüsse wurden in dieser Tiefe gefunden. Besonders viel versprach sich Schleiß von Auffindung von Braunkohlen und Mineralien. Er mußte sich aber mit Entdeckung einer Mineralquelle begnügen. Universitätsprofessor Geyer von Würzburg untersuchte auf seine Veranlassung im Jahre 1846 die ganz in der Nähe des Ortes befindliche Quelle. Die Reagentien auf Eisen zeigten einen großen Gehalt dieses Metalls im Wasser an. Entschieden groß zeigte sich aber an der Feuerbacher Quelle der Schwefelgehalt, welcher jener von Wipfeld weit voransteht. Eine salpetersaure Silberauflösung gab auf der Stelle einen gelben Niederschlag. Diese während des Torfstechens aufgefundene Quelle ward nun in Holz gefaßt und von manchem Leidenden benützt. Der Kurerfolg ließ nicht

lange auf sich warten. Es ist von der ganzen Gemeindeverwaltung am 21. August 1840 amtlich constatirt worden, daß Anna Margaretha Schwanfelder, welche mit unaussprechlich großen und äußerst schmerzhaften Magen- und Unterleibsbeschwerden zu kämpfen hatte und von den Aerzten bereits aufgegeben war, nach 8wöchentlichem Kurgebrauch wieder die vollständigste Genesung fand. Nach einem langen ununterbrochenen Krankenlager konnte sie ihre Dienstmagd entlassen und wieder alle Haus- und Feldgeschäfte selbst besorgen. Sammt alledem kam es nicht dazu, dieser Quelle eine Zukunft zu sichern. Auch die Torfstecherei, da selbe schlecht rentirte hat 1847 mit dem Tode des Pfarrers Schleiß wieder ihr Ende erreicht. Gegenwärtig erinnert nur mehr ein Graben an das frühere Unternehmen. Auch die Quelle wird nicht mehr benützt. Die Bewohner ziehen vor, das Trinkwasser ihrem Gemeindebrunnen zu entnehmen, der sehr reichhaltig ist, und ein sehr gutes Wasser liefert.

Im Jahre 1840 wurde die neue Straße gegen Wiesentheid gebaut, mit ihr zugleich eine neue Brücke. Dann kamen auch die Straßen nach Rüdenhausen und nach Atzhausen zu Stande, so daß sich nunmehr der Ort nach allen Richtungen hin einer guten Verbindung erfreut. Von den beiden hier befindlichen Papiermühlen besteht nurmehr eine fort, während die untere Papiermühle, die Johanniterlehen war, eine Mahlmühle geworden ist. Seit dem Jahre 1874 ist das Rathhaus einer durchgreifenden Reparatur unterworfen worden, und sind die untern Räume zu einem Betsaal schön hergerichtet. Den Anstoß hiezu gab Herr Lehrer Fürwitt. Gleichzeitig wurde eine Thurmuhr aufgestellt, die aus der rühmlichst bekannten Werkstätte von Seger in Wiesentheid hervorging. Mit Vergnügen constatiren wir, daß Feuerbach mit dieser Acquisition gar wohl zufrieden ist. Auch ein vortreffliches Harmonium trägt zur Hebung der Andacht der von genanntem Lehrer geleiteten Nachmittagsgottesdienste nicht wenig bei.

Wer sich für die alten Verhältnisse Feuerbach's interessirt,

dem diene Folgendes zur Nachricht. Im neunten Jahrhundert schenkte Bischof Rudolf dem Kloster Schwarzach unter anderen die Orte Feuerbach und Langheim. Im Jahre 1331 wird es uns als Rittersitz bekannt. Heinrich von Furbach schenkte damals dem Kloster Ebrach drei Morgen Weinberg bei Großenlangheim, worauf Graf Friedrich von Castell verzichtete. Daraus ersehen wir zugleich, daß Feuerbach schon um diese Zeit zu den alten castell'schen Landesbestandtheilen gehörte. Die Vogtei wurde damals dem Aeltesten des gräflichen Hauses als ein Annexum des würzburgischen Obererbschenkenamtes verliehen, und seit 1406 die Gerichtsbarkeit von dem Vogt zu Rüdenhausen besorgt. Im Jahre 1570 erschien eine sehr interessante Dorfordnung, welche gegenwärtig noch in mehreren Exemplaren vorhanden ist. Aus selber ersehen wir, daß es damals noch einzelne Häuser gegeben haben muß, die keinen Schornstein hatten, so daß der Rauch einen Abzug suchte, wo er gerade einen fand. Es war nämlich die Bestimmung getroffen worden, daß jedes Haus mit einem Schornstein versehen sein müsse. Der eingerissene Unfug, es sich bei jeder günstigen Gelegenheit auf Gemeindekosten wohl sein zu lassen, wurde beschränkt. Ebenso wurde dem Luxus zu steuern gesucht, daß bei Hochzeiten und Heirathstagen, drei oder vier Tage lang, auch wohl die ganze Woche hindurch die jungen Eheleute den vielen Geladenen Mahlzeiten gaben. Die Mittagsmahlzeiten sollten nicht über vier Stunden, und die Nachtmahlzeiten nicht über drej Stunden währen. Auch durften die Vermöglicheren nicht mehr als vier Tische Gäste haben, jeden Tisch zu zehn Personen gerechnet.

„Also auch bishero nachher eine große Anzahl Weiber zu „den Kindtaufen gefordert, denen nach der Tauf nicht allein „eine Mahlzeit mit unnöthigen Kosten zugerichtet worden, sodann „auch bei der Kindbetterin mit Singen, Schreyen und Lachen „ein solches Gedöß machen, also daß schwache Weiber mehr „Gefahr Ihres Leibes, denn Erquickung gehabt, und dadurch „die Eltern gleichsam an Leib und Gut vernachtheiligt werden"

sollten, so lange das Kindbett währte, Gastungen und Zehrungen verboten sein. Erst, wenn die Kindbetterin sich wieder erholt hatte, durfte man Gäste laden, aber nicht mehr als einen Tisch voll, und es sollte bei einer Mahlzeit verbleiben und während derselben nicht mehr als vier Gerichte verspeist werden. Auch der Erlag des Dotengeldes ward geregelt. In dieser Dorfordnung ist ein wahrer Schatz von zweckmäßigen Anordnungen niedergelegt, und könnten sich unsere ortspolizeilichen Vorschriften wohl ein Muster daran nehmen.

Auf Veranlassung der Gemeindeglieder wurde schon im Jahre 1702 eine Art von Schulzwang eingeführt, und mußten die einmal eingeschriebenen Kinder die Schule fleißig besuchen. Blieben sie ohne gegründete Entschuldigung aus, wurden die Eltern gestraft. Ebenso ging aus eigenem Antrieb der Gemeinde die Bestimmung hervor, den Sommer über gerade so gut Schule zu halten, wie im Winter. Nur wenn die Arbeit recht nothwendig sei, sollten statt der gewöhnlichen drei Stunden nur zwei gehalten werden. Weil aber der Schulmeister im darauffolgenden Jahre darthat, daß er durch das Schulhalten im Sommer seine landwirthschaftlichen Arbeiten vernachlässigen müsse, und wegen sonst geringen Gehaltes nicht leben könne, erhöhte die Gemeinde dem Schulmeister seinen Gehalt um 3 fl. und einen Malter Korn aus Gemeindemitteln mit der ausdrücklichen Bedingung, Sommer wie Winters sowohl Vor- als Nachmittags ordentlich Schule zu halten. Sollte er es daran fehlen lassen, so würde ihm die Gehaltszulage wieder entzogen.

Waren die Feuerbacher also schon vor nahezu zweihundert Jahren darauf bedacht, ihren Kindern etwas lernen zu lassen, so lieferten sie anderseits wieder den Beweis, daß sie auch waidlich schimpfen konnten, und das weibliche Geschlecht hierin nicht hinter dem männlichen zurückstand, ja es sogar noch in etwas überbot. Als bei Einquartierung kaiserlicher Völker dem Gallus Ziegler 8 Mann zu Pferd zugetheilt worden waren, beschwerte er sich wegen Ueberlegung, und wünschte dabei, daß der Donner dem Schultheißen in's Herz hineinführe. Seine

Frau machte es noch besser. Sie wollte, daß der Teufel dem Schultheißen das Herz aus dem Leib herausreiße. Kotzer konnte sich wirklich nicht gut rechtfertigen wegen dieser Vertheilung. Gallus Ziegler und sein Weib wurden daher vom Richter wegen ihrer schönen Ausdrücke zu 20 Pfund Strafe verurtheilt. Auf ihr unterthäniges Bitten wurde aber dann diese ausgesprochene Strafe noch um 5 Pfund gemindert, so daß sie schließlich nur 15 Pfund betrug.

Noch ist zu erwähnen, daß im Jahre 1858 auf der unteren Papiermühle sich der damalige Besitzer Kempf in Verbindung mit einem Kitzinger Lithographen auf die Fertigung von bayerischen Zehnguldennoten verlegte, welch' Geschäft eine Zeit lang nicht schlecht rentirte, aber schließlich den Industriellen eine langjährige Zuchthausstrafe eintrug. Seit dem sind die Feuerbacher Banknoten wieder außer Cours gekommen, wenigstens hat man in der Folge nichts mehr von ihnen gehört. Die zur Anfertigung benöthigte Stahlplatte war aus Amerika bezogen worden. Kempf hatte das Papier und sein Geschäftsfreund den Druck besorgt. Kempf war zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Davon hatte er neun Jahre abgesessen, als seine Begnadigung erfolgte. Er starb aber schon nach Verlauf von sechs Wochen.

Die Protokollbücher der Gemeinde sind gar säuberlich geführt, und alle bemerkenswerthen Vorkommnisse von der Hand des nunmehr pensionirten Herrn Lehrers Müller fleißig nachgetragen. Auch hat er während seiner letzten Dienstjahre noch die Gemeindeverwaltung vermocht, die Registratur, welche früher offen im Schulzimmer aufbewahrt wurde, wohlgeordnet in Schränken auf dem Rathhause unterzubringen.

Mit dem untern Wirthshause ist eine sehr nette Kelleranlage verbunden. Der mit hohen Kastanien besetzte kühle schattige Platz enthält Bänke und Tische. Auch eine gedeckte Kegelbahn ist vorhanden, und wird der Keller gewöhnlich an Sonntagen sonst aber auch jederzeit auf Verlangen geöffnet. Wir dürfen versichert sein, dort ein gutes Glas Bier zu finden.

Der Erbobérschenk und Erbobertruchseß.

In dem vorhergehenden Abschnitte war die Rede von dem Erbschenkenamte, von welchem Feuerbach ein Annexum war. Manche unserer Leser werden vielleicht fragen, was ein Schenk, was ein Truchseß sei. Was den Schenken betrifft, so kennen die meisten Leser gewiß einen solchen aus sehr alter Zeit, denn wir lesen in der Geschichte Josefs 1. Mos. 40. 1. „Und es begab sich, daß sich der Schenke des Königs von Egypten versündigte" u. s. w. Der Truchseß war derjenige, welcher die Speisen aufzutragen und zu kosten hatte. Zur Verherrlichung des Landesoberhauptes übernahmen es nämlich bei besonders feierlichen Gelegenheiten die vornehmsten Lehensträger, ihrem Fürsten das Getränke zu credenzen, und die Speisen vorzusetzen. Mit diesen ehrenvollen Aemtern waren am fürstbischöflichen Hofe zu Würzburg die Grafen von Castell in ihrer Eigenschaft als Erbobérschenk und die Grafen v. Schönborn in ihrer Eigenschaft als Erbobertruchseß betraut. Die Belehnung dieser hohen Herrn geschah stets in feierlicher Weise. Nachdem ein neuer Fürstbischof gewählt worden war, erschienen einige Tage darauf die zu Belehnenden in Würzburg und fuhren gewöhnlich in einem eigenen Wagen mit 6 Pferden bei Hof an; die äußere Wache präsentirte. Der Empfang geschah unten durch den Hoffourier, oben durch den Hofmarschall, der den zu Belehnenden in den Audienzsaal führte, worauf die Lehenserneuerung vorgenommen wurde, nach welchem der Belehnte zur hochfürstlichen Tafel gezogen, und endlich mit Hofgeschirr zu sechsen in Begleitung des Truchseß und Hoffouriers nach Hause geführt wurde.

Kleinlangheim.

In Kleinlangheim sieht man noch deutlich, daß die Kirche mit ihrem Hofe den Bewohnern des Ortes zu ihrer Festung gedient hat. Rings um die Kirche sind Keller, über denen sogenannte Gaden gebaut sind, in welchen sich noch die Schieß-

löcher befinden. Außerhalb der sehr hohen Kirchhofmauer umfaßt heute noch ein sehr tiefer Graben das Ganze. Nur stellenweise ist er eingeebnet. Im Jahre 1461 wurde dieser Kirchhof vom Bischof Johann genommen, und die dahin geflüchteten Wein- und Getraidevorräthe der Einwohner erbeutet.

Ueber dem gewölbten Thor, das in den Kirchhof führt, befindet sich das Brandenburgische Wappen mit der Jahreszahl 1487 und mehreren etwas undeutlichen altgothischen Buchstaben, die als „Sant Mark Kloster" gelesen werden können. Die geräumige Kirche trägt noch einige Spuren des gothischen Styls. Ueber dem Altar erhebt sich ganz gegen die Regeln eines guten kirchlichen Baustyls die Orgel. An der Seitenwand der Kirche, an welcher sich die Kanzel befindet, sind drei Epitaphien angebracht. Das Denkmal, auf welchem eine Rittersfrau mit zwei Kindern abgebildet ist, trägt die Jahreszahl 1577. Die fast erblichene Inschrift läßt entziffern, daß es ein Martin Zollner von der Hallburg gewesen ist. Bemerkenswerth an diesem Denkmal ist auch, daß hier der Tod antik aufgefaßt und als ein schöner Jüngling dargestellt ist, der in seiner Linken eine Sanduhr hält. Auch die zwei andern Denksteine, der eine ohne, der andere mit unleserlicher Inschrift mögen diesem Adelsgeschlecht angehören, da eine Linie der Zollner in Kleinlangheim ihren Ansitz hatte. Das von diesen Herrn ehemals bewohnte Haus wird heute noch Schlößchen geheißen, und gehört jetzt dem Georg Emmert.

Im Zusammenhang mit der Kirchhofmauer steht das Schulhaus, früher Getraideboden, und das Stockhaus, ehemals Thurm genannt. Das im Jahre 1487 erbaute Rathhaus enthält einen Saal, in welchem noch Bilder von zwei Ansbacher Markgrafen und einer Markgräfin aufgehängt sind. Das jetzige an der sehr frequenten Hauptstraße gelegene Pfarrhaus war Amtsgebäude. Das alte Pfarrhaus stand in der Pfarrgasse und ist bezeichnet mit Nro. 71. Dem Vornamen des Besitzers wird gewöhnlich die Vorsilbe „Pfarr" angefügt. Dieser Besitzwechsel wird wohl im Jahre 1798 vor sich gegangen sein,

als das hiesige Preußische Amt aufgehoben wurde, und der damalige letzte Beamte, Prozeßrath Büttner nach Ansbach kam. Aus eigener Intention der Gemeinde wird der Wechsel kaum hervorgegangen sein. Man ist selten geneigt, dem Pfarrhaus eine Stelle auf frequentem Platze zu gönnen. Erst in jüngster Zeit hörte ich noch bei Erörterung der Frage eines Bauplatzes für ein in der Gegend neuzuerbauendes Pfarrhaus: der Pfarrer gehöre hinter die Kirche, man wolle nicht genirt sein, daß er mit Frau und Kindern theilnehme an dem öffentlichen Leben.

Kleinlangheim hat vortrefflichen Obstbau. Schon im vorigen Jahrhundert rechnete man, daß die hiesigen Einwohner nur allein an getrockneten Zwetschgen in guten Jahren 12 bis 14000 fl. frk. löften. Es ist aber nicht Alles Gold, was glänzt. Man hat gewöhnlich nur die prangenden herzerfreuenden Obst-Erträge, und zwar die günstigen vor Augen. Bereits 1808, in welcher Zeit das Holz noch sehr billig war, hielt man das Zwetschgendörren für wenig einträglich, und war man schon damals mehr geneigt die Zwetschgen einzuwerfen und zu Branntwein zu verwenden, welcher davon vortrefflich wird. Sollte es dich, lieber Leser, nach einem Schlücklein jenes Göttertrankes gelüsten, in Kleinlangheim bist du an der besten Quelle. Aber auch mehrere gute Lagen für Weinbau finden sich auf dieser Flurmarkung. Dazu sorgen mehrere wohleingerichtete Brauereien für die trostbedürftige Menschheit. Kein Wunder, daß bei einer solchen Fülle von edeln Getränken die Lust darnach nicht zu ascetisch bekämpft zu werden pflegt.

Schließlich wollen wir jeden Alterthumsfreund, der Kleinlangheim besucht und Interesse an alten Mauerkonstruktionen nimmt, auf den dem Industriegarten zugewendeten Theil der Kirchhofmauer aufmerksam machen. Abweichend von der gewöhnlichen alten deutschen Mauerkonstruction, nach welcher zwischen zwei Bretterwänden, die unter sich wieder mit Stangen zusammengehalten waren, kleinere und größere Steine lagerhaft geschichtet, und mit gut bereitetem Mörtel angegossen wurden — findet man hier stellenweise römische Bauart, gekenn-

zeichnet dadurch, daß die Steine, auf der hohen Kante stehend, an einander gelehnt sind, und zwar jede Schichte in entgegengesetzter Richtung. Wenn wir auch die Behauptung nicht wagen können, daß es eine Römermauer ist, so bleibt doch sicher, daß ein Theil der untern Kirchhofmauer an der bezeichneten Stelle in römischer Bauweise ausgeführt ist. Die Meinung, daß die Römer bis in unsere Gegend vorgedrungen seien, ist allerdings nicht neu und wollten sogar einige Alterthumsgrübler eine angebliche Römerveste „Quinctiana castra" nach Kitzingen verlegen. Es sind aber bis jetzt zu wenig Beweise erbracht worden, die Sache für glaubwürdig zu finden.

Die Kleinlangheimer Viehmärkte.

Es ist bekannt, daß die Markgrafen von Ansbach sehr viel zur Hebung der Industrie, des Handels und der Landwirthschaft in unserer Maingegend beigetragen haben. Zu den bedeutendsten Privilegien dieser Art gehört die Concessionsertheilung zur Errichtung von 8 Viehmärkten in dem Marktflecken Kleinlangheim. Die Urkunde ist ausgefertigt am 5. Mai 1791 und war an die Bedingung geknüpft, die zur Abhaltung bestimmten Tage so zu wählen, daß sie nicht mit den Viehmärkten in Prichsenstadt zusammenfallen. Die erwarteten Hoffnungen wurden auf's Glänzendste erfüllt und sah sich die Marktgemeinde veranlaßt, schon nach Verlauf von zwei Jahren um die Erlaubniß nachzusuchen, alle 14 Tage einen Viehmarkt abhalten zu dürfen. Auch dieß wurde von der damals schon preußisch gewordenen Königlichen Regierung in Ansbach gerne gewährt. Doch konnte diese hohe Stelle nicht umhin, ihr Bedenken zu äußern, daß diese Anzahl etwas zu stark sein möchte. Der Erfolg bewies aber, daß diese Befürchtung unbegründet war. Die Kleinlangheimer Viehmärkte wurden mit die vielbesuchtesten von ganz Unterfranken. Während wir dies schreiben, hatte der letzte am 17. Juli 1876 stattgefunden. Mehr als 1200 Stück Vieh waren zugetrieben, meist Pracht-

Exemplare Scheinfelder Race. Der Handel ging äußerst lebhaft, und zeigten sich insbesondere norddeutsche Händler viel auf dem Platze. Schon in den grauen Morgenstunden begann auf allen Straßen der Zutrieb gegen Kleinlangheim. Ganze Karawanen in einem Zuge — immer paarweise zusammengekoppelt — schritten auf bestaubter Chaussee tapfer fürbaß weiter und erinnerten wieder einmal lebhaft an die während der Kriegsjahre oft gesehenen Proviantcolonnen. Mag auch die Reinlichkeit des Ortes, in dessen Straßen der Markt abgehalten wird, darunter leiden, so bleibt doch anderseits der Vortheil und die Ehre, einen der großartigsten Viehmärkte ganz Frankens in seinen Mauern zu besitzen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Fehlt es schon auf der Straße an Raum zum Durchkommen, wie sieht es erst in den zahlreichen Wirthshäusern, Bier- und Mostschenken aus! Da wird's zum Erdrücken voll. Und wenn in unserer Alles nivellirenden Zeit sich auch kein besonderer Unterschied in den Trachten bemerkbar macht, so ist doch noch ein großer in der Mundart. Hier mischen sich in alle Arten fränkischen Dialekts der Jargon der jüdischen Händler, deren Zahl Legion ist, norddeutsche und viel andere Accente. Vom Einschreiben der abgeschlossenen Verträge ist selten die Rede. Alles wird gleich baar bezahlt. Gold, Papier- und Silbergeld gibt es in Menge. Man merkt nichts davon, daß wir in Zeiten einer Geschäftsstockung leben.

Atzhausen.

Dieser Weiler stand im 13. Jahrhundert unter kastell'scher Herrschaft. Als aber die Markgrafen von Ansbach sich im Besitz eines Drittels von Hallburg befanden, gehörte ihnen auch schon ein Theil von Atzhausen. Im fünfzehnten Jahrhundert finden wir die Zollner von der Hallburg mit einem castell'schen Meiergut und dem halben Zolle in Atzhausen belehnt. Zollner wohnten von da an nicht in Atzhausen — wohl aber in Klein-

langheim. Der letzte dieses Geschlechtes, der sich Michael Zollner zu Kleinlangheim schrieb, hat mit landesherrlicher Consens das Condominat an Georg Ludwig v. Frohnhofen verpfändet. Dieser wurde auch nach Zollners Absterben 1634 damit belehnt. Die Frohnhofer cedirten 1658 in gleicher Weise diesen Besitztitel an Dr. Philipp Ebermann zu Würzburg, von dessen Erben dieser Dorfsantheil gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Herrschaft Wiesentheid gelangte. Die Geschichte des andern Theils ist nicht weniger interessant. Es wird wohl der Antheil gewesen sein, den früher die Markgrafen als castell'sches Lehen innehatten. Im 16. und 17. Jahrhundert findet man, daß selben eine Linie der Adelsfamilie Geyer v. Giebelstadt besessen hat, von deren Allodialerben er in der Folge ziemlich gleichzeitig mit erstgenanntem Theil an Wiesentheid kam.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begann unter Georg Adolf Fuchs v. Dornheim die Gegenreformation der Herrschaft Wiesentheid. Graf Otto v. Dernbach setzte selbe fort, trennte Atzhausen von Kleinlangheim und pfarrte die Bewohner in Wiesentheid ein. Bald kam es dahin, daß sich kein Protestant mehr in Atzhausen befand. Erst während der erleuchteten Regierung des tolerant gesinnten gräflichen Hauses Schönborn kauften sich wieder Protestanten in Atzhausen ein und wurden ihrer Bitte entsprechend wieder in Kleinlangheim eingepfarrt, wohin sie schon vor Jahrhunderten gehört hatten. Es war der in der Geschichte Atzhausens unvergeßlich eingeschriebene Tag des fünften Februars 1829, als sich sämmtliche protestantische Familienväter des Ortes mit dem Pfarrer von Kleinlangheim nach Wiesentheid begaben, wo von dem damaligen Herrschaftsrichter Habersack der Act der Zurückpfarrung nach Kleinlangheim vorgenommen wurde. Unter Segenssprüchen über das erlauchte gräfliche Haus Schönborn kehrten sie an die heimathlichen Heerdstätten zurück. Von den 170 Einwohnern sind jetzt 95 Katholiken, 69 Protestanten und 6 Mennoniten.

Im Jahre 1748 wurde die Kapelle wiewohl mit Brandenburgischem Widerspruch erbaut, und erhielt Atzhausen um diese Zeit auch eine katholische Schule. Bald finden wir dort einen Strumpfstrickergesellen, der in Anbetracht, daß er im Lesen, Schreiben und Rechnen erfahren sei, die Schulstelle erhielt. Er hieß Kaspar Adam.

Dieser Schuldiener ist ein alter Mann geworden, und viele noch jetzt Lebende haben ihn persönlich gekannt. Er soll sich in seinen letzten Lebensjahren fast ausschließlich mit Reparatur von Uhren beschäftigt haben. Bis zum Jahre 1860 besuchten auch die protestantischen Kinder diese Schule. Seit dieser Zeit aber schicken die protestantischen Familienväter von Atzhausen ihre Kinder nach Kleinlangheim, ungeachtet sich ein tüchtiger Lehrer in Atzhausen befindet. Noch ist zu erwähnen, daß sich ein vom St. Johannis-Zweig-Verein gegründetes Asyl für entlassene Zuchthaussträflinge hier befand. Von den sechs hier gewesenen Sträflingen sind einige nach Amerika ausgewandert, die zurückgebliebenen fielen aber bald in ihre alten Laster zurück. Das Asyl ist jetzt wieder aufgehoben, doch wird der seit 1868 damit verbundene Grundbesitz vorderhand noch in Regie fortbetrieben. Die erwarteten Hoffnungen haben sich daher leider nicht realisiren lassen. Sie scheiterten einerseits an der spärlichen Opferwilligkeit für solche Unternehmungen, anderseits an der Unverbesserlichkeit der Zöglinge selbst.

Bei Atzhausen, hart an der Mühle nach Feuerbach zu befindet sich eine überwölbte Mineralquelle, welche von den Einwohnern vielfach als Heiltrank benützt wird, und eisen- und schwefelhaltig sein soll.

Stadtschwarzach.

Wenn wir von Atzhausen aus die alte früher sehr verkehrsreiche Straße in nordwestlicher Richtung verfolgen, kommen wir in Düllstadt auf die Hauptstraße und erreichen end-

lich bei Stadtschwarzach den Main. Es ist kaum siebenzig Jahre her, als noch, ungeachtet aller kaiserlichen Verordnungen, unzählige Zollstätten an jeder Krümmung des Maines eine Kette vorspannten. Wie befremdet es uns heut zu Tage, wenn wir jene Reisebeschreibung Albrecht Dürrers lesen, da er den Main abwärts fuhr, und an jedem kleinen Neste aussteigen und seinen Freipaß vorzeigen mußte, der ihm die Verzollung seines bescheidenen Gepäckes ersparte! Das nur wenige hundert Schritte vom Maine entfernt gelegene Stadtschwarzach bildet den Knotenpunkt der Straßen nach Schweinfurt, Bamberg, Kitzingen und Würzburg. Eine fliegende Brücke führt hier über den Main. Sonst ist von Stadtschwarzach wenig zu berichten, interessanter ist aber dafür seine historische Vergangenheit. Denjenigen unserer Zeitgenossen, welch im Lobe der vergangenen Zeiten so unerschöpflich sind, und dieselben wohl gar wieder aus dem Grabe heraufbeschwören möchten, wünschten wir, daß sie während des 15. Jahrhunderts eine Zeit lang in Schwarzach gelebt hätten. Zu jener Zeit trat die Raufluſt der Deutschen in Kämpfen unter sich bis zu einer vollendeten Tollheit an's Licht, und hatte darunter vornehmlich Stadtschwarzach zu leiden, welcher Unfug für die Bewohner um so trauriger war, als Raub und Plünderung der Zweck des gefährlichen Treibens wurden. So überfielen zum Beispiel die Herrn von Aufseß den Ort, der an ihre Feinde, die Herrn von Thüngen verpfändet war, und plünderten ihn aus. Bald darauf gab es Händel zwischen der Stadt und den Herrn v. Seinsheim, die ihre Burg auf dem benachbarten Stephansberg hatten. Dann lagen die Bürger 1457 in Hader mit den Herrn v. Seckendorf. Als nämlich die Verhältnisse des Hochstifts Würzburg äußerst traurig waren, das Land durch die unaufhörlichen Fehden verwüstet, die Kassen leer und die Einnahmen fast auf nichts herabgesunken waren, hatte Bischof Johann II. die Stadt Schwarzach mit allen ihren Einkünften und Gefällen um 2000 fl. an die Herrn von Seckendorf verschrieben. Diese besaßen nun das Recht, sich aus den Erträg-

nissen der Stadt für Kapital und Zinsen bezahlt zu machen. Selbstverständlich suchten sie sich möglichst hohe Einnahmen zu verschaffen, und der Abgaben, Frohnden und anderer Leistungen war kein Ende. Sie hatten es den Schwarzachern zu arg gemacht. Die Bürger beschwerten sich bei dem Bischof. Vergeblich wurde den Herrn von Seckendorf befohlen, von der harten Behandlung der Bürger abzustehen. Einer derselben nahm den Befehl so übel auf, daß er die Bürger hiefür zu züchtigen beschloß. Er schickte am Montag vor St. Veit den 13. Juni 1457 einen Knecht an den Bürgermeister von Schwarzach mit dem Begehren, derselbe möge auf Dienstag in aller Frühe eine Rathsversammlung ansagen lassen, weil er derselben wichtige Angelegenheiten vorzutragen hätte. Dienstag vor Sonnenaufgang erschien Lamprecht v. Seckendorf vor dem Thore, begab sich in seine Herberge und berief durch den Stadtknecht die Rathsherrn dahin zusammen, und eröffnete der Versammlung, wie ein Bürger zu Bamberg ihr eine Summe Geldes gegen Zinsen zu leihen bereit sei, mit welchem Gelde er aber bezahlt sein wollte. Mit diesem Vortrage hielt er die Rathsherrn so lange hin, bis seine Reisigen sich in der Herberge zusammen gefunden hatten, worauf er denselben mit dem bloßen Schwerte ein Zeichen zum Ueberfalle gab. Die vier reichsten Rathsherrn wurden sofort mit Stricken, die Lamprecht unter seinem Mantel verborgen, gefesselt, auf Pferde gebunden, und in aller Eile nach seinem Schlosse Hallerndorf, eine Meile von Forchheim entfernt, abgeführt, wo sie in Thürmen liegen mußten, bis ihre Freunde ein Lösegeld von 272 fl. aufgebracht hatten. Bischof Johann verklagte dieser Gewaltthat wegen den erwähnten Lamprecht höheren Ortes und brachte es dahin, daß derselbe einen Theil am Pfandschilling nachlassen und die Stadt im Jahre 1462 auslösen lassen mußte.

In dem Kriege des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg entwarf Georg von Gebsattel, genannt Rack, markgräflicher Vogt zu Kitzingen, mit Vorwissen seines Herrn den Plan, die Stadt Schwarzach zu überfallen und versam-

melte deßhalb in aller Stille einen Haufen von Reisigen. Mit diesen und einer Anzahl Kitzinger Bürger zog er in der Nacht des Dienstags nach Fronleichnamstag (11. Juni 1460) mit Wägen, Büchsen, Leitern, Pickeln, Beilen und anderem Sturmgeräthe vor Schwarzach. Nun fügte es der Zufall, daß gerade Dienstag Abends 27 bischöfliche Reiter von Würzburg nach der obern Gegend Frankens geschickt, in Schwarzach eintrafen und zugleich mit den Feinden, jedoch ohne daß die Einen von den Andern wußten, von zwei verschiedenen Thoren Einlaß begehrten. Die Reiter wurden sogleich eingelassen und besetzten auf die Nachricht von der Ankunft des Feindes sogleich die Stadtthürme. Einige Bürger ließen sich an Stricken über die Stadtmauern herab und liefen um Beistand zu suchen, in die benachbarten Ortschaften. Indessen hatten sich die Markgräflichen in drei Haufen getheilt, deren erster mit den Büchsen durch das Hörblacher Thor, der zweite, bei dem viele Zimmerleute sich befanden, durch das obere Thor einbrachen, der dritte aber hinter der Kirche die Stadtmauer ersteigen sollte. Während nun die Bürger die Thore vertheidigten, erstieg wirklich der Haufe hinter der Kirche die Mauer, brach in die Stadt und begann die Kirche und die Häuser auszuplündern, riß den Weibern die Kleider und Taschen vom Leib, schlug vollen Weinfässern die Böden ein, und belud mit der gemachten Beute einige Wägen. Hierauf begann man auf dem Marktplatz zu tanzen, und setzte sich auf die Pferde der Würzburgischen Reiter. Während dieser Vorgänge besetzten die Bürger die Thürme, verschanzten sich in mehreren Häusern und fingen an, auf die vor der Stadt zerstreuten Feinde zu schießen, so daß Niemand mehr herein noch hinaus kommen konnte. Vergeblich versuchten diese unter beladenen Mistwägen und hinter einem Verschlage von ausgebrochenen Thüren und Balken die Stadthore einzuschlagen, um wieder zu den Ihrigen außer der Stadt zu gelangen, welche den Eingeschlossenen keine Hülfe zu leisten vermochten. Die Feinde schrieen nun den Bürgern zu, sie wollten ihnen Leib und Gut sichern, wenn

man sie nur zur Stadt hinaus ließe, und zündeten, als sie abschlägige Antwort erhielten, einige Häuser an, um die Bürger von den Thürmen herabzulocken. Ein Bürger Namens Stumpf, welcher eine Mauerletze, den Thomaserker, besetzt hatte, stieg herab, worauf die Markgräflichen denselben besetzten, und unter derselben ein Loch durch die Stadtmauer brachen, um dadurch zu entfliehen. Indessen waren von Dettelbach, Sulzfeld und der Abtei Schwarzach Männer zusammen gelaufen, um der Stadt Schwarzach Hülfe zu leisten, bei deren Anblick die Markgräflichen zum Abzuge bliesen. Nun begannen auch die in der Stadt eingeschlossenen eiligst daraus zu entfliehen, und drängten sich zum Loche in der Mauer, wo viele erschlagen und erschossen wurden. Mehrere der Flüchtlinge ertranken beim Uebersetzen des Stadtgrabens. Der Träger des Paniers von Schwarzach, welches mit auf den Thurm genommen worden, erstach damit einen Kitzinger Bürger. Die Markgräflichen verloren im Ganzen 60 Mann, von den Würzburgischen fielen zwei, einer von Dulstat und einer von Sommerach. Die gemachte Beute und viele Kleidungsstücke und Waffen wurden von den Feinden zurückgelassen. Die Bürger von Schwarzach feierten lange diesen denkwürdigen Tag alljährlich am Mittwoch nach unseres Herrn Leichnamstage durch eine feierliche Prozession, bei welcher das Stadtpanier mitgetragen wurde.

Von den Thaten der Schwarzacher im Bauernkriege haben wir schon Erwähnung gethan (s. S. 19). Auch im Kriege der fränkischen Bundesstände gegen den Markgrafen Albrecht Alcibiades hatte die Stadt zu leiden. Im Jahre 1554 ward sie Zeuge seines Unterganges. Nachdem der Markgraf in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni aus Schweinfurt geflüchtet war, ging's auf Volkach zu. Die Sterne funkelten noch am Himmel, als der Markgraf öfters auf seinem Schimmel hält und die Leute zählt, die an ihm vorüberziehen. Noch hat er den Marschallstab in der Hand, als könnte es nicht fehlen. Der Morgen war bereits angebrochen, als sich der Kriegszug des Markgrafen über Schwebheim, Gaibach und Volkach gegen

Schwarzach zu bewegte. Als die Flucht des Markgrafen von seinen Feinden bemerkt worden war, waren sechs Geschwader Reiterei und 19 Fähnlein Fußvolk zu seiner Verfolgung aufgebrochen. Bei Stephansberg erreichten sie ihn. Er hatte die Thorheit begangen, zu viel Werth auf sein Geschütz zu legen. In den sandigen Wegen ging der Transport langsam. Gedrängt von den Bundesvölkern und in Gefahr sein Geschütz zu verlieren, das im Sande stecken blieb, entschloß sich der Markgraf zum raschen Wagniß und griff die Feinde an. Im Anfang war die Reiterei der Verbündeten in Unordnung gerathen, und der Feind drang heftig auf sie ein. Als aber der Markgraf die große Menge des Fußvolkes nachrücken sah, überzeugte er sich, daß Alles verloren sei. Da fluchte er zum Himmel auf und sein rothes Haar bäumte sich vor Wuth. Er mußte an seine eigene Rettung denken. Er lenkt um und ließ dem Pferd die Zügel schießen. Fort ging's nun durch den Klosterwald auf Kitzingen zu. Nur mit wenigen Reitern entkam er über den Main. Bis an den Rhein setzte der nun gänzlich Gedemüthigte seine Flucht fort. Dort lebte er noch einige Jahre und starb zuletzt in Armuth und Elend in einer Bauernhütte bei Pforzheim. Ergeben in sein trauriges Schicksal, das ihn seinem Gott näher gebracht hatte, als die Tage seiner Macht, dichtete er das schöne Lied: „Was mein Gott will, gescheh allzeit", solches ist unter die Kreuz- und Trostlieder des gegenwärtig bestehenden protestantischen Gesangbuches aufgenommen worden.

Die Beute der Sieger bei Schwarzach bestand in 17 Fahnen, 8 Stückbüchsen, des Markgrafen Kanzlei, Kleidern, baarem Geld, und Allem, was die Soldaten aus Schweinfurt mit fortgeschleppt hatten. Zweihundert Leichen der Markgräflichen deckten das Schlachtfeld, die übrigen warfen die Waffen weg und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Die, welche im Heere des Geschlagenen wieder Dienste genommen hatten, nachdem sie, früher schon gefangen und entlassen, versprachen, innerhalb dreier Monate nicht wieder beim Markgrafen zu

dienen, wurden ohne weiters gehängt. Allenthalben sah man die bis auf's Hemd ausgezogenen Körper des Wegs entlang an den Baumästen.

Die Benediktiner Abtei Münsterschwarzach.

Von nicht viel weniger traurigen Schicksalsschlägen war auch das unmittelbar mit Schwarzach zusammenhängende Münsterschwarzach heimgesucht. Wie aus der Benennung schon hervorgeht, stand hier einst ein Kloster, welches erst in Folge der Säkularisation aufgehoben wurde. Dasselbe war ursprünglich ein von Fastrade, der vierten Gemahlin Kaisers Karl des Großen, im neunten Jahrhundert gestiftetes Frauenkloster, wurde aber schon sehr frühzeitig eine Benediktiner Abtei, die so merkwürdige Schicksale erlebte, daß es wohl der Mühe werth scheint, in kurzen Umrissen Einiges aus der Geschichte dieses berühmten Klosters mitzutheilen. Gewiß ist, daß selbes mindestens 300 Jahre vor Ebrach entstand, und daß hauptsächlich von ihm die Christianisirung der Gegend ausging. Die wackern Männer, welche sich in diesem Stift zu frommen Uebungen zusammen gefunden hatten, versahen weit und breit die Seelsorge, befaßten sich aber auch je nach ihrer Befähigung mit Cultivirung des Bodens, mit Abschreiben von Büchern und mit Ertheilung von Schulunterricht. Die geschichtlichen Nachrichten gehen zwar bis in das neunte Jahrhundert zurück, doch gewinnen sie erst vom 15. Jahrhundert an wirklich historischen Werth, weßhalb wir auch erst von diesem Zeitpunkte an, etwas näher in die Geschichte desselben eingehen.

Durch den übeln Haushalt, den Abt Nikolaus von 1431—1444 führte, waren die ökonomischen Verhältnisse des Klosters sehr heruntergekommen. Die Mönche suchten sehnlichst ihres Abtes, der uns als ein kleiner Mann von schlauem Geist geschildert wird, los zu werden. Endlich ward er vom Bischof abgesetzt und wegen Verschlenderung von Klostergütern sogar

exkommunizirt. Die Folgen davon, daß Abt Nikolaus nicht der Mann war, der er hätte sein sollen, blieben nicht aus. Die Mönche hatten das Gehorchen verlernt und wollten auch unter Abt Johann (1444—1450) nicht mehr recht pariren. Er ließ deßhalb Mönche, von Fulda kommen, scheint aber mit denselben auch nicht besonders zufrieden zu sein, da er schließlich abdankte. Darauf geht seine Würde auf Ekardus über. In die Regierungszeit dieses Abtes (1450—1466) fallen die Fehden, welche das Hochstift Würzburg mit dem Markgrafen Albrecht Achilles hatte. Die Brandenburger plünderten die Umgegend, brandschatzten das Kloster und zündeten es zuletzt an. Martinus (1466—1494) richtete das Kloster wieder auf und brachte es auf 50 Mönche. Er zeichnete sich durch eine gute Wirthschaft aus und ward in Anerkennung seiner großen Verdienste vom heiligen Stuhl mit der Mitra geschmückt. Von Abt Michael wissen wir nur, daß er aus Gerolzhofen gebürtig war, im Jahr 1494 zum Abt erhoben wurde, daß unter ihm die große Glocke gegossen wurde, und daß er zuletzt Alters halber, 1503 freiwillig seine Stelle niederlegte. Ihm folgte Paulus, ein geborner Dettelbacher, der es aber nur bis 1505 blieb. Da sich nach seinem Abgang die Conventualen bezüglich der Erwählung eines neuen Abtes nicht unter sich einigen konnten, wurde Bischof Lorenz v. Bibra zur Entscheidung aufgefordert. Der Fürst ernannte nun Georg Wolfsbach, einen Würzburger, zum Abt. Georgius erlebte den traurigen Untergang des Klosters im Bauernkriege, wie es pag. 19 und 20 näher beschrieben ist. Er geht nach eingetretener Ruhe an den Wiederaufbau des Klosters, hatte aber in der Folge noch viele Widerwärtigkeiten zu bestehen. Mißmuthig darüber, bedurfte er aller Aufmunterung von Seite des Bischofs, daß seine Kraft nicht erlahmte; denn die Streitigkeit mit den Hörigen, welche Abgaben an das Kloster zu leisten hatten, wollten nicht ausgehen. Von 1535—1540 finden wir einen Johann Büttner von Nordheim und von 1540—1551 einen Nikolaus Scholl von Grafenrheinfeld als Abt. Die Stürme der Reformation

gingen nicht spurlos an Schwarzach vorüber, auch an die Mauern des Klosters klopften sie an. Dazu kam der Schmalkaldische Krieg, während dessen dreißig Tausend Feinde am 26. Juli 1546 um Schwarzach lagen. Das Kloster wird geplündert und geleert. Die Mönche entfliehen in's Kloster Stephan nach Würzburg. Erst nach dem Kriege kehren sie zurück. Der Abt bessert nun so viel wie möglich das Kloster wieder aus. In wenig gesegnetem Andenken steht die Regierungsperiode des Abtes Leonardus (1551—1556). Er war kein guter Haushälter. Eine bischöfliche Visitation ergab, daß ungeachtet reicher Einkünfte kein Vieh im Stall, kein Korn auf dem Speicher, kein Wein im Keller und kein Geld in der Casse war. Leonardus wurde abgesetzt und schließlich in's Schottenkloster St. Jakob verbannt. Erfreulicher lauten die Nachrichten von Wolfgangus (1556—1563) und Johannes Burkard von Weißenburg (1563—1598). Letzterer schmückte die Kirche mit einem Thurme und schönen Gemälden, erweckte im Kloster einen regen Sinn für die Wissenschaften und zahlte die Schulden des Klosters ab. Johann Krug (1598—1613) vermehrt die Klosterbibliothek. Nun begann der dreißigjährige Krieg. Die ersten zehn Jahre gingen ziemlich ruhig an dem Kloster vorüber, es zeichnete sich während dieser Zeit Johannes Martinus (1613—1628) durch große Wohlthätigkeit an die Armen aus. Unter Abt Johannes Cassianus (1628–1640) trat aber jene Kriegsepoche ein, die man den Schwedenkrieg nennt. Alle Mönche fliehen, nur der alte Pater Engel bleibt zurück. Von den Schweden wird er so lange entsetzlich mißhandelt, bis er zuletzt die Klosterschätze verräth. Nach Abzug der Schweden kehren die Mönche wieder in's Kloster zurück. Nikolaus Molitor (1640—1646), etwas nachlässig im Aeußern und längere Zeit Pfarrer in Sommerach, zeigt sich als Abt voll Eifer. Remigius (1646—1654), ein Limpurger, war früher Mönch in Münster gewesen, und hatte bei dem bedauerlichen Unwesen, das die Wiedertäufer, diese Ultras der Reformation, dort trieben, die empörendste Mißhandlung zu er-

leiden gehabt. Mit einem Hunde war er schon an einen Wagen gespannt gewesen. Durch Philipp Erwein v. Schönborn seinem Bruder, dem Churfürsten Johann Philipp, empfohlen, wurde Remigius Abt in Schwarzach. Er leistete als solcher Ausgezeichnetes und errettete durch seine Klugheit und Freundlichkeit das Kloster in den letztern Jahren des Schwedenkrieges gar oft vor dem Untergang, obwohl er es zuletzt doch nicht hindern konnte, daß noch ein Theil abgebrannt ward. Die andern Mönche waren aus Furcht entflohen, er selbst aber zurückgeblieben. Nach dem Kriege stellte er das Kloster wieder her und zahlte die Schulden ab. Nicht weniger Ausgezeichnetes leistete Abt Benediktus (1654—1672). Unter ihm, sowie unter Placidus (1672—1691) gelangte das Kloster zur großen Blüthe. Placidus muß im Reunionskrieg mit den Seinen vor den Franzosen fliehen. Aber auch kaiserliche Soldaten plündern ringsum viele Dörfer und lassen sich die Sicherheit des Klosters mit vielem Gelde bezahlen. Augustinus Veit von Gerolzhofen (1691—1704) war 12 Jahre Pfarrer in Sommerach, bevor er Abt wurde. Er schmückte die Kirche mit silbernen Leuchtern und herrlichen goldgestickten Paramenten, ließ die in den Kriegsjahren nach Würzburg geflüchtete Bibliothek in's Kloster zurückbringen und sorgte dafür, daß der als Professor berühmt gewordene Dr. Heinlein auch im Schwarzacher Kloster Vorlesungen hielt. Manche seiner Mönche schickte Augustinus zu ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung auf die Hochschulen nach Würzburg und Salzburg. Bernhard (1704—1717) ist bekannt durch seine Barmherzigkeit in der Hungersnoth, in der er an die Armen jährlich über 100 Malter Korn austheilte. Januarius (1717—1742) ein Schwab aus Gerolzhofen, begleitete 3 Jahre die Pfarrstelle in Stadelschwarzach. Er vollendete den von seinen Vorfahrer begonnenen Neubau des Klosters. Damals fand man 36 Leichen von Aebten und Mönchen unter andern auch 2 Goldmünzen aus dem Jahre 1691 von Mainz und Trier. Das Volk breitete sogleich aus: der Abt habe einen ungeheuren Schatz gefunden,

der es allein ihm möglich mache, solche Bauten auszuführen. Auch faßte er den Plan zum Neubau einer Kirche. Der Grundstein zu solcher wurde am 17. Juni 1727 von dem Bischof Christof Franz von Hutten gelegt. Januarius erlebte auch deren Vollendung. Im Jahre 1741 konnte er nämlich auf einem Altar der neuen Kirche das erste Meßopfer feiern, bei welcher Gelegenheit er zugleich sein 50jähriges Priesterjubiläum hielt, worauf er im nächsten Jahre 74 Jahre alt starb. Unter Abt Christophorus (1742—1761), ein Balbus v. Volkach, fand die Einweihung der von Balthasar Neumann erbauten Kirche durch Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn statt am 8. September 1743. Schon am 7. September Nachmittags 3 Uhr war der Fürst von dem Schlosse zu Gaibach nach Schwarzach aufgebrochen. Auf der Grenze des Klostergebietes wurde er von zwei Klosterbeamten zu Pferde empfangen und von ihnen durch die dem Klostergebiete gehörenden Orte Sommerach und Gerlachshausen begleitet. In diesen Orten waren die Pfarrer und Schulkinder zum feierlichen Empfange bereit, und die sämmtliche Einwohnerschaft suchte durch Schüsse und andere Freudenzeichen ihre Liebe und Anhänglichkeit an ihren Landesfürsten darzuthun. Vom Kloster aus waren Signalposten aufgestellt, um bei des Fürsten Ankunft auf dem Klostergebiete, solches gleich dahin zu melden. Als dieß geschehen, ertönte von dort die erste Salve aus dem dort aufgestellten Geschütze, die zweite erfolgte, als er die Hälfte des Weges zurückgelegt, und die dritte, jede aus 24 Kanonenschüssen bestehend, bei seinem Eintritt in das Kloster. Als dieser, mit einem zahlreichen Hofstabe, theils in sechsspännigen Wägen, theils zu Pferde, erfolgte, läutete man sowohl im Kloster, als in allen umliegenden Orten, mit allen Glocken, vom Altan der neuen Kirche ertönte Trompeten- und Paukenschall. Außerhalb des Klosters war das fürstliche Landregiment in Parade aufgestellt, innerhalb desselben stand die fürstliche Leibwache zu Pferde, dann eine Grenadiercompagnie des Schönborn'schen Regiments und ein Kommando von sechzig

Husaren. An der Kirche stieg der Fürst aus dem Wagen. Hier wurde er vom Prälaten in Pontifikalkleidung und dem ganzen Convente in Chorkleidung, mit Kreuz und Fahnen empfangen. Am folgenden Tage begann in der Frühe um 7 Uhr die Feier der Einweihung. Durch die Menge der anwesenden Prälaten und hohen Beamten gewann die Feierlichkeit ein besonderes Ansehen. Nach Vollendung der Einweihung hielt der Fürst das feierliche Hochamt, und nach diesem ertheilte er der anwesenden Jugend die Firmung. Am folgenden Tage, den 9., setzte er dieses fort und trat sodann nach aufgehobener Tafel, unter denselben Feierlichkeiten, wie beim Empfange, die Rückreise nach Würzburg an.

Bei dem ersten Einfalle der Preußen während des siebenjährigen Krieges ließ i. J. 1758 Abt Christophorus das Kloster durch 100 österreichische Husaren besetzen. Er selbst hielt sich in Kitzingen auf. Das Klosterarchiv war nach Kloster Brombach geschafft worden, und sollte beim weiteren Vordringen der Preußen in's Elsässische geschafft werden. Im darauffolgenden Jahre kamen am 19. Mai 1756 über 100 Mann Preußen nach Kloster Schwarzach, begehrten 100 Tausend Reichsthaler Brandschatzung und erhielten statt dessen 20 Tausend Gulden. Sie führten den Pater Prior und den Kanzleirath Pater Thaddäus als Geißeln mit fort. Ersterer saß 11 Wochen lang zu Leipzig in enger Gefangenschaft, bis die Kaiserlichen Leipzig wieder erobert hatten. Eine neue Chaise, fünf Pferde und obige Geldsumma waren hin. Pater Thaddäus war in Scheßlitz wieder entlassen worden. Auf Christophorus folgte Sebastian (1761—1766) in der abteilichen Würde. Derselbe war am 15. September 1761 unter 30 Stimmen mit 25 votis erwählt worden. Der 7. Oktober 1766 war sein Todestag. Dominikus Otto, ein geborner Bamberger, (1766—1773) ist vor seiner Erwählung Pfarrer in Nordheim gewesen. Er starb im Jahre 1773. Ihm folgte Ludovikus Beck (1773—1793), der vorher Professor juris canonici zu Fulda war. Am 5. Februar 1793 segnete Abt Ludovicus

das Zeitliche. Auf ihn gelangte Judas Thaddäus Siegerst, nachdem er zuvor 22 Jahre lang Kanzleirath gewesen war, zur abteilichen Würde. Er ist der letzte Abt, den das Kloster besessen hat, denn unter ihm traf auch Schwarzach das Schicksal aller übrigen Klöster. Acht und zwanzig Jahre hatten dazu gehört, jenes prachtvolle Kloster neu aufzubauen. Eine weite Ringmauer umschloß das Ganze. Umfangreiche Wohnungen, mit denen Fürstenpaläste sich kaum messen dürften, erhoben sich darin, dazu eine Kirche mit einer Kuppel und zwei Thürmen. Die Großartigkeit dieser Gebäulichkeiten kann man durch einen Grundriß und einige Zeichnungen ersehen, die sich in dem Besitz des Herrn Lehrers Vogt von Reupelsdorf befinden. Auch ist ein Modell hievon in der Sammlung des historischen Vereins zu Würzburg. — Denken wir uns dazu die großen Blumen- und Küchen-Gärten, in denen das feinste Spalier- und Tafelobst gezogen wurde, so werden wir uns gestehen müssen, daß hier nach einem wohl durchdachten Plan das Nützliche mit dem Schönen auf das Glänzendste vereinigt war.

Als Fürstbischof Friedrich Carl v. Schönborn 1743 die Kirche einweihte, als die Menge der Gäste zu der stolzen Feier geladen, in den prächtigen Sälen der Mönche tafelte: wer hätte da geahnt, daß alle diese Herrlichkeit nur für die kurze Dauer von 60 Jahren gegründet sein sollte! Im Jahre 1803 mußten die Benediktiner ihren ländlichen Sitz verlassen. Sieben Jahre nachher zerschlug der Blitz die Kuppel des einen Thurmes. Seitdem half die menschliche Hand getreulich der Zerstörung nach. Zu einem geistlichen Herrn der Umgegend sagte der als Säkularisirungs-Commissär fungirende Regierungsrath Martinengo in Würzburg: die Regierung hat den Stadtschwarzachern die schöne Klosterkirche angeboten, die Gemeinde verlangt aber, daß der Staat die Baulast übernehme, sonst könnten sie dieselbe nicht annehmen. Darauf wurde sie auf Abbruch versteigert. Nicht geschont wurden die trefflichen Bildhauer- und Stukkaturarbeiten, nicht die berühmten Fresken von Holzer und Tiepolo: die Kirche wurde dem Boden gleichge-

macht, die Klosterbauten niedergerissen. Aus den Quadersteinen ist der Untergrund der Straße von Stadtschwarzach bis nach Fahr, sowie bis über Düllstadt hinausgelegt. So verschwand unter der Hand der Maurer und Steinmetzen, die mit lauten Meißelschlägen in den einst geheiligten Räumen schalteten, das Ganze mehr und mehr. Außer einem Reste des Hauptgebäudes steht nur noch ein Seitenflügel; der Gewerbfleiß unserer Tage hat ihn zu erhalten vermocht. Hier ist eine Maschinenpapierfabrik, welche jährlich eine bedeutende Menge „Papier ohne Ende" von vorzüglicher Qualität liefert. Die zur ehemaligen Klosterökonomie gehörigen Felder und Wiesen befinden sich in dem Besitze des Herrn Banquier Vornberger von Würzburg.

Die Propstei Dimbach.

Urkundlich erscheint Dimbach zum erstenmal um das Jahr 1113 unter dem 13. Abt des Kloster Schwarzach „Rupertus". Im Jahr 1313 wurde es ein berühmter Wallfahrtsort durch ein wunderbares Ereigniß. Als im Winter ein armes Weib zu Dimbach Holz bei einem Hag zusammenraffte, und ihr Kind auf den Weg setzte — kam ein Wolf, faßte es in das Maul und lief davon. Die Mutter, voller Schrecken, lief in die Kirche, riß dem Bild der Mutter Gottes das Kind aus dem Schooß, in Einfalt sprechend: Willst Du dein Kind wieder, so schaff auch mir das meine, und ging zur Thür hinaus. Da kam der Wolf, legte das Kind zu ihren Füßen und trottete davon. Das ist der Anfang der Wallfahrt. Also die handschriftliche Chronik des Klosters Schwarzach.

Durch abermalig dageschehene Wunder an Lahmen, Blinden und Tobsüchtigen bekam die Wallfahrt großen Ruf und Zulauf. Die kleine ursprüngliche Kapelle genügte nicht mehr. Abt Johannes von Schwarzach erbaute um 1330 über das wunderthätige Marienbild eine große Kirche, welche heut zu

Tage noch steht, ein schöner Bau im gothischen Styl. Anno 1336, also bald nach der Erbauung der Kirche kam ein Dieb bei nächtlicher Weil nach Dimbach, durchbrach die Fenster, stieg ein in die Kirche, — das mit unterschiedlichen silbernen und goldenen Medaillen behangte wunderthätige Marienbild zu bestehlen. Aber o Wunder! Es streckte des Bildes Kind sein Aermlein aus und hielt den Dieb bis Morgen, da er von Allen ergriffen worden. So sagt obige Chronik. — Das Probsteigebäude wurde im darauffolgenden Jahre 1337 erbaut und mit einem Probst sammt einem Kaplan besetzt. Diese Propstei ward 1525 von den aufrührerischen Bauern niedergebrannt, und zwar waren es Dimbacher selbst, welche die Propstei plünderten sammt dem Rindhof und anzündeten. Von da an blieben sie in Asche liegen. Merkwürdig ist in der Kirche ein Votivbild aus dem Jahre 1565, darstellend Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen. Auf dem Bilde springt sogleich in die Augen ein weißer Pudel mit menschenähnlichem Gesichte, sowie ein Mann — in der Tracht jenes Jahrhunderts mit einer geöffneten Rolle in der Hand, worauf der Entwurf des Bildes in Grau abgezeichnet ist. Es ist der Stifter: Johann Val. Gottfr. Heimb, Humanista. Ferner befindet sich da noch ein Muttergottesbild in Holz, ein Werk Riemenschneiders: das Angesicht der Jungfrau zeigt eine unvergleichliche Hoheit, die Gewandung ist ausgezeichnet. Dasselbe befindet sich am letzten Pfeiler des linken Seitenschiffes. Das andere als wunderthätig bezeichnete Marienbild ist unter Glas über den Tabernakel des Hochaltars aufgestellt.

Dimbach gehörte nach der Säkularisation als Filial zu Stadtschwarzach. Durch Stiftung einer Lokalcaplanei erhielt die einst berühmte Wallfahrtskirche vor etwa 10 Jahren wieder einen beständigen Geistlichen.

Stadelschwarzach.

Es ist kaum nöthig, dem Leser zu sagen, daß man noch vor etlichen siebenzig Jahren gerade kein besonders guter Fußgänger zu sein brauchte, um bei einer Rundtour um Wiesentheid im Verlaufe einiger wenigen Stunden durch vieler Herren Länder zu gelangen. So bildete auch Stadelschwarzach mit seiner Flurmarkung ein für sich abgeschlossenes Gebiet, das zum Kloster Schwarzach gehörte. Als Gerichtsgebäude war im Jahre 1593 ein schöner Bau errichtet worden, an dem später noch ein Anbau geschah Dieses Haus, welches heute noch das ansehnlichste im Orte ist, befindet sich auf dem bevorzugtesten Platz des Dorfes, ganz in der Nähe der Kirche und man genießt von ihm aus eine prächtige Aussicht auf das von der Schwarzach durchströmte Wiesenthälchen und dessen freundliche Umgebung. Hier wohnte der Probst, welcher die Dorfsherrschaft zu repräsentiren hatte. Kein Wunder, daß er sich auf diesem reizenden Landsitz behaglich finden mochte. Die Dienstgeschäfte werden ihn gewiß nicht zu stark in Anspruch genommen haben, und für Küche und Keller wird wohl auch nicht am schlechtesten gesorgt gewesen sein. Die bedeutenden zum Propsteigebäude gehörig gewesenen Keller, welche innerhalb der alten Kirchhofmauer liegen und mit Gaden überbaut sind, sollen übrigens auch darauf berechnet gewesen sein, einen Theil der Kloster-Weine in ihr Inneres aufzunehmen. Ist es doch bekannt, daß bei der Säkularisation aus den Kellern des Kloster Schwarzach 1300 Fuder Wein zur Verwerthung gelangten.

Der alte Pfarrhof stand in ehevorigen Zeiten gegenüber dem jetzigen auf der andern Seite der Straße, wo sich dermalen der Pfarrgarten befindet. Das gegenwärtige Pfarrhaus, welches gleich der Probstei auf der alten Kirchhofmauer errichtet worden ist, scheint viel früher als das Propsteigebäude entstanden zu sein. Höchst bedauerlich bleibt es, daß bei Eintritt der Säkularisation die Gelegenheit versäumt worden ist, die Propstei als Pfarrhaus zu erwerben, da letzteres

hinsichtlich seiner Lage und Bauart dem Propsteigebäude weit nachsteht. Letzteres wurde bei der am 7. September 1804 von der churfürstlich bayerischen Administration zu Münsterschwarzach abgehaltenen öffentlichen Versteigerung dem Johann Meier um 890 Gulden zugeschlagen und ist die Bestätigungs-Urkunde d. d. 18. Januar 1805 von der churfürstlichen Landesdirektion zu Würzburg unterzeichnet.

Die ursprüngliche Kirche von Stadelschwarzach befand sich auf dem sogenannten Kirchberg, wo jetzt ein Sommerkeller mit Kegelbahn zum Besuche einladet. Erst in späterer Zeit wurde die Kirche im Orte selbst erbaut und zugleich eine Festung daraus gemacht. Eine Inschrift, die am Thurme eingemauert ist, sagt uns, daß im Jahre 1497 am Freitag nach dem weißen Sonntag mit dem Bau des Thurmes begonnen worden ist. An Stelle der mit der Zeit schadhaft gewordenen und wohl in dem 13. Jahrhundert erbauten alten Kirche wurde 1804 eine neue gebaut, und steht also dieses Gotteshaus jetzt 72 Jahre. Der Thurm aber ist derselbe geblieben. Sein Alter berechnet sich auf nahezu 400 Jahre. Außer Zweifel steht auch, daß die Kirche auf dem Kirchberg von frommen Frauen umwohnt war, die sich hier zu einem klösterlichen Verein zusammengefunden hatten. Sogar eine Frauenabtei war daraus entstanden. Sonst aber weiß man hievon sehr wenig, und kann nicht einmal angeben, wann dieses Kloster bestanden hat. Gewiß ist wohl, daß selbes schon vor 500 Jahren nicht mehr bestand. Auch über die Entstehung der Pfarrei Stadelschwarzach, in den ältesten Urkunden Stadelon genannt, ist nichts Näheres bekannt. Da aber bereits im Jahre 1353 Prichsenstadt von der Mutterkirche Stadelschwarzach abgesondert wurde, so sind wir berechtigt, die Entstehung der Pfarrei Stadelschwarzach in eine viel frühere Zeit zu verlegen. Im Jahre 1369 sollen schon die Orte Brünnau, Järkendorf, Kleinschönbach und Laub zur Pfarrei Stadelschwarzach gehört haben. Da in der Regel die ältesten Pfarreien am besten fundirt sind, so ist man geneigt, dies auch bei Sta-

delschwarzach für ausgemacht anzunehmen. Dem ist aber nicht so. Die Herren Aebte in Schwarzach sorgten dafür, daß dem jeweiligen Pfarrherrn nur das gerade Nothwendige zufiel und behielten sich das Uebrige zur eigenen Disposition vor. Mehr als einmal hat dies zu bedauerlichen Irrungen geführt und fanden selbst die Pfarrer in Behauptung ihrer Einkünfte der Gemeinde gegenüber beim Kloster nie die rechte Unterstützung. Als einmal ein Pfarrer sich die Hintansetzung seiner Rechte nicht gutwillig gefallen lassen wollte, wurde er abgesetzt und verbannt. Die Holzbezüge, welche früher auf Nothbedarf lauteten, sind mit der Zeit auf 18 Klafter fixirt worden. Nun wurde aber in der Folge der Naturalbezug auf eine jährliche Aversalsumme von nicht viel mehr als 50 fl. festgesetzt, wobei es bis heute verblieben ist.

Vor dem dreißigjährigen Krieg war die Kirche mit mehreren Capitalien begabt. Vermögenslos ging sie aus dieser traurigen Zeit hervor. Auch die Grenzen der zum Pfarrwitthum gehörigen Gründe konnten nach Beendigung dieses unseligen Krieges nur mit Mühe wieder festgestellt werden. Ein Acker war gar nicht mehr aufzufinden. Kein Mensch wußte anzugeben, wo er sich befunden haben soll. Er fehlt heut zu Tage noch. Daraus erkennen wir zugleich, wie schrecklich es damals auf der Stadelschwarzacher Flurmarkung ausgesehen haben mag.

Als bei Renovation der älteren Pfarrkirche das an einer Seitenwand der Kirche befindliche Conterfei verschiedener Gutthäter übertüncht wurde, nahmen es viele so übel auf, daß sie bei Sammlung freiwilliger Beiträge zur Herstellung der Renovirungskosten nichts beitrugen, obwohl sich jeder Unbefangene gestehen mußte, daß die mit den großen Hosenlatzen abgebildeten Bauern gerade kein Gegenstand waren, das Gotteshaus würdig zu zieren.

Aus einem Urbarium des Klosters Ebrach ist uns bekannt, daß diese Abtei im Jahre 1340 einige Weinberge auf der Stadelschwarzacher Flurmarkung hatte. Auch weiß man, daß

von adeligen Familien die Herrn von Katz hier begütert waren. Ihr Wappen, das einem Katzenkopf darstellt, sehen wir noch an dem von ihnen besessenen Haus.

Von den unserer Gegend in dem siebenjährigen Krieg zugestoßenen Kriegskalamitäten hat Pfarrer Faber von Stadelschwarzach uns einige schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, die um so interessanter sind, als er diese Zeit selbst mit durchlebt hat. Diese Nachrichten sind für uns um so werthvoller, als sie unverkennbar den Stempel der Wahrheit an sich tragen und ganz unpartheiisch gehalten sind. Denselben entnehmen wir Folgendes.

Der erste Streifzug des preußischen Oberstlieutenants Meyer im Juni 1757 verschonte unsere Gegend. Als er aber, unter dem Commando des General-Lieutenant v. Driesen im Juni des darauffolgenden Jahres 1758 in unsere Gegend kam, litten alle berührten Ortschaften sehr viel.

Von Oberschwarzach aus zog ein starkes Corps der Preußen nach Kirchschönbach. Dahin ward der Schaffner des Klosters Illenbach berufen, und in Arrest behalten, bis 400 Dukaten bezahlt waren. Ein Detachement wurde von Kirchschönbach nach Wiesentheid geschickt, wo sie etwas Geld und 5—6 Fuder Wein erholten und die Offiziere beim dortigen Pfarrer Mittag speißten. Durch die Nähe der österreichischen Husaren, deren 100 zu Schwarzach lagen, wurde Wiesentheid vor weiteren Brandschatzungen geschützt. Von den Preußen kamen für diesmal nur 3 Husaren nach Stadelschwarzach, wo sie 3 Reichsthaler Rittergeld begehrten und erhielten.

Im Monat Mai 1759 waren wiederum Preußen in unserer Nachbarschaft, sind auch zwei Husaren in den Stadelschwarzacher Pfarrhof gekommen, begehrten zwei Karolin, ließen sich aber mit zwei Laubthaler abspeisen. Die ganze Colonne marschirte nach Wiesentheid, wo sie im Pfarrhofe unterschiedliche Sachen, Weißzeug und Geld geraubt. Auch haben sie den Pfarrer Rottmann, wie auch den Amtmann und Marktrichter mit nach Kitzingen als Geiseln geschleppt.

Im Jahre 1760 waren die Württemberger hier und haben die Unterthanen auf's Schrecklichste gequält, obwohl sie als Freunde da waren. Der General Courcy mit eilf Offizieren haben in Küche und Keller des Pfarrers Josef Faber, von dem diese Nachrichten stammen, saubere Arbeit gemacht. Zur dankbaren Rekognition für die ausgestandene Unruhe erhielt Pfarrer Faber von der Gemeinde einen Spezies-Dukaten. Das ganze Corps, 12000 Mann stark, lag zu Prichsenstadt im Lager, wohin die bedrängten Unterthanen eine entsetzliche Summe portiones und rationes liefern mußten. In demselben Jahre zu Weihnachten sind diese nämlichen Völker aus dem Brandenburgischen zurückgekommen und sind zehn Tage lang nacheinander bataillonsweise hier eingerückt, so daß allemal 500 bis 600 hier gelegen und allezeit Rasttag gehalten. Jeder Unterthan hatte 20—40 solcher groben Gäste im Hause, was sie konnten nicht aufzehren, haben sie entwendet und weit übler gehaust, als die Feinde selbsten. Jedem kommandirenden Offizier des ganzen Bataillons mußte die Gemeinde gleich beim Einrücken fünfzig Gulden rheinisch in klingender Münze bezahlen, welches eine große Summe ausmachte. Dieses habe ich ex hoc fine notiren wollen, daß man sehe, wie übel zu dieser Zeit auch der Pfarrer daran gewesen.

Im Jahre 1762 den 23., 24. und 25. Oktober waren die Preußen wieder im Land und haben große Feindseligkeiten ausgeübt, unsägliche Summen Geld und Brandsteuer erpreßt, sich sogar bis vor die Thore von Würzburg bei nächtlicher Zeit gewaget und hat dem Kloster Schwarzach wiederum bei 8000 fl. fränkisch ohne Douceur gekostet. Als Geiseln sind fortgeschleppt worden: Pater Brunno Schön, hoc tempore prior, P. Thaddäus Siegert (Kanzleirath), welch letzterer zu Bamberg wiederum freigelassen worden, um die übrige verlangte Brandsteuer zu 80000 Reichsthaler abzuholen, welche aber nicht mehr zu den Preußen zurückkamen. Patrem Priorem haben sie mit andern noch vielen Geistlichen aus unterschiedlichen Prälaturen bei sich behalten bis an Leipzig,

allwo auf einmal der Befehl gekommen, alle Geißeln vom Frankenlande frei abgehen zu lassen.

Am 24. November 1762 sind vor meinem Pfarrhofe um 10 Uhr früh sieben preußische Husaren von den Otto'schen Freijägern und Husaren gefangen genommen worden, als sie noch guter Letzt 7 Karolin von den Stadelschwarzachern erpressen wollten, welches diese auch schon zum Theil beisammen hatten. Wie mir da zu Gemüthe war, weiß der liebe Gott, ihm sei ewiger Dank, daß ich bei so öftern Hin- und Hermärschen der Preußen bin unbeschädigt durchgekommen. Zweimal war ich denselben zu Laub gleichsam schon in der Hand, bin aber denselben jederzeit glücklich durchgekommen. So Pfarrer Faber in Stadelschwarzach.

Interessant ist auch die erste Ankunft des 1761 neuerwählten Abtes Sebastianus in Stadelschwarzach. Erstlich wurden ihm als Kirchenpatron die Glocken zusammengeschlagen. Die ganze Bürgerschaft und das Gericht in Mänteln stunden vor dem Rathhaus, auf der andern Seite stund die Schuljugend und rief „vivat". Ober der Linde stunden 8 junge Bursche mit geladenen Gewehren, welche sie beim Hereinfahren losgeschossen. Unter der Linde stunden die Musikanten: 2 Waldhörner, 2 Violinen und 1 Violoncelle. Um und um stund das ganze Manns- und Weibsvolk. Vor dem Gericht nahe bei dem Thor stand der Pfarrherr mit dem Hut in der Hand, welcher dem Reverendissimus eine lateinische Anrede hielt. Beim Mittagessen ist Musik gemacht worden, und die kleinen Stücklein, welche von Sommerach sind geholt worden, zum Gesundheitstrunke abgeschossen worden. Beim Abfahren ist wieder alles obſervirt worden, wie beim Einfahren. So die alten Aufzeichnungen.

Neuzelsdorf.

Dieses an der Würzburg—Bamberger Landstraße zwischen Stadtschwarzach und Stadelschwarzach gelegene Pfarrdorf ge-

hörte in ehevorigen Zeiten den Herrn von Seinsheim. Sie sind dasselbe ritterliche Geschlecht, welches auch auf dem Stefansberg saß, wovon sich Insonderheit Erkinger von Seinsheim Ritter von Stefansberg zu nennen pflegte. Er ist dieselbe hochberühmte Persönlichkeit, die später in den Freiherrnstand gelangte und die Herrschaft Schwarzenberg erhielt. Er ist derselbe Herr von Seinsheim, der zum Oberstjägermeister des Stiftes Würzburg erhoben wurde, nachdem er vorher Hofmeister bei Bischof Johann II. und Stadthauptmann zu Schweinfurt gewesen war. Erst im Jahre 1430 wurde ihm von der Stadt aufgekündet, und trat nun an seine Stelle ein Carl v. Thüngen. Dieser nämliche Erkinger von Seinsheim war im Jahre 1445 gesessen „zu Reipersdorffe“ und hat von hier aus im genannten Jahre einen Kaufbrief des Hans von Wenkheim mit der Stadt Schweinfurt als Bürge unterzeichnet. Er fand seine letzte Ruhestätte in dem von ihm 1414 gestifteten Karthäuser-Kloster zu Astheim.

Das Reupelsdorfer Schloß wurde 1525 von den Bauern zerstört und ist nicht wieder aufgebaut worden. Die Grundmauern sind noch vorhanden, ebenso wie die Gräben, welche das Schloß umgaben. Zu demselben sollen die Waldungen gehört haben, welche durch die Säkularisation vom Kloster Schwarzach an den Staat gefallen sind. Die schönen gegenwärtig zum Abtrieb kommenden Föhrenbestände, welche sich durch ihre Vollholzigkeit auszeichnen und manchen Holländer abwerfen, sind sprechende Zeugen, wie sehr die schwarzen Herrn in Schwarzach darauf bedacht waren, ihre Waldungen in gutem Stand zu erhalten. Hut ab vor ihrem conservativen Sinn! Die in Reupelsdorf abgehaltenen Holzversteigerungen gehören aber auch zu den vielbesuchtesten der ganzen Umgegend, und ist das dort zur Verwerthung gelangende Föhrenholz fast doppelt so hochgeschätzt wie anderswo. Der große geräumige Saal des Sternwirthshauses genügt nicht, die Steigerungslustigen zu fassen. Dies ganze Haus ist umlagert, als sollte es gestürmt werden. Wer die Angebote nicht hört, möchte glauben,

daß man das Holz geschenkt erhielt. Keiner will zu kurz kommen, daher meist sehr hohe Steigerungserlöse. In dem Reupelsdorfer Wald finden sich viele große Weiherdämme vor, welche vom Kloster angelegt wurden, um die zur Fischzucht nöthigen Weiher zu schaffen. Selbe sind jetzt leider ohne Ausnahme trocken gelegt. Diese Weiher boten aber außer der Fischzucht noch andere wichtige Vortheile. Während das Federwild in Menge sich im Wasser herumtummelte, und dem Waidmann die reichlichste Ausbeute lieferte, fand der Landmann im Weiherschilf die Streu, um die er gegenwärtig vergeblich jammert, und in dem Weiherschlamme, den er nur zu sammeln brauchte, den nöthigen Dünger. Da in den Weihern das Wasser sich erwärmte, und anderseits die hohen Dämme die Leitung des Wassers über höher gelegene Wiesen gestatteten, so begünstigte dies den Futterbau sehr. Aber einen sehr wichtigen Factor für die Fertilität trugen diese Weiher auch dadurch in sich, daß sie einen Theil ihrer Feuchtigkeit an die Atmosphäre abgaben und die Waldvegetation mächtig anregten. Die äußerst schlechten Culturerfolge der letzten Dezennien gehen mit auf die Rechnung der früheren Versündigungen. Da dürfen die inspicirenden Herrn den ausübenden Förster wochenlang wie einen Tanzbären im Walde herumtreiben und selbst in Zeiten der höchsten Noth jede Kappe voll Streu den Unterthanen verweigern, es ist trotz allen Geldaufwandes für Kulturen, und trotz aller Schonung des Waldes sehr fraglich, ob es unter den jetzigen Umständen gelingen wird, je wieder so schöne Bestände zu erziehen, wie sie uns das Kloster hinterlassen hat. Wenn sich bei starken Regengüssen das Wasser in den Weihern ansammeln könnte, blieben sicherlich auch die nachtheiligen Folgen der Ueberschwemmungen weniger fühlbar, und würden außergewöhnliche Naturereignisse nicht mehr von so traurigen Katastrophen begleitet sein, wie im vergangenen Jahre.

Der Reupelsdorfer Wald bietet Gelegenheit zu hübschen Waldparthien. Seine Zierde ist der „Willkomm“. Hier hat

die Natur mit Zuhülfe des Menschen ein prächtiges Plätzchen geschaffen, das zur Sommerszeit öfters von Freunden des Waldes ausersehen wird, sich gegenseitig ein Rendezvous zu geben. Dettelbach, Gerolzhofen, Prichsenstadt, Volkach und Wiesentheid sind dort mitunter gleichzeitig vertreten. Da es bei diesen Gelegenheiten der Schwanenwirth von Reupelsdorf nicht fehlen läßt, das Beste von Keller und Rauchfang zu spenden, so laufen derartige Parthien stets sehr heiter ab, und können die jungen Leute beim Schalle der Stadtschwarzacher Blechmusik es sich selten versagen, um manch alten Eichbaum, der freilich etwas verwundert dareinschaut, einen Reigen zu schließen. Möchten solch' fröhliche Feste häufig wiederkehren!

Laub.

Schon der Name dieses freundlichen Oertchens macht geneigt, für dasselbe einzunehmen. In Wirklichkeit finden wir uns nicht enttäuscht, wenn wir demselben einen Besuch abstatten. Ein Spaziergang dahin durch die heitere Landschaft und das schöne Eichenwäldchen, „die Michelheid" muß jeden Naturfreund ansprechen. Zudem finden wir in dem dortigen Wirthshaus ein gutes Schöppchen und einen frischen Trunk dort gebräuten Bieres, dem wir unsere Anerkennung nicht werden versagen können. Ein an das Haus anstoßendes Gärtchen mit schönen Lauben und einer Kegelbahn ist geeignet, uns einen angenehmen Ruhepunkt zu gewähren.

Ehemals kastellisch, kam Laub später an das Kloster Schwarzach, das den Ort im Jahre 1339 um 1430 Pfund Heller an die Gebrüder Rüdiger und Wölflin Teufel von Würzburg verkaufte. Diese Herrn entstammten einem adeligen Geschlecht und sind durch ihre Stiftungen große Wohlthäter der leidenden Menschheit geworden. Kaum hatten sie Laub erkauft, so schenkten sie es schon im darauffolgenden Jahre dem Bürgerhospital zu Würzburg. Bekannt ist auch

daß Conrad Teufel, (gestorben 1348) und seine Mutter, sowie seine Brüder dem Kloster Ebrach ansehnliche Geschenke machten und beide ersteren auch in diesem Kloster beerdigt wurden. Daraus entstand das Sprüchwort: „zu Ebrach ist der Teufel und seine Mutter begraben.“ Die Lauber waren nun Grundholden des Würzburger Bürgerhospitals geworden, und hatten alle Ursache, mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Durch einen Vertrag vom 2. September 1376 mit dem Fürstbischof Gerhard erwarben die Pfleger des Hospitals in väterlicher Fürsorge für ihre Grundholden zu Laub für dieses Dorf die Freiung von aller Steuer, Beet und Schatzung und allen bis dahin gehabten Rechten und Gewohnheiten von Seiten des Hochstifts Würzburg, sohin das Recht solche zu erheben und zu nutzen, zu Handen des Hospitals. Sie waren dadurch die wirkliche Dorfsherrschaft zu Laub geworden. Vierhundert und dreißig Jahre erfreute sich dieses Dörfchen der milden Herrschaft des Bürgerhospitals. Als einmal eine Türkensteuer von Laub erzwungen werden sollte, ließen die Pfleger nicht eher nach, bis die Steuerfreiheit Laubs vom Bischofe wieder anerkannt ward. Die niedere Gerichtsbarkeit stand der Dorfsherrschaft zu, die vier hohen Rugen aber Raub, Mord, Brand und Ehebruch oder Nothzucht gehörten nach Stadtschwarzach. Es durfte aber weder der fürstbischöfliche Centgraf, noch der Centknecht Dorf und Markung betreten. Nur der Dorfsherrschaft stand die Einziehung des Verbrechers zu, welcher von derselben nach Düllstadt bis an die Brücke geliefert und dem Centgrafen zu Stadtschwarzach übergeben wurde. Aber bei Hegung des Centgerichtes zu Stadtschwarzach hatten die Besitzer der zwei Höfe, deren einer jetzt mit Pl.-Nr. 9, der andere mit Plan-Nro. 43 und 45 bezeichnet sind, als Centschöffen beizuwohnen. Leibeigenschaft gab es in Laub nicht, daher auch kein Besthaupt (das beste Stück, gewöhnlich Vieh, aus der Hinterlassenschaft des Leibeigenen bei dessen Todesfall als Abgabe an den Grundherrn). Das Bürgerhospital war mit Ausnahme einiger weniger Stücke von Dorf und Markung der

einzigen Zehentherr. Die grundherrlichen Rechte bestanden in Grundzinsen, Gülten und Handlohn, doch waren erstere seit lange auf 24 fl. 47½ kr. fixirt. Die Gülten betrugen 52 Schäffel Roggen und 25 Schäffel Haber. Auch der Kleezehent wurde nicht in natura erhoben, sondern 30 kr. für den Morgen bezahlt. Der Zwetschgenzehent wurde in der Art erhoben, daß der Ertrag durch einen verpflichteten Taxator abgeschätzt wurde, und sodann von jeder Metze Lauber Maßes ein halbes Pfund Nürnberger Gewichtes gut gedörrter Zwetschgen als Zehent entrichtet wurde. Im Jahre 1511 wurden die Wiesen vom Zehent befreit und dafür ein See von 5¾ Morgen Pl.-Nr. 1102 an's Bürgerspital abgetreten. Die Unterthanen hatten Frohndienste zu leisten und auf Verlangen den Zehent vom Felde in die Scheuer, ja sogar nach Würzburg zu verbringen, die Wiesen des Spitals zu mähen, den See zu fischen und die Fische sammt Heu und Grummet nach Anweisung abzuliefern. Den Einwohnern war gestattet, in gewissen Bachdistricten zu fischen und zu krebsen alle Aposteltage, alle Freitage und Samstage, an den Abenden der Marienfeste, sonsten aber zu keiner Zeit, und auch ober- und unterhalb des Dorfes nie weiter als bis zu den sogenannten Fischsteinen.

Wenn die Pfleger nach Laub kamen, um Gericht zu hegen, Streitigkeiten zu schlichten, Gotteshaus- und Gemeinderechnungen abzuhören, Gemeindediener anzunehmen, Maß, Ellen und Gewicht zu ordnen, die Gefälle einzunehmen oder zu verpachten, so hatte Laub die Verpflichtung, selbe aufzunehmen und ihnen Atzung zu reichen. Sie konnten dieß um so leichter, als sie es nur mit Einer Dorfsherrschaft zu thun hatten, während in viel andern Orten eine ganze Musterkarte der verschiedensten Besitzverhältnisse zu finden war.

Im Jahre 1597 ließ das Bürgerhospital für die Unterkunft seiner Pfleger, Beamten und Diener sammt den Pferden ein sogenanntes Herrenhaus bauen und versah dasselbe mit den erforderlichen Räumen und Geräthen. Die Verabreichung der Atzung ist aber geblieben bis zum 4. Juni 1848. Das

in allen seinen Theilen 'ziemlich wohl erhaltene Gebäude enthält zu ebener Erde rechts vom Eingang einen Gerichtssaal, der jetzt als Stall verwendet wird. Von diesem Saal aus führen einige Stufen in einen engen Raum, dessen Bestimmung Du erräthst, wenn Du die eiserne Thüre und den Halsring siehst. In diesem Arrestlokal hatten alle, welche nach einem kurzen summarischen Verfahren dahin wanderten, Zeit und Gelegenheit darüber nachzudenken, welch' schönes Ding die goldene Freiheit ist. Lernt man doch den Werth eines Gutes meist erst dann würdigen, wenn man selbes verloren hat. Auf der andern Seite des Hauses ist ein verschütteter Brunnen und nebenan ein höher gelegenes Zimmer, zu dem man 6—7 Stufen hinansteigen muß. Bis jetzt hat noch Niemanden gelüstet, den unter dem Zimmer befindlichen Raum etwas näher zu untersuchen und etwa dort verborgenen Schätzen nachzuspüren. Gleichwohl bleibt seine Bestimmung etwas räthselhaft.

Vom Hofe aus gelangt man auf einer steinernen Wendeltreppe, die in einem besonderen Thurm angebracht ist, in die oberen Räume, welche mehrere Zimmer enthalten. Eines davon ist eine Art Saal mit hübscher Deckverzierung. Wir lesen darin die Jahreszahl 1671 und sehen ein Wappen, das möglicher Weise einen Fuchs vorstellen soll.

Die Kirche, welche im Jahre 1590 erbaut wurde, enthält ein steinernes Marienbild mit dem Jesukinde. Dieses lebensgroße Bildwerk scheint einen hohen historischen Kunstwerth zu besitzen, da von Kennern schon 500 Mark dafür geboten wurden. Wir können nur sagen, daß es auf uns einen majestätischen Eindruck machte und daß wir uns nur schwer von demselben trennen konnten. Leider hat man die ihm früher gegebene Steinfarbe nicht belassen, sondern das Ganze vor einigen Wochen bunt bemalt. Kein Mensch weiß, wie das Bild in die Kirche gekommen ist. Im Jahre 1798 wurde es auf Anstiftung des löblichen Bürgerspitalverwalters Sand aus der Kirche geschafft und stand über ein halbes Jahrhundert im Freien. Erst seit 1856 befindet es sich wieder in der Kirche

und ziert jetzt einen von Heinrich Bauer gestifteten Seitenaltar. Bedauerlicher Weise ist das ursprüngliche Postament nicht mehr verwendet worden. Es steht zur Zeit noch vor der Kirche Man erzählt sich, daß dieses Postament auch Ursache gegeben habe, die ganze Figur im Jahre 1798 aus der Kirche zu entfernen, weil auf dem Postament ein Teufel (das Wappen der Herrn v. Teufel) abgebildet ist. Die Votivbildchen, welche neben dem Marienaltar an der Wand hängen, bezeugen uns, daß man das große steinerne Marienbild für wunderthätig hält. Wenn die Herrn v. Teufel dieses Steinbild gestiftet hätten, so würden wir es mit einem mittelalterlichen Kunstdenkmal aus dem 14. Jahrhundert zu thun haben. Der Hoch-Altar ist eine kunstvolle Arbeit aus der besseren Zeit des Rokokostyls. Beachtenswerth ist auch ein Wappen der Stadt Würzburg mit der Inschrift: „Insignia civitatis Würzburgensis anno domini 1590". Es kam in die Kirche bei deren Erbauung. Jetzt steht es im Freien und verdient wohl einen besseren Platz.

Die bei Laub über die Schwarzach führende steinerne Brücke ist im Jahre 1855 erbaut worden. Schließlich bemerken wir nur noch, daß sich in Laub eine Mühle befindet, die bei Wassermangel mit Dampfkraft betrieben werden kann.

Prichsenstadt.

Hinter hohen thurmreichen in Wind und Wetter grau gewordenen Mauern lugen die Häusergiebel des Städtchens Prichsenstadt hervor, das mit seinen Thürmen und wassergefüllten Gräben wie ein Stück Mittelalter anmuthet. Schon in dem Jahre 1367 erhielt dieser Ort Stadtrechte und die Befugniß mit Mauern und Gräben sich verwahren zu dürfen, welch letzteres dann um das Jahr 1419 erfolgte, in welchem auch die zwei Thürme sammt dem Thorhaus erbauet wurden. Die alte Burg, deren Entstehung dem Kaiser Wenzeslaus zu-

geschrieben wird, war bei dem untern Thor so angebaut, daß sich die eine Hälfte in der Stadt, die andere außerhalb derselben befand. Auch mit einem Wassergraben war selbe umfangen. Unfehlbar ist diese Burg im Jahre 1462 bei Verwüstung der Stadt durch Bischof Johann in Ruin zerfallen und nicht mehr aufgebaut worden. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war außer einigem Gemäuer nichts mehr davon zu sehen. Die fränkische Reichsritterschaft, eifersüchtig auf die wachsende Macht des Hochstifts Würzburg, hat sich öfters in Prichsenstadt versammelt, um zu berathen, wie am füglichsten ihre bedrohten Rechte gewahrt werden könnten; es waren deshalb im großen Saale des Rathhauses ihre Wappen aufgehängt. Aber auch die fränkischen Reichsstädte hielten zu gleich ähnlichem Zwecke 1610 einen Convent in Prichsenstadt. Welch Leben muß in den Mauern dieses Städtchens geherrscht haben, wenn der hohe deutsche Orden, die Markgrafen von Brandenburg, die Hohenlohe, die Schwarzenberg, die Castell, die Reichelsberg und viele andere daselbst vertreten waren, oder wenn Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg ihre Abgesandten hieher geschickt hatten! Die Thürme und Mauern haben diese Zeit überdauert. Sie würden uns viel Interessantes berichten können, wenn ihnen die Gabe der Mittheilung verliehen wäre.

Daß Prichsenstadt früher den Herrn v. Fuchs gehörte und eine Zeit lang der Krone Böhmens einverleibt war, haben wir schon erwähnt. Nachdem die Stadt mit allen Ehren und Würden an die Markgrafen von Brandenburg übergegangen war, finden wir hier eigene Amtleute adeligen Geschlechtes: 1467 Hans v. Wenkheim; 1470 Leonhard v. Seinsheim; 1483 Wilhelm von Bebenburg; 1516 Bernhard v. Heßberg; 1532 Christof v. Frohnhofen als Amtmann zu Prichsenstadt und Castell; 1547 Georg Philipp v. Wichsenstein desgleichen; 1549 Rudolf v. Westerstetten als Amtmann von Kitzingen, Castell, Mainbernheim und Prichsenstadt; 1599 Ludwig v. Münster desgleichen; 1608 Lorenz v. Münster desgleichen

wie auch zu Stefansberg; 1676 Julius Sebastian v. Berbisdorf; wornach sich kein besonderer Amtmann mehr in Prichsenstadt vorfindet, massen dieses Amt dem Oberamt Uffenheim einverleibt worden. Darnach wurde das weltliche Amt unter der Direktion eines jedesmaligen Oberamtmannes zu Uffenheim von einem eigens dahin ernannten Stadtvogt und Kastner in Einer Person verwaltet.

Als erster evangelischer Pfarrer wird uns 1546 Thomas Wagner bekannt. In der vorausgegangenen katholischen Zeit hatte Prichsenstadt, das ursprünglich eine Filiale von Stadelschwarzach war und nur eine Kapelle hatte, unter dem 52. Bischof Albrecht von Hohenlohe die Erlaubniß erhalten, sich 1353 von der Mutterkirche zu trennen und eine eigene Pfarrei zu bilden. Dies geschah unter Zustimmung des Abtes Walther von Münsterschwarzach und des Pfarrers Conrad von Stadelschwarzach. In Anbetracht, daß Ritter Hartmund Fuchs v. Dornheim und seine Ehefrau in der Capelle eine kanonisch bestätigte Frühmesserei gestiftet und in der Folge reichlicher mit bestimmten Gütern und jährlichen Einkünften dotirt hatten, bot die Auspfarrung keine besondere Schwierigkeit dar. Nun wurde aber auch im Jahre 1443 zu dem von Alters her bestehenden Hospital von Friedrich Schülein, Caplan zu St. Sebald in Nürnberg, eine Capelle gestiftet, und zu Ehre St. Sixti, Agnes, Elisabeth, Margaretha und Aller Heiligen geweihet. Im folgenden Jahre wurde sie vom Papst Felix V. mit verschiedenen Freiheiten, dann im Jahre 1451 von dem hochberühmten Cardinal und päpstlichen Gesandten in Teuschland, Namens Nikolaus von Cusa mit Ablaß begabet. Dieß gab Veranlassung, daß 1456 von Anna, Friedrich Usners, gewesenen Bürgers in Nürnberg, hinterbliebener Wittib eine ewige Messe in die Hospitalkapelle gestiftet wurde.

Von den der Stadt zugestoßenen Kriegskalamitäten ist schon früher die Rede gewesen und wird hiezu noch ergänzend bemerkt, daß im Jahr 1462 das bischöfliche Heer sich auf dem Altenschönbacher Wasen gelagert hatte, daher man es heute

noch den „Heerzagel“ nennet und den Sandhügel gegen Geesdorf „am Heer“. Sieben Jahre waren darüber hingegangen, keineswegs aber war in dem Herzen des Markgrafen der Groll erloschen über die seiner getreuen Stadt Prichsenstadt vom bischöflichen Heere widerfahrnen Verwüstung. Im Jahre 1469 erschien er plötzlich mit einem Heere, brannte das im Hochstift Würzburg unweit Prichsenstadt gelegene Dorf Kleinschönbach nieder und vereinigte die dort befindlichen zehn Bauernhöfe mit seinem Land; der Stadt Prichsenstadt aber schenkte er wegen des ihr durch Bischof Johann zugefügten Kriegsschadens einen 1600 Morgen großen bei Hohenbirkach gelegenen Wald, in dessen Besitz sich die Gemeinde vierthalbhundert Jahre befand. Erst 1818 entäußerte sich die Stadt dieses Besitzes, um mit dem Erlös ihre Schulden zu decken. Der Waldhammer ist jedoch glücklicher Weise nicht mit verkauft worden. Er hat gute Ruh in der Rüstkammer des Rathhauses, woselbst sich auch die Ueberreste der alten städtischen Bewaffnung befinden. Mit einigen Hellebarden stellt da der Waldhammer oft ganz eigenthümliche Betrachtungen an, die nicht zum Vortheil unseres Jahrhunderts lauten.

Das Wappen der Stadt besteht in einem getheilten Schild, in welchem zur linken ein weiß gekrönter Löwe im rothen, und zur rechten ein Thurm im blauen Felde zu sehen ist. So finden wir es auch dargestellt an dem im Jahre 1489 erbauten Rathhaus, dessen Archiv einen reichen Schatz von uralten Saalbüchern und andern interessanten Dokumenten bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück enthält. Das alte Gemeindesiegel trug die Umschrift: „Sigillum civitatis in prissendorf“. Als Bewaffnung der Stadt werden uns im Jahre 1599 genannt: 21 Doppelsöldner, 6 Schlachtschwerter, 22 Musketiere, 63 Hackenrohre und 6 Hellebardiere.

Vom Schwedenkrieg hat Prichsenstadt sein reichlich Theil bekommen. Nicht genug, daß es im Jahre 1632, 1633 und 1634, wie bereits früher erwähnt, rein ausgeplündert wurde, mußte es noch im Jahre 1639 durch Hatzfeld'sche Truppen

dasselbe traurige Schicksal über sich ergehen lassen. Bei einem solchen Einfalle verlor außer dem Pfarrer Nikolaus Hofmann auch der protestantische Pfarrer Christof Brenner von Wiesentheid, der sich nach Prichsenstadt geflüchtet hatte, durch einen Schuß in den Unterleib sein Leben. Sonst theilte die Stadt das Geschick mit allen ansbachischen Landen. In dem Jahre 1792 ging sie mit den fränkischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth an Preußen über; 1806 wurde sie mit Bayern vereint. Rekapituliren wir das Ganze, so finden wir, daß Prichsenstadt seit 1347 — 34 Jahre Böhmisch, 411 Jahre Ansbachisch, 14 Jahre Preußisch war und nun 70 Jahre Bayerisch ist.

Der Freihof in Prichsenstadt.

Auf dem Spazierweg von Wiesentheid nach Laub sind wir außerhalb des Eichenwäldchens „der Michelheid" an einer unheimlichen Stelle vorbeigekommen. Es soll dem Leser jetzt nicht mehr länger vorenthalten werden, daß sich hier am Waldessaum der Prichsenstädter Galgen befand. Blos geköpft zu werden hielt man in alter Zeit für eine Gnade, und gratulirte sich den glühenden Zangen, dem Feuer und Strick ausgekommen zu sein. Die Hauptrolle spielte immer der Galgen. Mit Köpfen und Gerippen reichlich behangen, bildete er den Stolz einer jeden Stadt. So auch in Prichsenstadt. Bis in unser Jahrhundert herein konnte man an jedem Galgen die bis auf's Hemd ausgezogenen Körper baumeln, faulen und den Wind sein Spiel damit treiben sehen. Bundschuh, der im Jahre 1801 „das Lexikon von Franken" herausgab, beklagt, daß man von diesem Gebrauch immer noch nicht abgegangen sei. Dennoch war die alte Zeit, sobald man sich des Lebens sicher wußte, voll ausgelassener Fröhlichkeit. Nur wenn Pest, Hungersnoth, Krieg oder eine Berührung mit den grausamsten Gesetzen kam, hörte die Herrlichkeit auf. Vor der Verfolgung des Gerichtes war aber derjenige sicher, welcher sich in einen Freihof geflüchtet hatte.

Eines solchen Asylrechtes erfreuten sich viele Klöster und Städte, unter anderen Prichsenstadt, dessen Freihof in weitem Umkreis der berühmteste war. Von solchem machten im Jahre 1524 mehrere Iphofer Bürger Gebrauch und war der Hergang folgender.

Das Kloster Birklingen hatte in der Vorstadt Iphofen einen Hof. Ueber denselben erhob sich ein Streit zwischen den Iphofern und den Mönchen. Es brach eine Rotte Bürger unter Anführung des dasigen Wirthes Konrad Kröhn in den reich ausgestatteten Weinkeller des Hofes. Sie zechten und führten davon weg nach Herzenslust. Dem Prior, der es wehren wollte, wurden Schläge zur Antwort. Hundert und zwanzig Reisige und ein Nachrichter kamen von Würzburg. Die fröhlichen Zecher entflohen nach Prichsenstadt und kehrten erst zurück, als man ihnen die Rückkehr erlaubte, mit der Bedingung, daß sie ihres Urtheils warten. Noch im Jahre 1740 machten drei Bauernbursche von dem dortigen Asylrecht Gebrauch. Der Fall war sehr Aufsehen erregend und ist hierüber in den onolzbachischen Nachrichten gedachten Jahres das Nähere mitgetheilt worden. Wie strenge darauf gehalten wurde, einen Freihof gehörig zu respektiren, geht aus nachstehender kaiserlicher Verordnung hervor: „Wer die Freiheit bricht an einem der in den Freihof geflohen ist, einem dahin nachläuft oder darinnen Gewalt treibt, dessen Leib und Gut ist verfallen." — Im Jahr 1599 erscheint Junker Caspar Zoller von der Hallburg als Besitzer des Prichsenstädter Freihofs. Die Bauart desselben hat viel Aehnlichkeit mit jener des Amtskellereigebäudes in Wiesentheid, nur ist der Freihof viel großartiger und in allen seinen Theilen besser erhalten. In neuerer Zeit befand sich bis vor wenigen Jahren eine Bierbrauerei daselbst eingerichtet. Gegenwärtig gehören diese in der Nähe der Kirche befindlichen Gebäude, die zum Betriebe einer größeren Oekonomie vollkommen entsprechend eingerichtet sind, der Wittwe Dürr.

Neuses am Sand.

Neuses mit dem Zunamen am Sand ist ein für die Steigerwaldsgegend wichtiger Ort. Hier treffen tagtäglich in den späten Abendstunden die Postomnibuse aus Würzburg, Bamberg, Schweinfurt und Kitzingen zusammen und verlassen nach erfolgter Expedition in den grauen Morgenstunden wieder den Ort. Als Kaiser Napoleon am 9. Mai 1812 von Paris nach Dresden reiste, wo er die deutschen Fürsten und Könige versammelt hatte, um dieselben zu gewinnen und sich über die Hülfeleistungen in dem Kampfe gegen Rußland zu verständigen, kam er auch durch Neuses und hielt hier eine Stunde Rast. In seiner Begleitung befand sich seine Gemahlin die Kaiserin Maria Luise. Sie war eine Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich und stand damals im 22. Lebensjahre. Den Kaiser hatte sie bereits mit einem Sohne beschenkt, der bestimmt schien, der Erbe seiner ungeheuren Macht zu werden. Hiedurch hatte Napoleon das Maaß eines Glückes erfüllt gesehen, das damals noch nicht müde geworden schien, ihn mit Gunstbezeugungen zu überhäufen. Maria Luise war die Anmuth und Güte selbst. Der Kaiser, der damals im kräftigen Mannesalter von 43 Jahren stand, war stolz auf ihren Besitz. Gleichsam im Triumph führte er sie durch die deutschen Staaten. Um ihretwillen wollte er überall mit Huldigungen bewillkommt werden. Von dem Großherzog in Würzburg, wo Nachtlager gehalten worden, war der Auftrag ergangen, auch in Neuses dem kaiserlichen Paar einen festlichen Empfang zu bereiten. Es hatte sich daher die Schuljugend der ganzen Umgegend mit Pfarrern und Lehrern hier eingefunden, den auf der Höhe seines Glückes stehenden Monarchen in feierlicher Weise zu begrüßen. Unübersehbar war die Reihe von Wagen, welche von der Würzburger Straße her sich nahten und in Neuses anhielten. Die Menge strahlender Uniformen, das viele zur Begleitung kommandirte Militär und eine Unzahl Dienerschaft, — so etwas hatte Neuses noch nie gesehen.

Der Kaiser schien in der glücklichsten Stimmung, als er dem sechsspännigen Hofwagen entstieg. Die Kaiserin, von deren Liebenswürdigkeit Jedermann bezaubert war, sprach mit Vielen. Sie war eine kräftige blühende Erscheinung. Die strotzenden Formen, die runden frischen Wangen hätten in ihr eher ein Kind der ländlichen Flur, als eine Fürstentochter vermuthen lassen. Eine Fülle hellbrauner Haare umrahmte das oval geformte, lebhaft gefärbte Angesicht, Augen voll Sanftmuth blickten unter den gewölbten Braunen mit unendlichem Wohlwollen auf den Schwarm junger Mädchen, welche der Kaiserin Blumen und einen wohl einstudirten Glückwunsch darbrachten. Sie zeigte sich hocherfreut und ihr ganzes Wesen athmete die reinste Herzlichkeit. Damals war Napoleon noch Herr der europäischen Welt. Auf sein Geheiß setzten sich sofort eine halbe Million Krieger, Österreicher, Preußen, Bayern, Franzosen, Italiener und Spanier gegen Rußland in Bewegung. Aber ehe der Steigerwald sich gefärbt und seinen Blätterschmuck abgeworfen hatte, war's um die Herrlichkeit des Kaisers geschehen. Einige furchtbar kalte Nächte hatten bei dem ungewöhnlich früh eingetretenen Winter fast sämmtliche Pferde dahingerafft. Auch die Menschen waren nach Tausenden geblieben. Es kehrte von den russischen Eisfeldern kaum der zehnte Mann wieder zurück. Nie hatte die Welt eine so furchtbare Niederlage gesehen. So viel über die Reise des Kaisers Napoleon, als er auf dem Zuge nach Rußland Neuses passirte.

Als die ältesten Besitzer von Neuses erscheinen im Jahre 1498 Hans Fuchs zu Bimbach und Hermann von Seinsheim zu Wiesenbronn. Aus einem Grabdenkmal, das sich in der Kirche von Bimbach befindet, erfahren wir auch, daß am 27. Oktober 1587 in der Nacht zwischen 9 und 10 Uhr der edle und ehrenfeste Hans Dietrich v. Fuchs zu Neuses selig entschlafen ist. Es ist somit gewiß, daß die Herrn v. Fuchs zu Bimbach das Schlößchen in Neuses bewohnt haben. Eine Jahreszahl, welche an einem Thurm der Umfassungsmauer zu finden ist, sagt uns, daß die Erbauung desselben im Jahre

1529 geschehen ist. Dieß scheint darauf hinzudeuten, daß im Bauernkrieg 1525 auch das Schloß in Neuses zerstört worden ist. Bei dem Umbau im Jahre 1529 war die Befestigung vervollkommnet worden; hiefür sprechen die reichlichen Schießscharten, die am Schloße, in Thürmen und Mauern angebracht sind. Der Seckendorf'sche Antheil kam an Philipp Esel von Altenschönbach und von diesem an Dietrich Fuchs v. Bimbach, so daß nun die Herrn v. Fuchs die alleinigen Besitzer von Neuses wurden. Im Jahre 1634 kam dieses Rittergut an Hans Wolf von Wolfsthal als Erbe seiner im ledigen Stande verstorbenen Tochter Maria Susanna, welche aus seiner Ehe mit Amalie Magdalena, geborne Fuchs von Bimbach erzeugt wurde. Daher die Wolfsthal'schen Wappen am Schlosse. Sie tragen die Jahreszahl 1663. Ob damals das Schlößchen zu wiederholtenmalen neu aufgebaut wurde, ist zweifelhaft. Von Gaston von Wolfsthal erhielt solches im Jahre 1717 auf gleiche Art wie Zeilitzheim und andere wolfsthalische Besitzungen das gräfliche Haus Schönborn. Da die fuchsische Familie im Steigerwald die Jagdgerechtigkeit besaß, so war gerade Neuses der rechte Ort, sie bequem auszuüben. Denn auch in den Stollberger Waldungen hatten die Herrn v. Fuchs das Recht im Winter, wenn Schnee lag, nach Rehen und Schweinen zu jagen, was sie bei Sonnenschein erreichen konnten. Welch köstlicher Jagdbezirk muß dieß gewesen sein, und was für ein Leben muß in Neuses geherrscht haben, wenn die mit reicher Beute beladenen Wagen, begleitet von einem zahlreichen Jägerkorps unter dem Schalle der Waldhörner einzogen und von einer Schaar freudig anschlagender Jagdhunde umkreist wurden! Daß dann der Wein nicht gespart wurde und vom aufgesetzten Wildbraten mit so tiefem Schnitt die Theile abgetrennt wurden, als ob vor dem morgigen Frühstück noch eine Hungersnoth erwartet würde, ist nicht zu bezweifeln. Mit musterhafter Schnelligkeit arbeiteten da alle Messer und Gabeln. Niemand nahm sich Zeit aufzusehen, bis auf den zinnernen Schüsseln und hölzernen Platten die Verheerung eine vollständige war und dann die Becher um so fleißiger klirrten.

Das ehemalige Karthäuser-Kloster Ilmbach.

Ueberblickt man von Wiesentheid aus die Steigerwaldshöhen, so werden sie sich unserm Auge als ein fast in gleicher Linie ohne Unterbrechung fortlaufender dichtbewaldeter Bergrücken darstellen. Aber wie überall der Schein oft trügt, und eine genauere Betrachtung oft gerade das Gegentheil von dem Erwarteten zu Tage bringt, so geht es auch hier. Nähern wir uns nämlich den Bergen etwas mehr, so werden wir nicht allein durch die reiche Abwechslung der Formen überrascht, sondern es wird auch am Fuße der Berge manch traut Fleckchen Erde unser Herz erfreuen. Eines der schönsten ist Ilmbach, das den Namen führen soll von den vielen Ulmen, die einst hier gestanden. Der Wege dahin können wir von Wiesentheid aus mehrere einschlagen, entweder durch den Obersambacher Wald, oder auf der Vizinalstraße über Geesdorf. Letztern Weg wählen wir um deßwillen, weil er unter keinen Umständen zu verfehlen ist. Am Kirchhof vorbei ist in einem halben Stündchen Geesdorf erreicht. Von da haben wir mit einigen Schritten Abschied genommen von der geräuschvollen Welt und ihrem betäubenden Treiben. Erquickt von den balsamischen Düften des Föhrenwaldes, der uns in sein Inneres aufgenommen, setzen wir den Weg noch eine kurze Strecke fort. Plötzlich tritt in malerischer Schönheit das frische Grün des Steigerwaldes lebhaft vor unser Auge. Wir sind auf der Flurmarkung von Rüdern und erfreuen uns an den wohlgelungenen prächtigen Waldculturen. Eine mit Fichten wunderlieblich eingerahmte Baumgruppe von einigen uralten bemoosten Eichen, die ihre sperrigen Aeste weithin als ein schützendes Dach ausspannen, ist mit den darunter befindlichen Tischen und Bänken einladend genug, uns einen freundlichen Ruhepunkt zu gewähren. Einige hundert Schritte davon präsentirt sich ein Jagdschlößchen — es ist Ilmbach. Noch heute gibt es bei uns manch alte Leute, die sich gar wohl erinnern können, daß in Ilmbach ein Kloster gestanden sei. Sie haben die Mönche

noch gesehen, und manchem Gottesdienst in der Klosterkirche angewohnt. Kein Wunder, — denn die Karthause Ilmbach, Mariengarten genannt, war noch im Anfange unseres Jahrhunderts von einem Prior und zehn Conventualen bewohnt. Selbst im Frühlinge des Jahres 1803 sahen diese Carthäuser Mönche noch den Steigerwald ergrünen und hörten in ihre Zellen hinein die Gesänge der befiederten Waldbewohner. Da kam der Monat Mai. Die Frühlingslüfte, die der ganzen Natur neues Leben einhauchten, sie brachten dem alten ehrwürdigen Kloster die letzten Tage seines Bestehens. Die Karthause fiel als Opfer des damaligen Zeitgeistes, nachdem sie vierthalbhundert Jahre allen Stürmen der Zeit Trotz geboten. Den Conventsmitgliedern war die Auflösung ihres Instituts und ihre Entlassung aus demselben angekündet worden und schon einige Tage darauf mußten sie den Stab ergreifen und auswandern nach allen Weltgegenden. Der Sang der Hora war verstummt. Die gastliche Pforte, welche so manches Jahrhundert hindurch jedem müden Wanderer sich freundlich geöffnet hatte, ward geschlossen auf immer und das Kloster vom Staate eingezogen. Nach Abtrennung des 498 Tagwerk großen Waldes ging das ganze Areal mit sämmtlichen Gebäuden und 400 Morgen Felder, Wiesen und Weinberge um die Summe von 24000 fl. in den Besitz von Anton Schröder aus Bremen über. Dieser Schröder verkaufte die innerhalb der Klostermauern befindlich gewesene Kirche, Kapelle, Kreuzgang, Bibliothek zc. nebst 24 Morgen Feld an Michael Heß in Prichsenstadt um 6000 fl. Darnach finden wir als Besitzer des früheren Klosterareals einen höheren württembergischen Forstbeamten „Moltke“ und später einen fürstlich schwarzenbergischen Forstmeister Friedel. Dieser Friedel übergab das Gut an seinen Sohn Karl Friedel, der darauf in Abwesenheit gerieth. Eine unglückliche Spekulation mit einer Zuckerfabrik und sonst unwirthschaftlicher Haushalt veranlaßten ihn, nach Amerika auszuwandern, und das Gut durch seine Frau verkaufen zu lassen. Das begonnene Zerstörungswerk war mittlerer Weile

emsig fortgesetzt worden. Die Burg, welche der Edelknecht Balthasar Fere von Berg und seine Gemahlin Magdalena von Vestenberg laut Stiftungsbrief vom 28. November 1453 mit wohlbedachtem vereinten Muthe zum Lobe Gottes und zu Ehren der Himmelskönigin Jungfrau Maria als Karthäuserkloster gestiftet hatten, war mit den dazu gekommenen Gebäuden bald vom Erdboden verschwunden und kein Stein auf dem andern geblieben. Mit den Quadersteinen der Gebäude und den Steinen der abgebrochenen Gartenmauer ist der Grund des Geesdorfer Sträßchens gelegt worden.

Nun ist's mit den Messen und andern Gottesdiensten, die nach dem frommen Sinn der Stifter zu ewigen Zeiten dort gesungen und gehalten werden sollten, schon lange aus. Aber auch die, welche zu Trost und Hülfe der abgeschiedenen Seelen dort die letzten heiligen Handlungen verrichtet haben, sind längst schlafen gegangen. In väterlicher Weise waren die Gründer für die Existenz der dort lebenden Ordensbrüder besorgt gewesen, und hatten auch das Kloster mit den kostbarsten Paramenten ausgestattet. Zwei schwarze Ornate mit allem Zugehör, von denen einer von vorzüglich wollenem Tuche war, hundert Gulden an Geld und Wein, ein silberner Kelch, zwei Meßgewänder, eines von scharlachrother Seide, ein rothsammtenes, das mit einem goldenen und mit Steinen geschmücktem Kreuze verbunden war, werden uns besonders genannt. Da Illenbach sehr nahe am Fuße des Steigerwaldes liegt und sonst wenig Aussicht hat, so war es so recht für ein Kloster der Karthäuser, die sich stets der Betrachtung des Spruches „memento mori“ (Gedenke daß du sterben mußt) hingeben sollten, geeignet.

Von den vielen Erwerbungen, die das Kloster gemacht hat, führen wir nur eine auf, weil sie eine noch in Wiesentheid existirende Familie betrifft. Im Jahre 1739 den 2. Mai kaufte Illenbach den Seubner'schen Erben von Wiesentheid eine zur Flurmarkung von Sambach gehörige Wiese sammt See unter der Bedingung ab, daß die Karthause die festgesetzten

Grundzinse, Herbst- und Fastnachtshühner, den Handlohn und die Rittersteuer an das Kloster Schwarzach zu leisten habe. Ueberhaupt finden sich noch viele andere Kaufbriefe vor über Erwerbung von See'n. Die Ordensregel, kein Fleisch zu genießen, mag wohl die Ursache gewesen sein, viele Weiher anzukaufen, um das ganze Jahr Fische zu haben.

Laut Urkunde vom 3. Mai 1842 ging der ganze Besitz um 46000 fl. in das Eigenthum des Herrn Grafen Erwein von Schönborn über. Seit einigen Jahren erhebt sich jetzt hier ein in schönem Style erbautes Jagdschlößchen. Die untern Räume sind einem Förster zur Wohnung überlassen, während die obern Zimmer zum vorübergehenden Aufenthalt des Herrn Grafen bei Jagdausflügen entsprechend eingerichtet sind. Ein in einem besonderen Hause untergebrachter Waldaufseher hat hier eine Schenkstatt errichtet, die von seiner Hauswirthin besorgt wird. Wenn da die Jagdschweden zusammenkommen und mit humoristischer Würze manch Jagdstücklein zum Besten geben, wer sollte ihnen nicht gerne zulauschen. Unterhaltend ist's von den Kriegen zu hören, die sie schon mit Wilderern gehabt, von den Schlingen allen, die sie schon ausgenommen, von den vortrefflichen Hunden, die sie dressirt und viel Anderem, das zur Belehrung dienen kann. Aber lange werden wir brauchen, uns von dem Erstaunen zu erholen über Vieles, was wir gehört haben, und auch auf dem Heimwege den wir jetzt antreten wollen, werden wir noch über manches Vorgetragene den Kopf schütteln müssen.

Es war aber auch Zeit, daß wir etwas aufgeheitert wurden, denn mit Wehmuth hatte uns der Anblick der alten Klosterstätte erfüllt, die vom Schlosse etwa Tausend Schritte entfernt ist. Nichts mehr erinnert daran, daß selbe mehrere Jahrhunderte hindurch von Menschen bewohnt war, die sich hier ein glückliches Heim gegründet hatten. Spätere Geschlechter, die nach uns kommen, werden Mühe haben, den Platz ausfindig zu machen, wo das Kloster gestanden hat. Sie werden aber doch die Stelle aufsuchen, und selbe wie ein Hünengrab mit

Ehrfurcht betrachten. Gegenwärtig schon hält es schwer, Jemanden ausfindig zu machen, der uns näheren Aufschluß darüber ertheilen kann. Wie wird es erst später werden! Ein Markstein, der die Grenze der hohen Jagd vom Kloster Ebrach bezeichnete, hat bis jetzt der Zeit Trotz geboten. Er bezeichnet wenigstens genau einen Winkelpunkt des viereckigen, 22 Morgen großen Platzes, welcher dermalen mit jungen vielversprechenden Eichen angesetzt ist, die im Begriffe stehen, sich zu schließen. Bald wird das Dunkel eines Eichenwaldes die Stelle überschatten.

In der Nähe des genannten Marksteins stand auch das kleine Klosterkirchlein, in welchem das Frauenvolk den Gottesdiensten anwohnen konnte. Zur großen Conventskirche innerhalb des alten Schloßgrabens hatte nur das männliche Geschlecht Zutritt. Neben dem kleinen Kirchlein befand sich die alte ehrwürdige Klosterpforte, welche, was Größe und Ausführung anbelangt, ein Meisterwerk ihrer Art ist. Wer dieses Monument sehen will, muß nach Gräfenneuses gehen, dort zieret es jetzt unter dem alten Namen „Hortus Mariae“ den Eingang eines Bauernhofes. Nach dem ländlichen Geschmack des Besitzers hat es sich gutwillig einige bunte Bemalungen gefallen lassen. Sonst ist aber dies alte Werk in allen Theilen noch wohl erhalten und wirklich sehenswerth. Links von der Klosterpforte stand der 60 Schritte lange Thorbau und auf der andern Seite stellte die Kapelle eine Verbindung mit dem Gastbau her.

An die große Conventskirche, unter welcher sich großartige Kellerräume ausdehnten, schlossen sich der Kreuzgang mit elf Zellen, das Prioratsgebäude, die Schaffnerei und die Bibliothek an. Mitten durch die Hofrieth floß ein Bächlein, in dem für verschiedene Gattungen wohlschmeckender Fische: Aale, Karpfen, Hechte und dergleichen die Winterungen und Fischbehälter angebracht waren. Auch besaß jeder der Conventualen ein kleines Gärtchen, in dem er nach Belieben Blumen oder andere Gewächse ziehen mochte. Selbst für eine Kegelbahn

war gesorgt und sogar eine Schmiede nicht vergessen. Unweit des kleinen See's, der Kirche und Kloster theilweise umgab, stellte eine massive steinerne Brücke die Verbindung mit dem von einer hohen Mauer umgebenen 22 Morgen großen Garten her, der eine Menge edler Obstbäume enthielt, die hier vortrefflich gediehen. Außerhalb der Klostermauern stand die Meierei, die Schäferei und eine ebenfalls zum Kloster gehörige Mühle. So war nach allen Richtungen für die Conventualen, welche Kutten von weißwollenem Tuche trugen, gesorgt. Tagtäglich konnte man sie in ihrer malerischen Tracht spazieren gehen sehen, immer in derselben Ordnung, paarweise nebeneinander. War's kalt, schlugen sie die weiße Kapuze über den Kopf. Zu Hause huldigten diese Herrn je nach ihrer Individualität besondern Liebhabereien. Von einem der letzten Conventualen ist bekannt, daß er eine besondere Vorliebe für Drechslerarbeiten hatte, eine Drehbank besaß, und auf dieser die verschiedensten zum Hausbedarf nöthigen Geräthschaften fertigte. Ein anderer, Pater Hugo, war ein großer Katzenfreund. Alle bedrängten und unglücklichen Katzen aus der ganzen Nachbarschaft haben stets instinktmäßig sich unter Pater Hugos schützendes Dach geflüchtet und dort liebevolle Aufnahme und die zärtlichste Pflege und Behandlung gefunden. Er hatte deren nie weniger als ein volles Dutzend beisammen und bemerkte öfters scherzweise: alles Gewürme und Gethier sei des Teufels, die Katzen allein wolle er davon ausnehmen. Es soll ein besonderer Anblick gewesen sein, wenn er inmitten seiner Lieblinge auf einem Lehnstuhle saß, eine Anzahl junger Kätzchen auf dem Schooße wiegend und dieselben liebkosend; ringsum hatten aalfette Katzen jedes Alters, jeden Geschlechts, jeder Farbe und Gattung Posto gefaßt und schauten mit ihren funkelnden Augen grimmig darein, wenn ein Unberufener es wagte, sie in ihrem Asyl zu stören. — Von mehreren andern dieser Herrn ist uns bekannt, daß sie ihre Freude daran hatten, recht viele Kanarienvögel zu ziehen. In den nicht besonders großen Zellen befanden sich dann eine Anzahl Fichtenbäumchen, die den ar-

tigen gelben Vögeleins als Tummelplatz dienten, und in vielen da und dort angebrachten Nestchen ihre Brutstätten hatten. Alte Männer erzählen mit großen Vergnügen, daß sie als Knaben bei den wackern Mönchen fleißig fürsprachen, immer reichlich mit Aepfeln, Nüssen und Weißbrod beschenkt wurden, und auch in die Nestchen, voll junger Kanarienvögel, gucken durften.

Pater Apollonius wohnte nach Auflösung des Klosters von 1804—1813 bei Christian Eger in Kirchschönbach und las in der dortigen Kirche noch alle Tage seine Messe. Später zog er nach Elgersheim ab und von da nach Sommerach, wo er ums Jahr 1820 starb. Durch seine Leutseligkeit wußte er alle Herzen für sich einzunehmen und steht Pater Apollonius heute noch zu Kirchschönbach in gutem Angedenken. Von den ältern Carthäusern hat ein Denkmal seines Fleißes und frommen Sinnes Pater Hugo Bayl hinterlassen in einem merkwürdigen Gebetbuche, das noch in der Wiesentheider Schloßsakristei als Manuscript vorhanden ist. Dasselbe enthält Gebete und Betrachtungen zum heiligen Mauritius und ist gewidmet dem Grafen Rudolf v. Schönborn — dem Erbauer der Pfarrkirche zu Wiesentheid. Es zeigt von reicher theologischer Wissenschaft und Geistessalbung. Die gräflich Schönborn'sche Familie scheint in freundlichem Verkehr mit der Karthause „Ilmbach" gestanden zu sein, wie aus mehrfachen Schenkungen und Testamenten hervorgeht. Sie mag öfters bei Ausflügen dort zugesprochen haben. — Oelgemälde aus der Karthause befinden sich noch in vielen Häusern der Umgegend und bilden den Häuserschmuck auf Frohnleichnamsfest.

Anfangs Oktober 1867, acht Tage nach der Wiesentheider Kirchweih, brannte das Meiereigebäude, durch die Laterne eines betrunkenen Knechtes in Brand gesteckt, ab, so daß also vom ganzen Kloster selbst der letzte Mauerrest verschwand. Auf der Stelle des Meiereigebäudes erhebt sich jetzt das erwähnte anmuthige Jagdschlößchen.

Geiselwind.

Geiselwind kommt in alten Urkunden unter dem Namen Gyßelwinden vor; aber schon im 15. Jahrhundert heißt es nie mehr anders als Geiselwind und wird als ein wohlbefestigter Marktflecken bezeichnet. Ein älteres geographisches Lexikon nennt es sogar ein feines Städtchen. Da der Ort sammt allen Einwohnern mit aller hohen fraischlichen oder centbarlichen, wie auch vogteilichen Obrigkeit zu Schwarzenberg gehörte, so bestand hiefür in Geiselwind ein eigenes schwarzenbergisches Amt. Daß der Ort am St. Margarethatag 1462 vom Bischof Johann erstürmt, geplündert und von Grund aus sammt den Mauern verwüstet wurde, haben wir bereits gehört. Auf dem Platze ober dem Marktbronnen war sogar der alte Bildstock, so man den „Murmann" nennt, in dieser grundverderblichen Kriegszeit abhanden gekommen. Von einem Jahrhundert in's andere dachte man daran, das Denkmal zu ersetzen. Erst als nach dem Schwedenkrieg ruhigere Zeiten eingetreten waren, stellte man endlich das Steinbild auf, welches heut zu Tage noch als ein Wahrzeichen von Geiselwind gelten kann und durch seine Originalität jeden Culturhistoriker freundlich anspricht.

Aus einem alten Pergamentbrief vom Jahre 1432 geht hervor, daß Röhrnsee, Effelterich und Seeheim etliche Laib Brod, Käse, Korn, Haber und Bußgeld an den Pfarrer von Geiselwind zu leisten verpflichtet waren. Das wird so viel zu bedeuten haben, daß diese Orte gleich Langenberg, Buch, (Dürrbuch), Hinterhang (Haag) und Ebersbrunn nach Geiselwind gepfarrt haben. Nach einer Aufzeichnung im alten Meßbuch und eines alten Registerleins hatten mehrere Bürger von Geiselwind dem Gotteshaus vier Ewige Kühe verehrt. Die Nutznießung stand dem Pfarrherrn zu. Dafür sollt er des Seelenheils der Stifter gedenken. Während des Schwedenkrieges sind die ewigen Kühe verloren gegangen. Niemand wollte sich ihrer mehr erinnern. Nun wird mancher fragen, was unter

einer Ewigen Kuh, einer Eisernen Kuh oder auch einer Immerkuh zu verstehen sei? Nach Westenrieders Gloss. germ. lat. verstand man unter einer Immerkuh die ständige Ueberlassung des Nutzens von einer Kuh, welche Benutzung man dem Grundherrn anstatt der Entrichtung einer Gült durch Geld überließ. Solche Eiserne Kühe kommen auch in den alten Gotteshausrechnungen von Abtswind, Oberschwarzach und Schallfeld vor.

Die über Geiselwind gebietenden Herrn waren in der Reformationszeit zur protestantischen Kirche übergetreten. So war es denn wohl begreiflich, daß im Jahre 1590 die Messe in Geiselwind abgeschafft wurde, und der Ort bis 1627 protestantisch verblieb. Da gefiel es dem Territorialherrn an Einem Tage viele lutherische Pfarrer mit Hülfe von ein paar Husaren austreiben zu lassen. Und siehe da, Geiselwind war wieder katholisch geworden. Bedauerlicherweise ist während der protestantischen Zeit der in der Kirche befindlich gewesene schöne gothische Altar daraus entfernt worden, und nie mehr zum Vorschein gekommen. Auch scheint bemerkenswerth, daß die protestantischen Pfarrer die Kirchenbücher deutsch geführt haben; die katholischen aber lateinisch.

Das Patronatsrecht über Geiselwind wurde, soweit darüber Nachrichten verlauten, vom Augustiner-Chorherrnstift Birklingen ausgeübt. Im Jahre 1503 belehnte aber Bischof Lorenz von Würzburg den Freiherrn Hansen von Schwarzenberg mit dem Kirchensatz. Außer Geiselwind hatten die Fürsten von Schwarzenberg auch in der Umgegend viele Unterthanen, welche nicht zu ihrem Kirchenpatronat gehörten. Sie suchten daher einen solchen zu errichten. Der erste Schritt war nun, daß sie das Patronat über die Kirche in Hohnsberg, einem größtentheils schwarzenbergischen Orte, an sich zu reißen versuchten. Sie verdrängten daraus die Geistlichen von Burghaslach und ließen durch den Pfarrer von Unterleimbach von Zeit zu Zeit Gottesdienst in Hohnsberg halten, auch alle Casualien durch denselben verrichten. Darauf folgte als zweiter Schritt, daß sie von 1739 an, die Leichen der Schwarzen-

bergischen Unterthanen in Wasserberndorf nicht mehr in Füttersee beerdigen lassen wollten, sondern entweder nach Hohnsberg oder nach Geiselwind brachten. Da gab es nun die merkwürdigsten Auftritte. Das eine Mal erschien der Vogt Schwalbe von Geiselwind mit Mannschaft und holte eine Leiche schnell ab, fast ehe sie noch recht erkaltet war. Ein anderesmal gelang es der Zent von Burghaslach, mit Burghaslacher Mannschaft und dem Burghaslacher Pfarrer zuvorzukommen und die Leiche nach Füttersee zu verbringen, zum Aerger der Geiselwinder, die eine Viertelstunde zu spät auf dem Platze eintrafen. Mit den Taufen und Trauungen zögerte man noch, aber von 1750 an, that man auch diesen letzten Schritt. 1750 wurde das Kind eines schwarzenbergischen Unterthans verstohlener Weise in Hohnsberg getauft; 1754 ein solches (das Kind des Bierbrauers Düllfelder) „durch schwarzenbergischen Einfall ins Haus" gewaltsam nach Hohnsberg gebracht. Am schlimmsten aber ging es bei einer Trauung 1753. Es hatte sich der Zentgraf von Burghaslach mit 200 Mann, zu welchen noch 100 Mann von Rüdenhausen stießen, nach Hohnsberg begeben, um die Trauung zu hindern und die Trauung in der rechtmäßigen Kirche zu Füttersee zu erzwingen. Aber die Schwarzenberger hatten 40 Soldaten und 100 Mann von Geiselwind mitgebracht; der Burghaslacher Centgraf fiel in die Hände der Gegner, mußte in der Kirche zu Hohnsberg die Trauung mit ansehen und wurde darauf gefangen nach Markt-Scheinfeld geführt. Es entstand ein Prozeß über diese Sache, der bei dem Reichskammergericht in Wetzlar geführt wurde und wunderbarer Weise schon nach 20 Jahren zu Ende ging. Er wurde zu Gunsten der Pfarrei Burghaslach und ihrer Patrone entschieden. In Folge dessen kehrten auch die schwarzbergischen Unterthanen in Wasserberndorf wieder zur Kirche Füttersee zurück.

Das Wurstmännchen in Geiselwind.

Eine Bratwurst und eine Katze hat wohl schon Mancher gesehen, und wohl auch einen General, aber Bratwurst, Katze und General zusammen und dazu an einer Person, das ist schon eine Seltenheit für Jeden, der noch nicht durch Geiselwind gekommen ist. Aber hier steht auf einer hohen Gartenmauer mitten im Orte ein General mit einer Bratwurst in der Hand und einer Katze auf der Schulter, die nach der Bratwurst krallt, leibhaftig in Stein ausgehauen. Fragst du nach der Bedeutung dieses steinernen Bildes, so erzählt man Dir Folgendes:

Im dreißigjährigen Kriege, der auch in den Steigerwald viele Uebel brachte, hatte sich ein schwedischer General vor Geiselwind gelagert, das damals hohe und starke Mauern, und hinter denselben eine bewaffnete und tapfere Bürgerschaft hatte. Dreimal ließ der feindliche General zur Uebergabe auffordern. Die Bürger zauderten. Da rückten die feindlichen Haufen näher heran und machten Anstalt, die Mauern zu berennen. Ihre große Menge erschreckte die Bürger und Todesangst überfiel die Vertheidiger des Ortes. Das Geschrei der Weiber und das Geheul der Kinder, die gehört hatten, die Schweden schnitten den Weibern die Bäuche auf, und fräßen die Säuglinge vermochte nicht, den Männern neuen Muth zur Vertheidigung einzuflößen. Schon fallen draußen donnernde Schüsse, als die Magistratsmitglieder vom Rathhause kamen, wo sie beschlossen hatten, durch Abgesandte den feindlichen General nochmals um Gnade anzuflehen. Sie gingen hinaus mit der weißen Fahne in der Hand. Das Belagerungsgeschütz schwieg einige Augenblicke und der General empfängt die Bürger in seinem Gezelte, wo er eben eine Wurst verzehren wollte. Er hörte sie an, wollte aber nichts von Bedingungen wissen; unbedingte Ergebung war sein letztes Wort. Die Bürger riefen verzweifelt aus: „Nun, so wolle uns Gott helfen, daß Ihr nicht in unsere Mauern kommt.“ „So wahr ich diese Wurst in den

Händen halte, komme ich hinein", entgegnete der General. Aber in demselben Augenblicke sprang eine große Katze auf des Generals Schultern, schnappte ihm die Wurst aus der Hand und lief davon.

Die Gesandten eilten schnell nach Hause zurück. Ihre Erzählung brachte neuen Muth unter die Bürger. Tapfer kämpfend schlugen sie den Feind mehrmals ab, und die Schweden zogen sich zurück und Geiselwind blieb unerobert. Die erfreute Bürgerschaft ließ zum Andenken an diese merkwürdige Begebenheit, das oben erwähnte Bild in Stein aushauen und zum Gedächtniß der Nachkommen öffentlich aufstellen.

Der General ist sonach doch in den Ort gekommen, wenn auch nur von Stein! Doch steinerne Feinde sind bleibende Freunde.

Eine Wilderer Geschichte.

Das Wild, welches sich in der natürlichen Freiheit befindet, wird vom Volke meist als Gemeingut betrachtet. Nach diesen Begriffen ist derjenige, welcher in die Jagdrechte eines Andern eingreift und unbefugterweise jagt, mehr ein lustiger Freibeuter, als ein gemeiner Dieb. Dabei wird selten bedacht, daß mit der widerrechtlichen Aneignung von Wild jenem Stande, welchem die Aufrechthaltung der Jagdgesetze obliegt, der Krieg erklärt ist. Dem Förster, welcher den Wilderer auf der That betritt und anruft, kehrt sich ohneweiteres die Mündung des Gewehrs zu, und bei schlechter Deckung oder weiterem Vordringen wird ihm sofort das verhängnißvolle Blei entgegensausen. Wenn es ihm auch gelungen ist, bei Ergreifung eines Wilderers mit heiler Haut durchgekommen zu sein, so ist noch lange nicht die gefährliche Seite seines Metier erschöpft. Haß und Rachsucht bemeistern sich des Abgeurtheilten und führten von jeher erst recht zu höchst tragischen Begebenheiten. Auch unsere wildreiche Steigerwaldsgegend weiß davon

zu erzählen. In nachstehenden Zeilen bringen wir eine merkwürdige Criminalgeschichte, die sich erst vor wenigen Dezennien bei uns abgespielt und seinerzeit großes Aufsehen erregt hat. Sie ist um so interessanter als die berüchtigsten und verwegensten Wilderer, für welche die Gebrüder Seeger und Thurn von Gräfenneuses galten, darin die Hauptrolle spielen. Der ledige Mauerergeselle Michael Seeger von Gräfenneuses, welcher im Verdachte der Wilderei stand, und dieserhalb schon öfters gefänglich eingezogen war, ließ sich gegen den Gerichtsdiener Löhr von Rüdenhausen verlauten, daß Niemand anders als der Reviersförster Billhöfer von Friedrichsberg die Ursache seiner Verlegenheiten sei, dafür müsse ihn aber auch der Teufel holen, wenn er ihn einmal kriege.

Bald darauf begab es sich, daß Billhöfer an einem Sonntag, als er im Eyselein'schen Wirthshaus zu Rehweiler eingekehrt war, nicht mehr zu den Seinen zurückkehrte. Die Mutter schickte am andern Morgen den ältern Sohn Michael, der sich bei dem Vater in der Forst- und Jagdlehre befand, auf Kundschaft aus. Er kehrte mit der niederschmetternden Nachricht zurück, daß der Vater auf dem Wege zwischen Rehweiler und Friedrichsberg todt aufgefunden worden sei. Ungeachtet die polizeiliche Besichtigung der Leiche keine Spur einer Vergewaltigung fand so wurde doch eine Untersuchung gegen oben erwähnten Seeger eröffnet. Derselbe wies aber durch Zeugen nach, daß er in der kritischen Zeit nicht aus dem Hause gekommen sei. In der Erwägung, daß nach dem Resultat der geführten Generaluntersuchung, eine absichtliche Ermordung des Billhöfer nicht für wahrscheinlich gehalten wurde, vielmehr die Vermuthung bestand, daß Revierförster Billhöfer durch einen Sturz verunglückt sei, wurde vom gräflichen Herrschaftsgericht Rüdenhausen die Untersuchung geschlossen. Es vergingen darüber vier Jahre, ohne daß man weiter etwas davon gehört hätte. Nun erzählte aber der Schmiedgeselle Konrad Haßler, welcher bei der Schmieds-Wittwe Magdalena Kümmel zu Greuth in Arbeit stand, die nähere Ursache

von Billhöfers Tod zu kennen. Er gab darüber bei Gericht Folgendes an:

„In einer Novembernacht des Jahres 1845, — es war damals schon kalt und hatte gefroren —, war ich von Kleinlangheim aus, wo ich Arbeit gesucht hatte, auf dem Heimwege nach Kirchrimbach. Unweit Rehweiler sah ich mehrere Bursche mit einer Laterne stehen, welche sich an einer Wasserpfütze etwas zu schaffen machten. Ich glaubte Anfangs, es seien Juden mit einem Stück Vieh, welches sie auf den Viehmarkt bringen wollten. Bald erkannte ich meinen Irrthum. Als ich näher herankam, wurde mir zugerufen: Halt, oder ich schieß dich über den Haufen. Ich schlug mich seitwärts in die Büsche, wählte aber meinen Standpunckt so, daß ich genau sehen konnte, wie 5 oder 6 Bursche — von denen ich den sogenannten Klein Gump mit Namen Johannes Thurn von Gräfenneuses erkannte, — den Revierförster Billhöfer mit dem Kopf in eine Wasserpfütze hineindrückten, bis alles Leben verschwunden war, was ungefähr ³/₄ Stunden gedauert haben mag.“ Johannes Thurn wurde nun verhaftet. In das Verhörzimmer vorgeführt, ließ man denselben unbemerkt durch Conrad Haßler mittelst der in der Zimmerthüre angebrachten Oeffnung rekognosciren. Conrad Haßler erklärte nach Ansichtigwerdung des Johannes Thurn sofort und ohne nur im Geringsten einen Zweifel zu äußern: „Ja dieser ist's welcher den Billhöfer umgebracht hat.“

Es wurden nun weitere Zeugen vernommen, deren Aussagen dahin ging: die Gebrüder Johannes und Nikolaus Thurn seien zur kritischen Zeit mit Nikolaus Seeger und Michael Schüßler bis gegen 10 Uhr im Derr'schen Wirthshause zu Gräfenneuses gewesen und hätten mit einander Karten gespielt. Weitere Zeugen, die über die bisherige Aufführung und den Ruf der Gebrüder Johannes und Nikolaus Thurn und der Gebrüder Seeger vernommen wurden, gaben im Allgemeinen darüber Folgendes an: „Den Gebrüdern Thurn kann man nichts Schlechtes nachreden, nur daß Johannes Thurn als

Wilderer berüchtigt ist, sein Bruder aber den Wilddiebstahl begünstigt und als Treiber sich gebrauchen läßt. Johannes Thurn arbeitet im Sommer fleißig auf seiner Profession als Mauerer, auch im Winter sucht er durch Steinbrechen sich Verdienst zu verschaffen. Nikolaus Thurn ist Taglöhner und arbeitet bei den Bauern.

Die Gebrüder Seeger betreffend, so ist der in Oberschwarzach verheirathete Nikolaus Seeger ein stiller und ruhiger Bursche, jedoch gleichfalls als Wilderer berüchtigt; der andere Seeger ist in Plassenburg und als schlechter Bursche bekannt, welch letzterer sich mit dem Wilddiebstahl groß machte. Der Waldaufseher Schüßler war gleichfalls früher dem Wilddiebstahle ergeben, und begünstigte wenigstens solchen, indem er den vorerwähnten Burschen verrieth, wo das Wild sich aufhielt".

Das gerichtliche Erkenntniß in der Untersuchung gegen Johannes Thurn lautete dahin: In Erwägung, daß überhaupt objectiv nicht ermittelt werden konnte, ob Revierförster Billhöfer eines gewaltsamen Todes gestorben sei; daß ferner gegen die Glaubwürdigkeit des angeblichen Thatzeugen Konrad Haßler bedenkliche Zweifel vorwalten, welche theils in dessen bekannter Trunksucht und dem dadurch bedingten geistigen Auffassungsvermögen desselben, theils in dem Umstande begründet sind, daß Zeuge erst nach 4 Jahren nach dem Vorfalle mit seinen Angaben hervorgetreten ist, und daß zum weitern gegen Johannes Thurn ein erheblicher Verdacht wegen Urheberschaft an der angeblichen Ermordung des Revierförsters Billhöfer nicht erlangt worden ist, vielmehr derselbe nachgewiesen hat, daß er zu jener Zeit, in welcher Billhöfer ermordet worden sein soll, sich in Gräfenneuses befunden hat, wurde das Strafverfahren in der Richtung gegen den ledigen Maurergesellen Johannes Thurn von Gräfenneuses eingestellt.

Die Gebrüder Seeger und Thurn sind in der Folge mit Hülfe ihrer Gemeinden nach Amerika ausgewandert.

Als Kuriosum theilen wir noch mit, daß zur Zeit der geführten Untersuchung die Gerichtsverhältnisse auf Atbswinder

Markung noch nicht geordnet waren. In Folge dessen erhob sich ein Competenzconflikt zwischen dem Herrschaftsgericht Rüdenhausen und dem Landgerichte Gerolzhofen. Der erschienenen Rüdenhäuser 'Gerichtscommission ließ der Gemeindevorsteher Ernst von Abtswind sagen, es gehe dem Herrschaftsgerichte die Sache nichts an, es solle sich dasselbe nur wieder nach Hause begeben, weil das Landgericht Gerolzhofen schon unterwegs sei. So kam es, daß die Leiche 5 Tage gelegen war, ehe die Obduction und Section derselben vorgenommen wurde. Natürlich war die Verwesung schon in hohem Grade vorgeschritten. — Ferner erscheint eine etwas sonderbare Gerichtsverfügung bemerkenswerth: Der angebliche Thatzeuge, Haßler, war am 17. Februar 1849 in Rüdenhausen bei der königl. Gerichts- und Polizeibehörde erschienen und bat ihm einen sichern Aufenthalt anzuweisen, weil ihm wegen Verrath des Billhöfer'schen Mordes nach dem Leben gestrebt werde und seine Meisterin ihn nicht mehr behalten wolle. Da er sich in der Umgegend nicht mehr sicher glaube, wünschte er in einer entferntern Gegend untergebracht zu werden. Der Beschluß lautete nun dahin: In der Erwägung, daß vorläufig die Anwesenheit des Konrad Haßler in der nächsten Umgegend für die vorliegende Untersuchung durchaus nöthig erscheint; und in der ferneren Erwägung, daß derselbe, um als Zeuge bei der dereinstigen öffentlichen Verhandlung am Geschwornengerichte produzirt werden zu können, sicher untergebracht werden muß, so wird derselbe vorläufig in polizeilichen Gewahrsam gebracht und in so lange detinirt, bis er anderweit sicher untergebracht und ohne Nachtheil für die vorliegende Untersuchung entlassen werden kann. Haßler saß nun vom 17. Februar bis 4. März 1849 im Gefängnisse. Er wurde erst mit Thurn gleichzeitig entlassen. Haßler erklärte dabei er werde sich wieder zur Schmiedswittwe Kümmel zu Greuth in Arbeit begeben.

Seit der im Jahre 1849 eingestellten Untersuchung waren fast zwei weitere Jahre verflossen, als Michael Seeger im

Lammwirthshause zu Wiesentheid etwas betrunken geäußert haben soll, daß er den Revierförster Villhöfer von Friedrichsberg doch das Licht ausgeblasen habe. Auch erzählte er, im Rehweiler Wirthshause von Villhöfer einmal mit zwei Gewehren betroffen worden zu sein. Wie Villhöfer ihm dieselben habe abnehmen wollen, hätte er gesagt, in 4 oder 6 Wochen müsse er verreckt sein; „Er ist aber auch verreckt". Die letztern Worte hatte er mehrmals wiederholt. Es wurde kein weiteres Gewicht auf diese Aussagen gelegt, die Untersuchungs-Acten blieben in der Sache auf immer geschlossen.

Schießlich bemerken wir noch, daß dreizehn Jahre vor diesem Ereigniß Villhöfer im Walde bei Langenberg mit dem Wilderer Klein zusammengetroffen war, und von demselben einen gefährlichen Schuß erhalten hatte. Villhöfer, welcher von Schulkindern aufgefunden wurde, war nach Rehweiler geschafft worden, wo er lange liegen mußte, bis sein Zustand den Transport nach Friedrichsberg erlaubte. Drei Vierteljahre brauchte er zu seiner Wiedergenesung. Aber auch Klein hatte bei fraglichem Rencontre einen Schuß von Villhöfer erhalten, wenn auch von weit geringerer Bedeutung. Klein, welcher der natürliche Vater von den Gebrüdern Thurn war, wurde zu Zuchthaus auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Er soll von hier aus seine Söhne, die Gebrüder Thurn animirt haben, seine Strafe an Villhöfer zu rächen. Daher waren bei der Untersuchung gegen die Gebrüder Thurn hierauf bezügliche Zwischenfragen gestellt worden, die jedoch auf den Gang der Verhandlung keinen weiteren Einfluß ausübten.

Bimbach.

Dieses freundliche ansehnliche Dorf liegt eine Stunde von Gerolzhofen enfernt und enthält ein Schloß, welches der freiherrlichen Familie von Fuchs gehört. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ist dieses Schloß zum dritten Male

neu aufgebaut worden, und war den Besitzern laut Urkunde vom 3. Februar 1700 gestattet gewesen, die Steine der Ruine Stollberg zu benützen. Von dem alten im Bauernkriege zerstörten Schlosse ist nur noch ein ruinöser Thurm und ein Thorbogen vorhanden, an dem man in einem behauenen Steine das Wappen der Herrn von Fuchs sieht und am Rande in gothischer Schrift: Anno domini 1478 ist der Bau vollbracht worden. Man erkennt heute noch die verschütteten Gräben, die um das alte Schloß führten und wahrscheinlich mit Wasser gefüllt waren. Auch soll der Sage nach ein unterirdischer Gang auf das nicht gar fern gelegene Ritterschloß Stollberg geführt haben. In dem schönen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts neu angelegten Garten traf man noch überall auf Fundamentsteine vom alten zerstörten Schlosse. Bimbach gehörte ehemals dem adelichen Geschlechte Lemlein. Als Götz Lemlein starb, übertrug das Stift Würzburg das Dorf an die Ritter v. Fuchs. Andere Nachrichten sagen, sie hätten es gekauft. Schon im Jahre 1443 finden wir einen Jörg v. Fuchs im Besitze von Bimbach und um's Jahr 1462 einen Christof Fuchs v. Bimbach. Dieser Christof v. Fuchs hatte einen Schaftrieb in der Markung des Dorfes Niederheid vom Stifte Würzburg zu Lehen. Bischof Georg von Bamberg ließ ihm 1462 diese Schafhut verbieten, und als er sich an dieses Verbot nicht kehrte, seine Schafe nehmen und nach Bamberg treiben. Daraus entstand ein Krieg, der mehrere Jahre währte. Als Christoph von Fuchs sich verlauten ließ, daß er mit 1200 Reitern des Markgrafen Albrecht Achilles kommen werde, ließ sich Bischof Georg bewegen, in die von Würzbnrg vorgelegten Einigungspunkte einzuwilligen; erklärte aber bald, daß er mit Gewalt dazu gedrungen worden. Die Feindseligkeiten brachen von Neuem los. Bamberger Edelleute kamen mit ihren Reisigen, fielen in das Dorf Herlesheim und noch zwei andere ebrachische Dörfer ein und verbrannten dieselben. Dieß kam ihnen aber theuer zu stehen. Streifende Würzburger Reiter, darunter Hans von Fuchs lagen nicht weit davon und sahen

den vom Feuer aufsteigenden Rauch. Mit verhängten Zügeln sprengen sie herbei, überfielen die Bamberger und nahmen 150 Mann gefangen, darunter 40 von Adel. Uebrigens setzten die Bamberger doch ihr Rauben und Brennen fort. Noch am Vorabende des Jahres 1465 fielen die Bambergischen in's Kloster Theres, nahmen die Kelche weg und trieben die Pferde, Kühe und 1200 Schafe mit fort. Auf der ganzen Grenze zwischen dem Würzburger- und Bambergerland war Krieg und nach Würzburger Angabe erwuchs diesem Stifte ein Schaden an 50000 fl. Das alles um einer Schäferei willen, deren Nutzung jährlich auf 3 fl. geschätzt war. Der Tod des Bischofs Johann zu Würzburg 11. April 1466 brachte endlich Stillstand hervor; die Kriegsvölker gingen auseinander.

Gleichzeitig mit den Herrn v. Fuchs zu Wiesentheid waren auch die von Bimbach protestantisch geworden und standen mit den Grafen v. Castell, den Zöllnern von der Hallburg und den Herrn von Schwarzenberg in der Reformationszeit fest zusammen, als es galt, das Augsburger Bekenntniß in der Gegend einzuführen. Dieser Zeit verdankt Bimbach die Gründung einer geordneten protestantischen Kirchengemeinde, aus welcher schließlich die Pfarrei hervorging. Ob Bimbach schon vor der Reformation eine Pfarrei hatte, ist sehr zu bezweifeln, weil alte Lehenregister der Pfarrei Oberschwarzach aus den Jahren 1696 und noch früher von Pfarreifeldern melden, die ein zeitlicher Pfarrer von Oberschwarzach zu Bimbach hatte. Ein Oberst Johann Philipp Fuchs von Bimbach hatte das Unglück, den 17. August 1626 in einer Schlacht zwischen den Kaiserlichen und Dänischen, auch Niedersächsischen Kreistruppen ohnfern Goßlar erlegt zu werden. — Mit Hans Karl v. Fuchs ist die Familie ums Jahr 1630 wieder katholisch geworden. In der Folge theilten sich die Herrn v. Fuchs in eine gräfliche und freiherrliche Linie ab. Erstere besaß die Herrschaft Bimbach. Sie starb bald aus, dadurch kam Bimbach an die letztere, welche ihren Hauptsitz zu Burg Preppach hatte.

Kirchschönbach.

Ehemals kastellisch, gelangte Kirchschönbach später an das Hochstift Würzburg, das es an verschiedene Adelige verlieh. Wenn wir einer Notiz trauen dürfen, die sich in einem Pfarrbuche von Prichsenstadt befindet, hätten die Herrn v. Fuchs Kirchschönbach zugleich mit Prichsenstadt besessen und im 14. Jahrhundert ihren Ansitz dortselbst gehabt. Wann und durch wen die erste Kirche erbaut worden ist, weiß man nicht, doch wird sie lange bestanden haben, als sie im Jahr 1597 durch Valentin Echter zum zweitenmal neu aufgebaut wurde. Die ältesten urkundlich nachweisbaren Besitzer von Kirchschönbach sind die Herrn v. Wichsenstein. Es wird nämlich das im Jahr 1525 von den Bauern niedergebrannte Schloß als ein Wichsenstein'sches bezeichnet und kommt im Jahre 1576 ein Georg v. Wichsenstein als Herr von Kirchschönbach vor. Während der Reformationszeit war fast der ganze Ort protestantisch geworden und hatte lutherische Prediger erhalten. Bald änderte es sich aber wieder und ist das Jahr 1596 für Kirchschönbach zu bedeutungsvoll, als daß seiner nicht Erwähnung geschehen sollte. Ende Februar war nämlich der letzte lutherische Pfarrer mit Namen Albrecht Kraft daselbst verstorben, worauf der durch seinen eifrigen Sinn bekannte Fürstbischof Julius in der Person des Valentin Fleischmann einen katholischen Priester sandte, wogegen der eigentliche Collator der Pfarrei „Georg v. Wichsenstein", Amtmann zu Schlüsselfeld, nichts zu erinnern hatte. Dagegen sandte der Markgraf Georg Friedrich für seine 20 Spital-Kitzinger'sche Unterthanen und die andern Protestanten einen evangelischen Verweser Nikolaus Hermann, der auch wieder Gottesdienst hielt. Es kam nun zu gegenseitigen Gewaltthätigkeiten; die Oberschwarzacher halfen den Bischöflichen und die Prichsenstädter den Markgräflichen. Der alte Wichsensteiner brach hiebei fast einmal den Hals. Seinem Bruder, dem evanglischen Bernhard, einem Schwager des Georg Wolf v. Crailsheim, entkam das

Erbe und dagegen tritt Valentin Echter, der Bruder des Bischofs Julius in den Besitz von Kirchschönbach. Der Wichsensteiner lebte aber noch 1606, in welchem Jahre der Markgraf Joachim Ernst die Angelegenheit mit Kraft anfaßte, aber gleichwohl in Folge eines Schreibens des Bischofs Julius d. d. 3. Juni 1606 dieselbe nach und nach aufgab, nachdem sich ohnedieß die protestantischen Nachbarn Hans Fuchs zu Wiesentheid und Georg II, Graf von Castell zu Rüdenhausen, in der Hülfeleistung saumselig erwiesen hatten. So ist es gekommen, daß Kirchschönbach mit der Zeit wieder ohne Ausnahme katholisch wurde. Der jetzige Begräbnißplatz war der Leichenacker der Lutheraner gewesen, und wurde nach Hieherkunft des Pfarrers Bausewein noch in unsern Tagen von alten Leuten der lutherische Kirchhof genannt.

Während des 30jährigen Krieges hatte Kirchschönbach wie alle andern Orte, viel zu leiden. Das Pfarrhaus wurde bis auf die Mauern des untern Stockes von den Schweden niedergebrannt und der Pfarrer vertrieben. Da sich selbst in Wiesentheid zwanzig Jahre lang kein Geistlicher mehr befand, mußten die katholischen Einwohner von Wiesentheid und Kirchschönbach von Oberschwarzach aus versehen werden. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1652, wornach Kirchschönbach ein provisorisches Filial von Wiesentheid wurde.

Nach den Herrn von Echter, die sich nicht im Besitz des Gutes halten konnten, ging der Ort durch verschiedene Hände, bis er schließlich 1660 an die Herrn v. Guttenberg kam. Der berühmteste derselben ist Ernst Antonius Freiherr von Guttenberg. Er starb den 16. August 1761, ist in der Kirche begraben und war der letzte Marschall des Herzogthums Franken gewesen. Von ihm liegt uns eine Urkunde d. d. Kirchschönbach 28. Juli 1729 vor, wornach ein Jude Namens Mayer sammt Weib und Kindern, auch etwa nöthigen Brodgesinde, die Bewilligung zur Ansiedlung erhielt unter nachstehenden Bedingungen: 1) solle er vor Allem treu, gehorsam und willig sein, Hut und Wacht in der Gemeinde mit versehen und

die observanzmäßigen Lasten tragen; 2) gegen männiglichen als mit seines gleichen friedlich leben, und vor allem aber den Befehlen der Herrschaft und deren Beamten sich gehorsam bezeigen; 3) aller Gotteslästerung und Aufreizung der Christen bei schwerer Leibesstrafe sich enthalten; 4) die Fest-, Sonn- und Feiertage der Christen nicht durch öffentlichen Handel und Wandel entheiligen; 5) keine fremden und verdächtigen Juden, sonderheit von denjenigen Orten, wo ansteckende Krankheiten regieren, noch andere verdächtige Betteljuden ohne Amtsvorwissen beherbergen; 6) an solche Orte nicht hingehen, wo ansteckende Krankheiten grassiren, oder wo eine Viehseuche ist; 7) mit den Unterthanen nicht betrüglich umgehen oder großen unverantwortlichen Wucher von Kapitalien nehmen; 8) wenn ihm verdächtige Sachen, so entfremdet wären, zu Handen kommen, solches auf der Stelle dem Amte anzeigen; 9) und was an herrschaftlichen Pferden, Vieh und anderem zu verkaufen, solle er um billiges Geld anzunehmen schuldig sein, und gleichwohl nach seinem Nutzen hinwieder verkaufen; überdieß solle er an die Ortsgeistlichen die herkömmlichen Stollgebühren entrichten, der Herrschaft ein Schutzgeld von jährlich 9 fl. fränkisch bezahlen und wo ihn weiter etwas trifft, es willig entrichten. Schließlich wird den Beamten, Dienern, Schultheißen, Bürgermeistern und Unterthanen sammt und sonders befohlen, daß sie Eingangs bedeuteten Juden ruhig und ohnbedrängt bleiben lassen, auch bei Recht und Billigkeit schützen und schirmen sollen. So der mit dem freiherrlichen Amtssiegel ausgefertigte Schutzbrief.

In den 1790er Jahren erkaufte Franz Ludwig aus dem Geschlechte der Freiherrn von Erthal „Fürstbischof zu Würzburg" das Ort Kirchschönbach mit Schloß, Gütern und allen Gefällen — aus den Mitteln der Hofkammer. Die Felder und Wiesen wurden veräußert. Bei dem Schlosse verblieben nur die dazu gehörigen Gebäude und der 16 Morgen große Park. Im Jahre 1803 wurde die Pfarrstelle in Kirchschönbach neu errichtet und erhielt solche unterm 28. April Antonin

Dömling, welcher in den ersten vier Jahren seines Hierseins einige Zimmer im untern Stock des Schlosses bewohnte. Es wurden ihm zur Herstellung einer Pfarrwohnung von den herrschaftlichen Schloßgebäuden und angehörigen Realitäten das vormalige Amt- und Pachthaus — 1805 und 1806 Wohnung des großherzoglichen Revierförsters Gehring — die Stallung an dem Gemüsegarten, ein Garten zu beiläufig 1/2 Morgen 29 Ruthen, die an die Gemeindescheuer anstoßende herrschaftliche Scheuer, sowie der zwischen dem Amt- und Pachthaus, der Stallung, der Scheuer und dem Schulgarten gelegene Hofplatz — dergestalten überlassen, daß er ex propriis 500 fl. hiefür an die großherzogliche Hauptkasse zu zahlen und aus eigenen Mitteln die ersagten Realitäten zur Pfarreiwohnung einzurichten und solang er dieselbe genießt auch zu unterhalten habe. Es sollten vorbesagte Realitäten ohne allen Ersatz für ewige Zeiten der Pfarrei Kirchschönbach verbleiben. Dem Pfarrer war zugestanden worden, die Ueberbleibsel des vormaligen Pfarrhauses zu Bau-Materialien, und den Pfarrkeller zu benützen; auch blieb ihm der freie Zutritt zum Schloßbrunnen und zu der vom Pfarrer im Schloßgraben eingerichteten Fischarche gestattet.

Im Jahre 1823 wurde das Schloß sammt dem dabei befindlichen Schloßgarten als ein dem Aerar entbehrliches Gebäude zum öffentlichen Striche aufgelegt. Es wurde um 3600 fl. einem Sebastian Schlimbach von Hemhofen zugeschlagen, der es 1829 an den Grafen von Rantzau verkaufte. Bei des Letzteren Abgang kam es für 4800 fl. an drei Kirchschönbacher und später an den Weinhändler Lurz, von dessen Relicten es Sr. Erlaucht Herr Graf Friedrich Karl v. Schönborn im Jahre 1875 um 18000 fl. käuflich erwarb.

Es dürfte für Manchen interessant sein, zu erfahren, daß Dömling vor seiner Ernennung Conventual des eben aufgehobenen Capuzinerklosters „zu Würzburg“ gewesen ist. Er soll die Pfarrstelle nur unter der Verbindlichkeit erhalten haben, ein Pfarrhaus aus eigenen Mitteln zu erbauen und

hätte das auch wohl thun können, da er sehr wohlhabende Eltern hatte. Dömling begnügte sich aber mit der Erwerbung des vorgenannten Amthauses und überließ dasselbe seinem Nachfolger Bausewein in einem sehr heruntergekommenen Zustand. Erst im Jahre 1876 gelangte Kirchschönbach zu einem neuen Pfarrhaus. Dasselbe ist in allen seinen Theilen ein Muster guten Geschmackes und sehr zweckmäßiger innerer Eintheilung.

Vor drei Jahren kam aber auch eine schöne neue Kirche zu Stande. Damit ist nun einem lan gefühlten Bedürfniß abgeholfen. Jetzt kann der Ort auf seine Kirche und sein Pfarrhaus stolz sein. In Anbetracht, daß seit neuester Zeit das Schloß in den Besitz eines hohen Herrn übergegangen ist, der dasselbe bereits neu einrichten ließ und nun auch im Begriffe steht, den Schloßgarten wieder so in Blüthe zu bringen, wie es dieser reizende Edelsitz mit der prächtigen Aussicht auf den alten Steigerwald wirklich verdient, — in Anbetracht all dieser Veränderungen werden wir gestehen müssen, daß sich Kirchschönbach rein verjüngt hat und in weitem Umkreis kein Ort zu finden sein wird, wo in einer kurzen Spanne Zeit so viel zur Ortsverschönerung geschehen ist.

Das frühere Forstamt Kirchschönbach.

Nach eingetretener Säkularisation der Klöster und geistlichen Fürstenthümer wurde von der damaligen churfürstlich bayerischen Landesdirektion Würzburg in Kirchschönbach eine Oberförsterei-Administration errichtet und derselben das Schloß als Amts- und Dienstwohnung zugewiesen. Zum Administrator ernannte man einen ganz jungen Mann, der kaum erst die Schulen verlassen, mit Namen Sündermaler. Da er sich diesem Posten nicht gewachsen glaubte, wollte er die Stelle nicht annehmen. Er mußte erst durch seinen Vater, der ihm die Stelle verschafft hatte, mit Gewalt dazu gezwungen werden. In

Folge der eingetretenen Territorialveränderungen war aus der churfürstlichen Forstadministration ein großherzogliches Forst-Amt und aus dem Administrator ein Forstmeister geworden. 1810 finden wir dieses Amt noch in Kirchschönbach, im darauffolgenden Jahre aber schon in Sommerach, wenn auch noch unter den alten Namen „Forstamt Kirchschönbach“. — Zu selbem gehörten die Reviere: Alberhofen, Großlangheim, Neupelsdorf, Röthlein, Kirchschönbach, Oberschwarzach und Schlüsselfeld. Als Amtsgehilfe fungirte in Sommerach längere Zeit der durch seine schriftstellerische Thätigkeit bekannt gewordene D. Ernst Müller. Dieser Müller hat später den Forstdienst quittirt und erhielt den Titel eines Forstmeisters. Er gründete eine Steingutfabrik in Damm bei Aschaffenburg. Auch war er lange Deputirter in der bayerischen Kammer der Abgeordneten, wurde als solcher in die wichtigsten Gesetzgebungsausschüsse gewählt, und begleitete viele Jahre hindurch das Amt eines Forstreferenten in der Kammer. Im Jahre 1816 ging aus dem Forstamt Kirchschönbach das Forstamt Gerolzhofen hervor, das bei eingetretener Organisation mit Mainberg vereinigt wurde. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird bald das Glöcklein der Zeit auch diesem Amte seine Auflösung verkünden, un dwerden dann die Waldungen wieder die Bevormundung verlieren, welche sie im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Bildung des k. Forstamts Kirchschönbach erhalten hatten.

Das Revier Kirchschönbach besteht schon lange nicht mehr. Es befindet sich jetzt im Orte nur mehr ein k. Förster, dessen Aufsicht der 498 Tagwerk große ehemalige Ilmbacher Klosterwald anvertraut ist. Er ist die Perle des Forstamtsbezirks Mainberg und zeigt deutlich, daß ihm das Kloster die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ. Wer ein Freund schöner Laubwälder ist, und über ein paar Stunden zu verfügen hat, der sollte nicht versäumen, diesem prächtigen mit alten Eichen durchstellten Hochwaldbestand, der zum Revier Oberschwarzach gehört, einen Besuch abzustatten. Man sieht hier den Nor-

maltypus des Steigerwaldes. Herr Förster Braun ist gerne bereit, jegliche Auskunft zu gewähren und setzt seinen Stolz darein, jedem anständigen Besucher seine Waldbraut vorzustellen.

Altenschönbach.

Es war in den herrlichen Oktobertagen des Jahres 1876, als wir Abends auf dem Rückwege eines Ausfluges durch Siegendorf gekommen waren, und von Altenschönbach her den röthlich in das Halbdunkel hinausblitzenden Schimmer flammender Kerzen bemerkten. Es waren nämlich dort bei eintretender Dunkelheit die hell strahlenden Sabathlichter in den jüdischen Häusern angezündet worden. Auch fanden sich im Orte vor denselben kleine Bretterhütten errichtet, die unzweifelhaft andeuteten, daß heute das Laubhüttenfest gefeiert wurde. Bei den Juden, die noch an ihren alten Gebräuchen hängen, ist dieses das Dankfest für die vollendete Obst- und Weinernte und geschieht auch zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten auf dem Zuge durch die Wüste. Hat durch den Fortschritt der Aufklärung das Laubhüttenfest mancherorts viel von seinem poetischen Zauber eingebüßt: um den Steigerwald besteht es noch heute fort in althergebrachter Weise.

Schon im Jahre 1717 bestand in Altenschönbach eine Judenschule. Aber erst 1842 wurde die jetzige Synagoge gebaut, deren Kosten sich auf 6000 fl. beliefen. In der westlichen Hälfte derselben hat der israelitische Religionslehrer seine Wohnung und ein Schulzimmer. Das Reinigungsbad für die jüdischen Weiber befindet sich im Hause Nro. 31 und besteht in einer Grube mit Kessel, wozu 6 Staffeln führen, mit Fallthüre bedeckt. Oben nebenan ist ein anderer Kessel angebracht, um das Wasser heiß zu machen und in einer Röhre hinab zu leiten.

Die zum öffentlichen Gebrauche bestimmte, nunmehr aber schon lange eingegangene Badanstalt befand sich im Hause

Nr. 78. Sie war herrschaftliches Eigenthum, es wurde dieses Haus 1726 mit dem Holz des alten Schafhauses aufgebaut. Es ist dieses das nämliche Schafhaus, in welchem einem Zigeuner am 27. November 1716 ein Sohn geboren wurde, wozu er als Gevatter den Herrn Grafen von Rüdenhausen, den von Castell, den Prälaten von Ebrach und neben solchen den Schultheißen Römer und Wirth Göbel von hier gebeten hatte. Die Ersten haben nicht angenommen, auch Niemand geschickt unter der Excüse, sie wären mehrmal von solchen Zigeunern hinter das Licht geführt worden. Die zwei letztern aber waren bei der Tauf.

Die Erbschenke (Schenkstatt), nun Vogel'sche Bierbrauerei und Wirthschaftsanwesen, war früher ebenfalls herrschaftliches Eigenthum. 1599 hatte es Schultheiß Sambach inne, 1658 finden wir einen Wirth Barthel Stahl darauf, der zugleich Gerichtsperson war. Dieser verkaufte die Erbschenke an Heinrich Kraus aus Eichfeld. 1602 erscheint als Käufer der bisherige Bräumeister, der eine Stunde von Meiningen zu Hause war. Laut Brief von 1717 kauft es Georg Göbel und von diesem 1737 Andreas Schneider. Nun erhielt es der Seckel-Jud von Prichsenstadt um 682 fl., der es wieder an Johann Hauck verkaufte. Darauf erwirbt es Michael Neubert, ein Metzger aus Mönchsontheim (1746—1764). Dieser Neubert wurde 1753 der Tödtung eines Menschen für schuldig befunden. Als Strafe mußte er 50 Thaler erlegen, die zu einem frommen Zweck, nemlich zum Kirchenbau verwendet wurden. Die Wittwe des Neubert heirathete einen Wirthssohn, Namens Pflüger aus Walsdorf, der ein Bruder des damaligen Pfarrers war. Nun finden wir einmal, daß ein Sohn das väterliche Anwesen übernahm. Bald ging es aber wieder in fremde Hände über, an einen Ferdinand Schuster aus Buchbrunn. In dem strengen Winter 1829 brannten die Gebäulichkeiten ab. Darauf kaufte laut Protokoll vom 26. Oktober 1832 Friedrich Vogel aus Füttersee das Wirthschaftsgut mit der Brau- und Backgerechtigkeit und den neuen Gebäulichkeiten,

darunter drei Keller um 8900 fl. Der gegenwärtige Besitzer Friedrich Vogel ist ein Sohn des Vorgenannten. An diesem in der ganzen Gegend wohl bekannten Anwesen wollten wir geschichtlich darzustellen versuchen, wie schnell der Besitz wechselt. Es ist ein wahres Mirakel, wenn ein Haus oder Anwesen länger als 50 Jahre sich in einer Familie forterbt.

In der eben bezeichneten alten Erbschenke entfaltet Altenschönbach seinen Glanzpunkt am Kirchweihfeste, das auf den ersten Sonntag im Monat September fällt. Die schönen großen Räumlichkeiten, der prächtige Tanzsaal, die renommirte Wirthschaft und die Beliebtheit der Wirthsleute überhaupt üben eine so große Anziehungskraft aus, daß unter allen Orten um den Steigerwald die Altenschönbacher Kirchweih die besuchteste und großartigste ist. Wenn am zweiten Tage sich die Gäste von Ebrach, Wiesentheid, Prichsenstadt, Castell und Rüdenhausen einstellen, sind jedesmal alle Zimmer schon überfüllt. Es muß ein weiteres aufgeschlossen werden. Hier erscheinen dann der Landrichter, der Gerichtsschreiber, der Notar, der Pfarrer, der Kaplan, der Doktor, die Oberförster, Förster und Forstamts-Assistenten, die in Ebrach auf Kommando liegenden Offiziere und andere königliche oder gräfliche Beamten mit ihren Angehörigen und vergnügen sich, während die jüngere tanzlustige Welt ihrer besonderen Belustigung nachgeht, mit einem saftigen Entlein und Hühnlein, oder auch mit Bratwürsten und Schweinsknöcheln nebst obligatem Sauerkraut und Ganspfeffer*). Dabei unterlassen die Herrn nicht, das Zimmer mit großen Rauchwolken anzufüllen und dem Bierkrug fleißig zuzusprechen, ungeachtet sie von der wehmüthigen Idee erfüllt sind, als hätte der Wirth im Complott mit seinem schwäbischen Bräumeister vor beginnender Festzeit manch schweres Schaff Wasser in den Keller hinabschleppen lassen zu des Trunkes Verviel-

---

*) Auf „Erbes" wird verzichtet, seit der Erbsenkäfer dem Menschen in der Verspeisung zuvorkommt und männiglichen überläßt, ihn selbst mit der leeren Hülse aufzuzehren.

fältigung. Der anständige Ton, welcher sich überall auf den Kirchweihfesten um den Steigerwald geltend macht, herrscht auch auf der Altenschönbacher. Es können hier selbst die schnauzbärtigen Sicherheitsorgane ungestört die Kirchweihfreuden mitgenießen. Man hört fast nie von einem Streit. Deßhalb gestalten sich aber auch diese Tage zu wirklichen Volksfesten, und allgemeines Bedauern herrscht, wenn am vierten Tage von den braven Kirchweihmusikanten, die alle vom Orte selbst sind, die große Baßgeige wieder aus dem Wirthshaus heimgeschafft wird.

Nach dieser Betrachtung muß sich nun der freundliche Leser mit uns in Gedanken auf ein paar Hundert Jahre zurückversetzen, um zu sehen, wie sich die Menschen durch ihre eigene Schuld das Leben oft recht verbittert haben. Insbesondere gilt dieß von der Unduldsamkeit in Religionssachen. So wollten die Altenschönbacher nicht leiden, daß Prozessionen von Wiesentheid und Oberschwarzach durch ihren Ort gingen. Der Durchzug mußte also erzwungen werden. In solchen Fällen glich die Prozession eher einem Kriegszug als einer friedlichen Wallfahrt. Es gehörte kein geringer Grad von persönlichem Muth dazu, eine solche mit zu machen. Die beiderseitigen Vögte, nämlich der Fuchs'sche von Wiesentheid und der Crailsheim'sche von Altenschönbach, waren natürlich die Ersten auf dem Platze. Sie waren meist beritten, wenn sie wie ein paar Kampfhähne auf einander geriethen. 1656 war sogar einmal eine Kette über den Weg gespannt worden, das Durchpassiren einer Wallfahrt zu verhindern. Wie gewöhnlich kam es dann gegenseitig zu gemeinen Schimpfereien. Die Oberschwarzacher, welche in diesem Fall der wallfahrende Theil und sogar vom bischöflichen Amtskeller ihres Ortes beschützt waren, beseitigten das erwähnte Hinderniß und kamen dann glücklich durch das Dorf.

Bedenkliche Händel hatten die v. Crailsheim als Herrn von Altenschönbach und dem Castrum Rödelsee mit dem Hochstift Würzburg wegen der Stollgebühren und Pfarrechte in

Rödelsee. Der 66 Jahre alte Pfarrer Faber von Altenschönbach wurde in dieser Zeit zu Oberschwarzach, wohin er sich Geschäfte halber begeben hatte, von den Bischöflichen gefangen und in einen Thurm gesetzt. Nach drei Wochen gelang es ihm, daraus zu entwischen, sonst würde er wohl noch länger haben sitzen müssen. Bei diesen Streitigkeiten (1737—1740) ließ das Hochstift einmal zur Nachtzeit mit gewaffneter Mannschaft den auf sieben Morgen Schloßfeldern abgeschnittenen Haber auf Rödelsee'r Markung wegnehmen. Auf die unter Assistenz der Reichsritterschaft des Cantons vorgebrachte Beschwerde Crailsheim's contra Würzburg erkannte das Reichskammergericht d. d. Wien 5. Dezember 1738 dahin, daß bei Poen und Ungnade fünf Mark löthigen Goldes das Hochstift Würzburg halb in die kaiserliche Kammer und halb dem v. Crailsheim zu bezahlen, die gewaltthätige Abnehmung des Habers zu restituiren und dem Pfarrer seine zu Oberschwarzach hinterlassenen Effekten und Kleidungsstücke sammt allen den verursachten Schäden und Unkosten zu ersetzen, der Bischof selbst aber sich aller weitern Gewalt und Arrestverhängung zu enthalten habe. Sodann wurde auch das bischöfliche Mandat, nach welchem der Rödelsee'r Pfarrer die jura stolae vom Castrum beziehen soll, hiemit abgeschlagen.

Eine merkwürdige Untersuchung wurde im Jahre 1741 geführt wegen einer Schätzgräberei. Andreas Auffinger, ein Complice des in Castell inhaftirten Rehweilerer Buchdruckers Groot, bekannte am 20. Oktober, daß er von einem Schatzgrabungsbuch wisse, das dem Steinhauer Stahl zu Abtswind von einem Mann aus Lohr überbracht worden sei. Sie wären zu dritt nach München zum Johann Antonius Molitor gegangen, welcher mit solchem Buch die Geister bannen, verborgen Geld aus dem Wasser und Erde beibringen wollen; weil das Buch nicht das rechte gewesen, habe er Dr. Faust's magiam naturalem verlangt. Der Lohrer habe solches aufgetrieben. Auch der Färber Ziegler von Abtswind, Metzger Bernhard von Rüdenhausen und der Sandmüller zu Kleinlang-

heim und 4 Personen zu Ansbach hätten mit dergleichen Händel zu thun gehabt. Stahl soll zweimal in München gewesen sein; er selbst (Auffinger) habe zur Reise vom Sandmüller einen Thaler und vom Metzger 1½ fl. bekommen. So die alten Aufzeichnungen. Etwas Näheres findet sich darüber nicht.

Ungemein viel hatte Altenschönbach selbst nach dem Schwedenkrieg noch durch feindliche Einfälle und Einquartirungen zu leiden. Es waren oft sämmtliche Anspannbesitzer von den Soldaten mit fortgenommen worden, um die Bagage weiter zu schaffen, Heu und Stroh für die Armee zusammen zu führen, die Kriegsspitäler von einem Ort zum andern zu bringen und dergleichen mehr. Wenn nun noch dazu kam, daß die Weiber das Vieh in die Waldungen geflüchtet hatten, so bestand die im Orte zurückgebliebene Bevölkerung fast nur aus Kindern und Greisen. Häufig erschienen auch Werbeoffiziere, Soldaten zu erpressen.

Alle möglichen Kriegsvölker waren außer deutschen Truppen hier schon einquartirt: Dänen, Kroaten, Russen und Franzosen. Im Jahre 1799 hatte Altenschönbach allein eine Kriegssteuer von 534 fl. 36 kr. in klingender Münze zu bezahlen.

Es würde zu weitläufig werden, auf Einzelheiten einzugehen, daher wir die Kriegscalamitäten, von denen Altenschönbach betroffen war, nur im Allgemeinen andeuten konnten.

Als die ältesten Besitzer von Altenschönbach werden 1440 die Herren von Thünfelt bekannt, welchen auch die Burg Illenbach und sonst viele Besitzungen gehörten. Diesen folgten die Herren v. Esel. 1543 am Samstag nach dem hl. Auffahrtstage wurde Altenschönbach an Wolfen v. Crailsheim zu Mainsundheim, Amtmann zu Kitzingen, Stephansberg und Mainbernheim verkauft. Er ist in Wiesentheid den 16. Febr. 1556 selig in Gott verschieden, wie uns die Inschrift seines Epitaphiums in der Kirche von Kitzingen besagt.

Georg Wolf v. Crailsheim und dessen Sohn Hans Sigmund nahmen Bauten an der Burg vor und wohnten mit ihren Frauen auch hier. Seit dem dreißigjährigen Krieg hielt

sich kein Glied der Familie mehr ständig hier auf. Daher hausten im Schlosse nur die Vögte, Amtsleute und Patrimonialrichter. Von denselben ist am bemerkenswerthesten Georg Ludwig Pfordt. Seine Gattin Magdalena Susanna geb. Schmied, Raths- und Beamtenstochter aus Jochberg gebar ihm 2 Töchter und 3 Söhne dahier, unter letztern Heinrich Ludwig, den Vater Sr. Excellenz des Herrn Staatsraths Freiherrn Ludwig von der Pfordten, früheren Ministerpräsidenten und Staatsministers des bayerischen Königshauses und des Auswärtigen. Von den erwähnten beiden Töchtern trat den 25. Februar 1779 Johanna Elisabeth in Ehe mit dem damaligen Pfarrer Johann Christoph Wiesinger von Altenschönbach. Amtmann Georg Ludwig Pfordt, dessen Sohn Heinrich Ludwig Landrichter in Burgebrach und Cadolzburg wurde, stiftete am Kirchweihfeste 1784 vor seinem Abzug nach Sommersdorf zwei F-Hörner.

Bei dem Trauergeläute für die Königin Therese im Jahre 1854 wurde die große Glocke gänzlich unbrauchbar. Durch Befürwortung Sr. Excellenz des Herrn Ministerpräsidenten von der Pfordten erhielt die Gemeinde von König Ludwig I. zur Anschaffung einer neuen Glocke den Betrag von 200 fl.

Im Jahre 1732 kamen die Salzburger auf 3 Parthien durch Franken. Mit der einen derselben haben wir es nun in Folgendem zu thun. Folgende Marschordre war für den 11. August getroffen: 200 Mann von Mörlbach auf 6 Wägen nach Marktbreit, 200 von Uffenheim mit 9 Wägen nach Mainbernheim, 200 von Uffenheim auf Sickershausen und Michelfeld, 200 mit 8 Wägen von Martinsheim und Langensteinach nach Uffenheim, 130 von Uttenhofen mit 8 Wägen auf Rödelsee und Fröhstockheim; für den 12. August: 200 Mann von Obernbreit mit 6 Wägen auf Rüdenhausen, Castell und Greuth, 200 von Mainbernheim mit 8 Wägen auf Prichsenstadt, 200 von Sickershausen mit 4 Wägen auf Abtswind und unter die Rüdenhäuser und Casteller Unterthanen, sowie Wiesenbronn, 130 von Rödelsee mit 8 Wägen auf Altenschönbach, Bimbach,

Brünnau und Neuhof. In Betreff der letztern war von Seite C. L. Costenhöffer d. d. Mainbernheim 11. August 1732 folgendes Schreiben ergangen:

„Die löblichen Gemeinen zu Rödelsee und Fröhstockheim „sollen ihre im Quartier habenden Salzburger Morgen „weiter auf Altenschönbach, Bimbach, Brünnau und Neu-„hof führen, die nöthige Vorspann geben, und einen „Boten vorausschicken, obgedachten Dörfern solches wis-„send zu thun."

Der gräflich Fuchs'sche Verwalter zu Bimbach verbot deren Aufnahme. Es entschlossen sich daher die Altenschönbacher, auch die für Bimbach bestimmten noch aufzunehmen. Der Beamte Schmid und Pfarrer Schaudig sind mit der Schul- und Dorfsgemeinde in geziemender Ordnung den am Kirchschönbacher Weg sich befundenen Emigranten entgegen gegangen, woselbst sie mit einer von dem gedachten Herrn Pfarrer gehaltenen Bewillkommungsrede empfangen und unter Läutung der Glocken durch das Dorf in die Kirche geführt, und daselbst eine kurze Predigt und Gottesdienst gehalten worden. Nach solchen sind die Emigranten unter sämmtliche Einwohner vertheilet worden und haben Herr Kammerjunker von Crailsheim zu Rödelsee, welche sich eben hier in Altenschönbach befanden, 15 Personen über Nacht behalten und diese gleich den andern Unterthanen mit Speis und Trank versorgt. Andern Tags wurde wiederum Gottesdienst gehalten und haben 25 Emigranten nach abgelegter Beicht das heil. Abendmahl empfangen. Nach vollbrachtem Gottesdienst und darauf eingenommenem Frühstück sind diese Leute unter abermaliger Läutung der Glocken und einer vom Pfarrer gehaltenen Abschiedsrede vor das Dorf hinausbegleitet und mit dem nöthigen Vorspann nach Gochsheim versehen worden. Am selben Tage waren zu Prichsenstadt 200 Köpfe zur Repartition gekommen, und man erbot sich dort, die übrigen für Bimbach bestimmten Emigranten, welche in Altenschönbach keine Verpflegung finden könnten, mit allem Willen und Freundschaft aufzunehmen.

Dieser Einladung mögen etwa 24 gefolgt sein.

Die Kirche gehört zu den gewöhnlichen alten, trägt keinen bestimmten Baustyl und enthält viele alte crailsheim'sche Grabdenkmale. Sie wird wohl um 1400 von den v. Thünfeld erbaut worden sein.

Von der alten Burg bestanden bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Außenwerke und Gräben. Erst 1847 wurde der Schloßsee, in welchem das Castell mitten inne war, und wozu man nur durch ein Thor und zwei Zugbrücken gelangen konnte, trocken gelegt. Unmittelbar um das Dorf zogen sich 8 und weiterhin noch 4 Weiher — wahrscheinlich zur Befestigung — her. Man mußte also 3 Werke nehmen und 4 Wasser überschreiten, bis man an das Herrenhaus kam.

Kurz vor dem Jahre 1848 wurde der Frontbau des alten Schlosses abgebrochen und der gegenwärtige Neubau aufgeführt, der bestimmt schien, dem damaligen Patrimonialrichter Dr. Johann Siegmund Meyer als Wohnung zu dienen. Hiezu ist es aber nicht mehr gekommen, da im genannten Jahr dieses Amt aufgelöst wurde.

Eine Räuberfamilie.

„Wir sind uns'rer sechs und dreißig
Bei Nacht sind wir fleißig,
Bei Tag schau'n wir zum Fenster 'raus
Und lachen die Gendarmen aus."

So lautete die im Volksmunde gehende Devise von einer aus Italien stammenden Gypser-Familie, die sich im Steigerwald niedergelassen hatte und Bory hieß. Es waren gewandte Leute, welche es verstanden, aus einer weichen Masse von Gyps und Kalk an Decken, Wänden und Gesimsen der Häuser Verzierungen anzubringen. Da diese Kunst aus Italien stammte, und den deutschen Arbeitern noch unbekannt war, so hatten die Bory ein schönes Geschäft. Als aber die Stukkaturarbeiten

aus der Mode kamen, und die Fertigung von Gypsfiguren sich als ein wenig lukratives Geschäft erwies, griffen sie bald zu unrechten Mitteln.

Sie waren gut zu leben gewöhnt und von dem festen Willen beseelt, sich hinfür nichts abgehen zu lassen. Wo sie etwas habhaft werden konnten, hießen sie es mitgehen; man merkte deutlich, daß das Gypsergeschäft die Nebensache, das Stehlen der Hauptzweck ihrer Thätigkeit war. Diese Familie wurde um so gefährlicher, als sie sich stark vermehrte. Ein Johann Georg Bory, der in Mitte des vorigen Jahrhunderts in Geusfeld geboren war, ist der Vater des Sebastian Bory geworden. Dieser am 6. Februar 1780 geborne Sebastian Bory hatte sich in Schönaich häuslich niedergelassen und mit seinem Weibe acht Kinder erzeugt, die körperlich vortrefflich gediehen und getreulich in die Fußstapfen der Eltern traten. Es waren 3 Söhne und 5 Töchter: Therese, Ferdinand, Karl, Margaretha, Anna, Katharina, Ursula und Johann. Mit Ausnahme des Letzteren, der ein Handwerk erlernte und in die Fremde ging, war die ganze Familie dem Rauben und Stehlen ergeben. Namentlich wurden sie der Schrecken der Hausirhandel treibenden Juden, wenn sich dieselben ihre Sicherheit nicht mit Geld erkauft hatten.

Uebrigens waren die Bory doch zu gute Nachbarn, sich in ihrer nächsten Umgebung an fremdem Eigenthum zu vergreifen. Desto fleißiger besuchten sie entferntere Orte und standen in Cartel mit der Bande vom Kochlöffel. Das Ei unter der Henne, die Gans im Stall, das Fleisch im Schlot, der Opferstock in der Kirche, nichts blieb sicher vor ihren räuberischen Händen. Dabei waren die Bory keine gewöhnlichen Diebe, die nur heimlich etwas zu erhaschen suchten, — es waren Räuber, die nächtlicher Weile da und dort mit geschwärzten Gesichtern einbrachen, und den Leuten mit Gewalt Geld und Geldeswerth erpreßten.

Vortrefflich verstanden sie es, die gestohlenen oder erbeuteten Gegenstände in Sicherheit zu bringen. Da und dort traf

man im Walde auf Stellen, wo sie nächtlicher Weile ein Feuer aufgeschürt und sich gelagert hatten. Dazu gab's der Hehler für sie in Menge. Zu Hause ward nichts Verdächtiges aufbewahrt. Die benachbarte Hecke diente zur Speisekammer. Sie barg da und dort ein schön geräuchertes Schinkenstück.

An Wein fehlte es ihnen nie. Als die treue Ehehälfte des Sebastian Bory, die Mutter so vieler hoffnungsvoller Kinder, das Zeitliche gesegnet hatte, und der Sarg in's Haus verbracht worden war, erhielt der Ueberbringer prompt die Bezahlung hiefür und noch dazu ein splendides Douceur. Es wurde ihm so viel Wein zu trinken aufgenöthigt, daß er sich mit seinem leeren Schubkarren fast nicht mehr nach Kirchschönbach heimfand. So lange es die Bory nicht an der nöthigen Vorsicht fehlen ließen, florirte das Geschäft. Wohl wanderte der eine oder andere abwechslungsweise in die Frohnfeste nach Rüdenhausen oder Gerolzhofen. Ein Kinderspiel wars, daraus zu entkommen. Zum Schrecken des Gerichtsdieners stand oft die Keuche leer, wo ein Bory hätte sitzen sollen. Schlimmer wars im Arbeitshaus, da mußte meist ausgehalten werden. Als ein Bory einst aus selbigem entlassen war, einen Beutel voll Geld mit herausgebracht und in Kirchschönbach einen größern Brodvorrath eingekauft hatte, ließ er beim Bäcker aus Unachtsamkeit die gefüllte Börse zurück. Der Sohn des Bäckers, welcher sie ihm nachbrachte, empfing für diese Dienstesleistung einen Gulden.

Ob die Bory auch Wilderer gewesen seien, konnte der Verfasser nicht ermitteln. Sie mögen wohl vorgezogen haben, ihren Fleischbedarf wo andersher sich mit leichterer Mühe zu verschaffen. Wenigstens wissen wir, daß sie einmal einen Geisbock gestohlen, denselben geschlachtet, und das Fleisch eingesalzen haben.

Endlich wars dahin gekommen, die ganze Familie für das Zuchthaus reif zu erkennen. Sie durften sich nirgends mehr blicken lassen. Der Letzte wurde zu Wiesentheid in den 1830er Jahren im Hirschenwirthshaus aufgegriffen. Die Bory wan-

derten mit einander in's Zuchthaus, und aus demselben entlassen nach Amerika aus. Der Gemeinde, die hiezu das Geld vorgestreckt, verblieb das von den Borys besessene Haus. Es wurde dem Erdboden gleich gemacht. Nichts sollte mehr an diese Räuberhöhle erinnern. An dessen Stelle entstand ein Haus, welches sich einige Zeit in dem Besitz eines gewissen Berg befand, der sich selbst Georg Peter von Berg schrieb und darauf eine Wirthschaft ausübte. Dieses Wirthshaus gehört jetzt der Gemeinde und ist von solcher verpachtet.

Siegendorf und Schönaich.

Das Filialkirchdorf Siegendorf gehörte in alten Zeiten verschiedenen Herren, bis endlich das Kloster Ebrach durch Kauf der einzelnen Theile die alleinige Dorfsherrschaft von Siegendorf wurde. Dieses Kloster, welches sich Barmherzigkeit zum Grundsatz gemacht hatte, gab in Mißjahren den unvermögenden Unterthanen die Früchte allzeit um einen weit niedrigeren Preis, als sie in der Nachbarschaft verkauft wurden, und sah alsdann mit der Zahlung so lange nach, bis sich die Leute wieder etwas erholt hatten, schenkte auch immerhin den Unvermögendsten alle geborgten Früchte, wenn sie durch ein Armuthszeugniß ihre Dürftigkeit nachweisen konnten und sonst in dem Rufe guter Haushälter standen.

Unweit Schönaich steht auf der Höhe nach Ebrach zu ein Steindenkmal mit einer Sichel als Erinnerung an den schwarzen Tod. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ging nämlich ein furchtbares Sterben durch das Land. Oft sah man den Mann das Weib, die Eltern die Kinder verlassen. Ein Sarg barg häufig den Mann und das Weib, den Vater und Sohn oder 2 und 3 Kinder. Die Bebauung der Felder hörte zum großen Theil auf und sogar das Vieh war sich selbst überlassen worden und irrte auf den Feldern umher. Niemals hatte man je eine so furchtbare Sterblichkeit gesehen. Der von

dieser Krankheit befallene Mensch war sicher am dritten Tage todt. Die Zeitgenossen nahmen an, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechtes gestorben sei. Zum mindesten dürfen wir den vierten Theil nehmen. Es ist eine Rechnung vorhanden, wornach blos in den Klöstern des hl. Franz Assisi 124434 Pestopfer gezählt wurden.

Aus den vielen Beschreibungen läßt sich schließen, daß es die orientalische Pest mit besonders hervortretender Entwicklung der Pestbeulen und einer schnell in Brand übergehenden Lungenentzündung war. Zu den wenigen Erinnerungszeichen, die sich aus dieser schrecklichen Zeit bis auf unsere Tage erhalten haben, gehört das obenerwähnte Steindenkmal. Nachdem die Pest verschwunden war, kehrte durch einige reich gesegnete Jahre, sowie durch auffallende Fruchtbarkeit der Frauen Wohlstand und Bevölkerung in die Dörfer.

Die Anwesensbesitzer von Schönaich sind alle wohlhabend durch den jährlichen Holzverkauf, aus ihren Waldungen. Sie sind sämmtlich Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins. Deßhalb gehören auch die landwirthschaftlichen Versammlungen, welche öfters in Siegendorf abgehalten werden — wohin Schönaich in die Gemeinde gehört — zu den besuchtesten der Gegend. Der dortige Bürgermeister Müller, welcher ein sehr gebildeter Landwirth ist, weiß diese Versammlungen durch interessante Mittheilungen zu beleben, und sorgt auch stets für eine würdige Ausstattung des Lokals mit Früchten und Insignien der Landwirthschaft. Nicht selten schließt dann eine solche Versammlung Abends mit einem Ball ab, — an dem auch die anwesenden Honoratioren mit den Siegendorfer Schönheiten ein Tänzchen zu machen pflegen.

Gerolzhofen.

Die Stadt Gerolzhofen liegt in Mitte jener reich gesegneten Gegend, die unter dem Namen „Gerolzhofer Gau" be-

kannt genug ist. Außerhalb des Ortes an der Würzburger Straße steht ein etwa sieben Fuß hoher steinerner Pfeiler. Das ist der Wetterstein, über den sich alle Gewitter brechen. In der That leidet die Gerolzhofer Flurmarkung fast nie an Wetterschäden, und machen deßhalb die Herrn Agenten, welche auf Hagelversicherungen spekuliren, dort gar schlechte Geschäfte. Des Orts wird schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts gedacht, und hatten das Stift Fulda, sowie verschiedene Adelige daselbst Besitzungen, unter andern die Herrn von Fuchs ein Burggut (Fuchshof), welches an die Echter und im vorigen Jahrhundert an Würzburg gelangte.

Als Würzburgs Bürgerschaft wegen Verletzung ihrer Privilegien im Jahre 1397 mit Bischof Gerhard in Hader gerieth, und dieser die gesammte Ritterschaft des Stiftes zum Bündniß wider die Unbotmäßigen aufforderte, da erließ Würzburgs Bürgerschaft und Rath auch seinerseits ein Rundschreiben an die Städte, und beraumte einen Tag in Schweinfurt an, welchen auch Gerolzhofen beschickte und sich zu Schutz und Trutz mit Würzburg und zehn andern Städten des Stifts verband. Gerhard rückte nun mit großer Gewalt zu Fuß und zu Roß vor Gerolzhofen, mußte aber nach langer vergeblicher Belagerung abziehen, wie er gekommen war. Kurz zuvor waren die Mauern fertig geworden, mit denen sich die Stadt umgeben hatte. Kein Wunder, wenn die Bürgerschaft ob dieses Erfolges stolz auf ihren Ort wurde, hatten sich doch die angelegten Befestigungen bestens erprobt und waren während der Belagerung die Edlen Michael v. Sauensheim und Weyprecht Thanner des bischöflichen Heeres von der Bürgerschaft gefangen genommen worden.

Schlimmer ergings der Stadt im Jahre 1552. Niemals erlebte Gerolzhofen je wieder so üble Pfingstfeiertage. Markgraf Albrecht Alcibiades, welcher schon einmal die Drohung ausgestoßen hatte, zu sengen und zu brennen, daß den Engeln im Himmel die Füße warm werden sollten, hatte nach dem Passauer Vertragsabschluß auf seine eigene Faust den Krieg

gegen die Bisthümer Bamberg und Würzburg fortgesetzt, und die Reichsstände bei Pommersfelden geschlagen. Es galt jetzt Gerolzhofen zu nehmen.

Schon rückten die Schwadronen vor, wurden aber von den Hackenschützen der Stadt noch zurückgewiesen. Als jedoch der Markgraf seine Mannen geordnet, die Stückbüchsen gegen die Mauern gerichtet und die Stadt mit einem Hagel von Kugeln überschüttet hatte, war sie bald eingenommen. Das Geschrei der Stürmenden, das Heulen der Glocken, das Jammern und Wehklagen der Frauen und Kinder, das Krachen der Stückbüchsen und Hackenrohre hatte die Luft erzitternd gemacht.

Um 7000 Thaler und später noch einmal um 10000 fl. war die Stadt gebrandschatzt worden. Hans Müller, Tuchscheerer, Hans Schaup, Burkard Stademann und Georg Wassermann, alle des Rathes daselbsten, schleppte man als Geißeln mit fort. Der Wachsamkeit des Profoßen Hans v. Kemnitz anvertraut, wurden sie zu Schweinfurt in Peter Junghansens Behausung auf dem Fischerrain einquartiert.

Im darauffolgenden Jahre lagen die Reichsstände zu Geralzhofen und faßten hier den Beschluß, daß Schweinfurt niedergebrannt werden solle. Dazu kam's auch. Als der Markgraf von Schweinfurt abgezogen war, drangen zugleich mit den reichsständischen Truppen eine Menge Landvolk in die Stadt ein. Da gab's nun nach dem Kriegsrecht jener Zeit genug Plünderung und Mordbrennerei. Weiber und Kinder wurden ausgetrieben, sogar schwangere Frauen aus der Stadt verjagt, und „was am Tod" vor die Thore auf die Erde geleget. Die Verheerung war eine vollständige gewesen. Selbst die Gräber waren geöffnet und ausgeraubt worden. Schweinfurt brannte zur Ruine aus, und nichts blieb den Einwohnern, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten. Solch erschreckliches Schicksal hatte eine Stadt betroffen, mit welcher Gerolzhofen, wie aus Nachstehendem ersichtlich ist, von jeher in freundlichstem Verkehr gestanden war. Als im Jahre 1453 ein Herr v. Schwarzenberg

wegen eines Streithandels zwischen zwei Juden Schweinfurt Fehde angekündet hatte, bedurfte es nur einiger Zeilen des Rathes dieser Stadt an jenen von Gerolzhofen, dem genannten Ritter keinen Vorschub zu leisten.

Einige Jahre später hatte Conz von Gerolzhofen mehrere Schweinfurter Bürger auf des Reiches Straßen gefangen genommen. Nach einer in äußerst höflicher Form erhobenen Beschwerde Schweinfurts war der Streithandel zwischen beiden Städten, der den Besitz eines alten Hauses betraf, bald beigelegt.

Während der Reformationszeit hatten auch in Gerolzhofen eine Menge Einwohner, darunter die zwei Bürgermeister und Viele des Rathes daselbsten die Messe fallen lassen und waren protestantisch geworden. Ein Jakob Pfeffer, der schon in Zeilitzheim und Volkach mit Erfolg lutherisch gepredigt hatte, verkündigte nun auch in Gerolzhofen unter großem Zulauf die neue Lehre. Selbst in Schallfeld und andern Ortschaften hielt er Betstunden ab. So hatte auch bald auf dem Lande die neue Lehre viele Anhänger gefunden, und waren die meisten Einwohner lutherisch geworden. Dem wachsamen Auge des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, der unermüdet war, die fast im größten Theile seines Stiftes verbreitete neue Lehre zu verdrängen, konnte es nicht entgehen, daß in einem der bedeutendsten und wohlhabendsten Städte seines Stiftes der Protestantismus so rasch Eingang gefunden hatte. Am 2. Juli 1586 kam er selbst in Begleitung des Domherrn Johann Gerwich, Grafen zu Schwarzburg, des Junker Stephan Zobel, Amtmann zu Arnstein, des Erkinger von Pappenheim, des heiligen römischen Reiches Erbmarschall und Amtmann zu Lauda, des Raphael v. Herbelstadt, Dietrich Echter Georg von Wichsenstein, Amtmann zu Schlüsselfeld, des Ludwig v. Marschheim, Marschall und des Jesuiten Gerand nebst andern Hofjunkern und Bedienten hier ein, und ließ den ganzen Stadtrath zusammen rufen. Er erklärte ihm, daß er aus Ursache angekommen sei, in seinem Stift und seinen Städten nur

eine Religion und einen heiligen katholischen Glauben zu haben, und daß er von den Rathsgliedern, die sich einer solchen Religion widersetzten, nun die Ursachen anhören und dann fernere Verfügung treffen wollte.

Die der Augsburger Confession zugethanen Rathsglieder baten hierauf den Fürsten, sie bei ihrer Religion bleiben zu lassen, weil sie in solcher von Jugend auf wären erzogen worden. Allein der Fürst erwiderte, daß er nur Einigkeit und keinen Zwiespalt in der Religion dulde, und daß sich jene erklären sollten, welche die katholische Religion annehmen wollten. Das nämliche ließ er auch der Bürgerschaft und zwar einem Jeden besonders vortragen. Als hierauf einige Bürger erklärten, daß sie ein für allemal bei der Augsburger Confession beharren wollten, so ließ der Fürst auf Samstag den 1. März früh den Stadtrath auf dem Rathhause erscheinen und durch seine Räthe Raphael v. Herbelstadt, Wichsenstein und Stephan Zobel nicht nur die lutherischen Rathsherren ihrer Rathsstellen entsetzen, sondern befahl ihnen auch, Haus und Güter zu verkaufen, und aus dem Stifte hinwegzuziehen, und eben dieses ließ er auch den übrigen lutherischen Bürgern zu wissen thun. Solchem nach wurden sogleich Kaspar Lösch, gewesener Oberbürgermeister, Hans Riel, Unterbürgermeister, Michael Gerber und Johann Eichelmann aus dem Rathe entfernt, und dagegen der alte Vogt Peter Eisen statt des Kaspar Lösch, und Andreas Wahl, Johann Miß und Max Dörs im Rath aufgenommen und am 5. März alle Stadtämter im Rathe als: Bürgermeister, Baumeister, Spitalpfleger, Bethmeister, Mahlmeister, Feldschadenbesichtiger, Wagmeister, Brunnenmeister, Steinsetzer, Siechenmeister rc. auf's neue besetzt. Durch diese Anstalten des Bischofs Julius verlor auf einmal die Stadt Gerolzhofen 75 Bürger und Unterthanen, worunter sich 31 aus der innern Stadt, 17 aus der Spitalvorstadt, 24 aus der Zentvorstadt nebst 3 Hintersassen befanden; unter den Bürgern der innern Stadt befand sich: Melchior Silber, Johann Erselmann, Hans Horneck, Wilhelm

Aguler, Nikolaus Hoffstetter, ferner Hans Buschigel, Sebastian Kneidel, — die größtentheils nach Schweinfurt zogen mit einem Vermögen, von wenigstens 100,000 fl. — Noch verkündigt eine Aufschrift an den vom Bischofe Julius 1600 erbauten Amtshause, jetzt Rentamtsgebäude, die Strenge, mit welcher man gegen die Religionserneuerung auftrat. Nach einer Notiz in der alten Schweinfurter Chronik sollen zu Gerolzhofen die lutherischen Bücher durch den Henker verbrannt worden sein. Einer, der aus Schweinfurt vertrieben worden war, schlug die Trommel dazu.

Im Jahre 1584 schritt durch die Gassen der Stadt, wie weiland der Würgengel durch Egyptenland, die Pest. Sie wüthete von September bis Mai. Fast täglich sind im Sterbematrikel 3—4 Todte verzeichnet. Da mußten Viele von den Liebsten, die sie auf Erden hatten, für immer Abschied nehmen. In Thränen zerflossen umstanden sie die Gräber. Es starben mehr als 300 Personen, darunter 2 Priester.

Eine traurige Berühmtheit hat Gerolzhofen dadurch erreicht, daß im siebzehnten Jahrhundert das Hexenverbrennen hier in größter Blüthe stand. Im Jahre 1616 wurden allein 99 solcher unglücklichen Menschen verbrannt. Das darauffolgende Jahr mußten wiederum 88 solcher Schlachtopfer eines elendiglichen Todes sterben. Fürstbischof Philipp Adolf hatte am 10. Juni 1627 ein allgemeines Mandat wegen Beschlagnahme der Hexengüter erlassen, und waren ehrbare Leute aufgestellt worden, welche die aus den verkauften Gütern hingerichteter Hexen erlösten Gelder einnehmen und Rechnung darüber stellen mußten. Nach den Aussagen der gefolterten Hexen, die theils aus der Stadt selbst, theils aus Schallfeld, Brünnstadt, Rügshofen, Krautheim und Zeilitzheim waren, hätten die Gerolzhofer Druden ihren Tanz auf dem Markte in Gerolzhofen, die Brünnstadter ihren Tanz vor dem Brünnstadter Thor auf dem Wasen, die Zeilitzheimer Druden ihren Tanz unter der Linde bei der Kirche und die Krautheimer den ihrigen in der Nähe der Kirche gehabt. Aus weiteren

Aussagen ging auch hervor, daß die Zeilitzheimer Druden ihren ersten Tanz auf Ostern, den andern um Wallburgis, und den dritten um Pfingsten gehabt hätten. Im Jahre 1619 waren bei dem Centgericht 261 Personen als der Hexerei verdächtig bezeichnet und zur Untersuchung gebracht worden. Erst die Unruhen des 30jährigen Krieges schlossen diese Akten mehr und mehr und die Holzstöße flammten von da nur vereinzelt.

Während des Schwedenkrieges wurde Gerolzhofen besonders in den Jahren von 1631 bis 1635 hart mitgenommen. Da gingen die Contributionen, Brodlieferungen und feindlichen Einfälle nicht aus. Einquartierungen und Mißhandlungen der Bewohner gehörten zur Tagesordnung. Gegen Juni lagen um Gerolzhofen die Gallat'schen Reiter und machten vergebliche Versuche die Mauern zu ersteigen. Anderthalb Tage lang war man beschäftigt, wacker Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich zogen sie ab, steckten aber im Zorn über den mißlungenen Angriff die untere Mühle, Alitzheim, Stockheim und Rügshofen in Brand. Auch die Mittelmühle war angezündet worden, der Thäter wurde aber auf dem Platz erschossen und verbrannte nun in dem Feuer, das er selbst angezündet hatte. Eine Weibsperson von Rügshofen, die sich in einer Scheuer verborgen hatte, kam in den Flammen um. Am 10. Juli 1635 starb Hans Mann, welcher von den „gallatischen" Reitern durch das Achselbein geschossen worden war, als er sich von einem Mauerthurm etwas zu weit hinausgewagt hatte. Die ganze Bürgerschaft betheiligte sich in feierlichem Aufzuge an dem Leichenbegängniß mit Trommel und Pfeifen, mit vollständiger Musik, mit Ober- und Untergewehr.

In demselben Jahre gesellte sich während der Sommermonate zu den Uebeln des Krieges eine entsetzliche Hungersnoth. Ueberall Elend, Hunger, Krankheit und Tod. Dabei gingen starke Einquartierungen nicht aus. Auch von 1638 bis 1640 setzten sich solche fort.

Im Jahre 1479 fand die Einweihung der neuerbauten Pfarrkirche statt, zu welcher 1436 der Grundstein gelegt

worden war; 1497 erfolgte die Erbauung der Johanniskapelle. Nun hören wir lange nichts mehr von Kirchenbauten. Erst im Jahre 1710 wurde die Spitalkirche, 1720 die Gertrudiskapelle und 1736 die Michaels-Kapelle erbaut. Am 5. Nov. 1732 befand sich Fürst Friedrich Karl, Graf v. Schönborn, hier und nahm unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von den Aemtern Gerolzhofen, Oberschwarzach, Schlüsselfeld, Volkach und Klingenberg ein. Im Jahre 1731 war der 1671 in Gerolzhofen geborne Wilhelm Sellner Abt in Ebrach.

Große Viehseuchen herrschten während der Jahre 1732, 1835, 44 und 45. Viele Ortschaften wurden ihres sämmtlichen Viehes beraubt.

Auch eine Münzstätte befand sich schon einmal in Gerolzhofen. Als im Jahre 1407 Bischof Johann I. aus dem Geschlechte der Eglofstein in fünf Städten seines Stiftes Münzstätten einrichten ließ, fehlten auch Gerolzhofen und Volkach nicht. Der geprägten Münzen gab es vier Sorten, nämlich: Heller, Pfennige, Groschen und Turnose. Die Turnose bestanden aus dem feinsten Silber und machten zehn Stück einen Gulden aus. Sie entsprachen so ziemlich unsern 20 Pfennigstücken; die Heller, Pfennige und Groschen aber den Ein- Zwei- und Zehn-Pfennigstücken. Nur war damals das Geld noch sehr rar, und hatte einen vielleicht zwanzigfach höheren Werth als jetzt. Wie aus einer Schallfelder Dorf-Ordnung im Jahre 1578 hervorgeht, zahlte man für einen ganzen Wagen mit neuem Eisen zu beschlagen zwei Gulden. Erlaubte man aber dem Schmied altes Eisen zu verwenden, sogar nur Einen Gulden. Münzmeister war Dietrich von Heidelberg.

Zu den bedeutendsten Wohlthätigkeitsanstalten, die Gerolzhofen besitzt, gehört das Spital. Es wurde im Jahre 1402 von einem Bürger aus Schweinfurt Namens Berthold Rücker und seinem Weib Anna gestiftet, indem er sein in der Stadt liegendes und zuvor von den Zöllnern auf der Hallburg erkauftes Gut also und dergestalt dazu vermachte, daß der Rath

von der Stadt Gerolzhofen für allezeit als Vormünder von solchem Spital diesem vorstehe, und aus seiner Mitte Spitalmeister und Kellner aufstelle und verpflichten solle.

Im Jahre 1616 gab Bischof Julius dem Spitale eine ganz neue Einrichtung. Nur katholische alte preßhafte arme Pfründner aus der Stadt oder dem Amte Gerolzhofen sollten fortan aufgenommen werden. Die Pfründner mußten durch einen Eid geloben, in gesunden Tagen täglich dem Gottesdienst fleißig beizuwohnen, täglich für das gemeinsame Anliegen der ganzen Christenheit, für den Bischof, für alle verstorbene und lebende Wohlthäter des Spitals mit Andacht den ganzen Rosenkranz zu beten, dem Spitalpfleger zu gehorchen, pünktlich Ordnung zu halten u. s. w.

Gegenwärtig haben hier zwei barmherzige Schwestern die Pfründner des Spitals, sowie die kranken Mitglieder des sehr gut organisirten städtischen Kranken-Instituts zu besorgen.

Voraussichtlich wird in Kürze auch ein Distriktsspital errichtet werden, für welches 3 Schwestern in Aussicht genommen sind.

Der gegenwärtige Pfarrhof wurde im Jahre 1810 von dem Spitalverwalter Stöhr (Gasthaus zur Krone) angekauft.

Nicht unerwähnt ist zu lassen, daß die schöne Wallfahrtskirche zu Gößweinstein von Gerolzhofen aus reichlich bedacht worden ist. Vor etlichen 10 Jahren wurden zur Verschönerung des herrlichen Tempels die Seitenwände mit herrlichen Frescogemälden geschmückt und eine Restauration vorgenommen. Hiezu spendete der verlebte ehemalige Bürgermeister Georg Adam Elsen von Gerolzhofen den namhaften Beitrag von 3400 fl. Auch verdankt diese Kirche demselben Gutthäter ein Legat von 350 fl. zur Anschaffung einer Kirchenfahne mit dem Bildnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Schließlich bemerken wir, daß der Stadt Ordnungen und Gewohnheiten von dem jeweiligen Bürgermeister und Rath immer gewissenhaft verzeichnet worden sind. In den Jahren 1545 und 1564 waren die Weinglockenordnung (die Ankün-

digung der Polizeistunde in alter Zeit) und unterm 19. September 1564 eine Hochzeitordnung erschienen. Auch ihre Rathsprotokolle führten sie säuberlich, wie die jetzt noch beim Magistrate vorliegenden Dokumente beweisen. Als interessant dürfte die unterm 2. Januar 1792 herausgekommene Bestimmung erscheinen, vermöge deren zur Abendszeit die herkömmliche „Trummelrührung" während der Winterszeit um halb 9 Uhr, während der Sommerzeit präcise um halb 10 Uhr geschlagen werden sollte und zwar täglich abwechselnd. So konnte man also auch in Gerolzhofen den Genuß des Zapfenstreiches haben!

Am 6. Juli 1794 wurde beschlossen, daß die jüngeren Bürger in den Monaten Mai und September alle Samstag nach geendigter Vesper unter einem Exerziermeister exerzieren sollten. Dafür erhielt aber auch am Ende des Monats jeder Bürger, soferne er fleißig war, vom Bürgermeisteramt eine Maß Bier und einen Weck, eine gewiß lobenswerthe Aufmunterung zum Eifer im Waffendienste, die leider unsere Zeit nicht mehr kennt.

Oberschwarzach.

Der Marktflecken Oberschwarzach, der einst mit Mauern umgeben war, kommt in den älteren Urkunden nicht unter dem Namen Oberschwarzach, sondern als „Schwarzach unter der Veste Stollberg" vor. Unmittelbar vor dem Orte entspringt die Schwarzach, die mitten durch den Ort fließt und unter dem Namen Gespring bekannt ist. Schon in einer kleinen Entfernung von ihrem Ursprung treibt sie die Dorfmühle. Mitten im Orte erhebt sich ein ansehnliches Schloß, als dessen Erbauer die Truchseß von Henneberg gehalten werden. Diese Truchsesse waren in der Herrschaft Stollberg begütert, und hatten in Oberschwarzach ihren Ansitz. Aus zwei in der hiesigen Kirche befindlichen Epitaphien geht hervor, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts Caspar Truchseß von Henne-

berg und seine Gemahlin Barbara geb. von Pruckberg hier begraben liegen.

Nachdem Oberschwarzach an das Hochstift Würzburg gekommen war, wurde das Schloß im Jahre 1614 zu Bischof Julius Zeiten als Amtshaus verwendet. Seit dem Jahre 1812 ist in demselben die Wohnung des Pfarrers. Später ward auch dem Revierförster, der vordem in Handthal sich befand, der obere Stock des Schlosses als Dienstwohnung eingeräumt.

Die Zierde des Ortes ist sein Kirchthurm. Aus Quadersteinen erbaut, die in der Nähe von Oberschwarzach gebrochen wurden, trägt er das Wappen des Fürstbischofs Johann Gottfried von Aschhausen mit der Jahreszahl 1622. Die Erbauung der Kirche fällt in die Regierungsperiode des Fürstbischofs Julius wie aus dem Wappen und einem in die rechte Seitenmauer der Kirche eingemauerten Steine zu entnehmen ist. Doch scheint der Chor viele Jahrhunderte früher entstanden zu sein. An einer eingemauerten Inschrift liest man die Jahreszahl 1478.

Wie aus der Diöcesanbeschreibung vom Jahre 1330 hervorgeht, war die Pfarrei Oberschwarzach früher von einem weit beträchtlicheren Umfange als gegenwärtig. Alle in der Umgebung liegenden Ortschaften und ein großer Theil des Steigerwaldes gehörten dazu. Um in der Pfarrei herumzukommen, mußte sich der Pfarrer einen Klepper halten, wofür er jährlich im Durchschnitt 16 Schäffel Haber bezog. Jetzt sieht man einen geistlichen Herrn selten mehr hoch zu Roß; damals aber konnte man den Oberschwarzacher Pfarrer häufig auf der Seelsorge herumreiten sehen. War es doch im Mittelalter Brauch, daß der Pfarrer auf Markustag sogar mit dem Allerheiligsten um die Markung herumritt zur Einsegnung der Flur, statt wie es jetzt geschieht in Prozession herumzugehen. Hiefür bekam z. B. der Pfarrer von Wiesentheid laut einer uralten Notiz im castellischen Archiv „drei Viertel Wein umb den Flur zu reiten.“

Ungeachtet im Jahre 1395 der Bischof ein offenes Mandat erlassen hatte, daß jeder Pfarrer „Priester" sein, seiner Pfarrei selbst vorstehen, Tonsur und standesmäßige Kleider tragen müsse, so sehen wir doch diese Bestimmung bald in Vergessenheit gerathen. Es blieb noch lange beim alten Gebrauch, daß die Domherrn die einträglichsten Pfarreien für sich behielten.

Da nun Oberschwarzach als eine der besten galt, so erhielt die Pfarrei in der Person eines Domherrn einen Oberpfarrer, der dem die Pfarrstelle versehenden Priester, der Rektor hieß, den nöthigen Lebensunterhalt aus den Pfarreinkünften abtreten mußte. So finden wir, daß Graf Konrad von Castell um's Jahr 1540 nach der Sitte damaliger Zeit in dem zarten Alter von 11 Jahren eine Domherrnpräbende und mit ihr die Pfarrei Oberschwarzach empfing. Auch Iring v. Rheinstein war, bevor er Bischof wurde, bis zum Jahre 1254 Oberpfarrer in Oberschwarzach gewesen. Daraus ersieht man zugleich, daß diese Pfarrei uralt ist.

Eine merkwürdige Urkunde besitzen wir aus dem Jahre 1261. Die Abtei Ebrach hatte auf Verlangen des vikarirenden Geistlichen den aus Brünnstadt fälligen Zehent in eine jährliche Abgabe von vier Mark Silber, eine Fuhr Heu und zwei Hausschuhe (duos calceos nocturnales) verändert. Nachdem aber die Oberpfarrer gegen diese Veränderung protestirten, so hat das Kloster sich mit dem Oberpfarrer Mangold v. Neuenburg verglichen und den Zehent mit 50 Mark Silber an sich gekauft, welcher Vergleich von dem Bischof Iring bestätigt wurde.

Zwei unbedeutende Legate verdienen ihrer Sonderbarkeit wegen hier bemerkt zu werden. Das erste vom Jahre 1644 bestand in zwei Bienenstöcken, die ein Schreiner von Ebrach der Kirche unter der Bedingung vermachte, daß der jährlich erzielte Honig dem Pfarrer, das Wachs hingegen der Kirche zukommen soll. Und wirklich finden sich in späteren Kirchenrechnungen manche Ausgaben auf die legirten Bienen, die

auf zwölf Völker sich nach und nach erhoben hatten. Das zweite sonderbare Legat wurde 1722 gemacht von einer gewissen Frau zum Muttergottesaltare mit 8 fl. fr. unter der Bedingung, daß das Gotteshaus diese 8 fl. ihrem bösen Buben Andreas, der hinaus in die Fremde sei, wenn er käme, zurückgeben solle, was auch wirklich eintraf, indem der Fremdling 1726 wiederkam, und in der Jahresrechnung die Herauszahlung von den legirten 8 fl. an den zurrückgekehrten Andreas mit der beigesetzten Bemerkung erscheint: „legirt gewesen, wenn er nur nit kommen wär."

Eine Rarität von Oberschwarzach ist die sogenannte alte Bürgerfahne, welche die Schlüsselfelder, als sie dem Fürsten Anselm Franz v. Ingelheim, in den 1740er Jahren zu Gerolzhofen huldigten, auf dem Rückwege verloren, da sie während der Raststunde zu Oberschwarzach mit den Einwohnern in Streit kamen und flüchtig gehen mußten. Sie ist schon ziemlich zerfetzt und auf der einen Seite steht in römischer Schrift Schlüsselfeld, auf der andern Oberschwarzach.

Daß während des siebenjährigen Krieges der preußische Cavallerie-General v. Driesen sein Hauptquartier in Oberschwarzach aufgeschlagen hatte, ist bereits früher erwähnt, nur muß noch bemerkt werden, daß ein zweiter preußischer Einfall dem Oberschwarzacher Amte 833 fl. Schulden wegen Brandschatzung verursachte, und daß im Jahre 1673 die kaiserlichen Reichstruppen 711 fl. erplünderten.

Wenn es den Oberschwarzachern nicht gut ging, konnten sie damals mit den Wölfen heulen, denn im Jahre 1697 wurden allein in dem Reviere Oberschwarzach noch 4 Wölfe geschossen.

Während der Regierungsperiode des Fürstbischofs Johann Gottfried von Aschhausen befand sich im Jahre 1621 eine Münzstätte in Oberschwarzach. Der geprägten Münzen gab es drei Sorten: „Dreikreuzerstücke", dann „Drei-" und „Sechs-Bätzner".

Vor ein paar Jahren hatten sich von Oberschwarzach aus Gerüchte verbreitet, welche weithin großes Aufsehen erregten und für wichtig genug erachtet wurden, in den Spalten der Tagesblätter eine Aufnahme zu finden. Bald sollte ein Steinkohlenlager, bald eine Petroleumsquelle entdeckt worden sein. Während die Einen sanguinische Hoffnungen daran knüpften, wurden von Andern diese Nachrichten ungläubig hingenommen. Leider haben Letztere Recht behalten. Nach wie vor heizen die Oberschwarzacher mit Holz und beziehen vorerst noch ihr Petroleum aus Amerika.

Stollberg.

Die Veste Stollberg liegt in nordöstlicher Richtung eine halbe Stunde von Oberschwarzach entfernt auf einem bewaldeten Bergrücken des Steigerwaldes.

Von dem Schlosse, das einen sehr großen Umfang hatte, steht nur noch ein großer 8eckiger, 144 Schuh im Umfange habender Thurm, und hin und wieder liegen noch alte Mauerstücke, die von der ehemaligen Form des in Frankens Geschichte merkwürdigen Stammschlosses der Edlen v. Stollberg Andeutung geben.

Von diesem Geschlechte geschieht schon im Jahre 1151 Meldung, da bei der Ueberlassung des Steigerwaldes an das Kloster Ebrach ein nächst der Burg Stollberg gelegener Walddistrikt zum Gebrauche der Burgleute vorbehalten wurde.

Unter Ludwig v. Stollberg, der einen schwarzen Hirsch mit herausgereckter Zunge im goldenen Felde in seinem Wappen führte, scheint die Familie in höchster Blüthe gestanden zu sein. Sie hatte nicht nur viele Güter, Einkünfte und Gerechtigkeiten, sondern auch einen bedeutenden Lehenhof; doch darf man selbe nicht mit den Würzburg'schen Besitzungen in Oberschwarzach verwechseln, die Stollberger Amt geheißen wurden, weil jene Herrschaft berühmter war als Oberschwarzach.

Soviel aus Urkunden zu entnehmen ist, bestanden die Besitzungen der Dynasten von Stollberg, in einer Burg, dem herrschaftlichen Wohnhause und einigen Gebäuden für die Landwirthschaft und das Dienstpersonale, aus einem großen Theil Waldungen, welche sich an der Westseite des Steigerwaldes von der Gegend bei Gerolzhofen bis gegen Schönaich erstreckten; endlich aus den Dörfern Bimbach, Kammerforst, Schönaich, Neuhof und Greuth. Alle übrigen Besitzungen waren größtentheils übernommene Lehen. Mit vorgenanntem Ludwig v. Stollberg gerieth Bischof Hermann wegen vermeintlicher Beeinträchtigungen in Streit. Es kam zu Thätlichkeiten. Ludwig wurde von Würzburgischen Reitern auf freiem Felde bei Gerolzhofen überfallen, und, weil er sich nicht gefangen geben wollte, niedergestoßen. Die Freunde des Entleibten brachten für seine hinterlassene Wittib Gertrud und ihrem Sohne Wernhard einen gütlichen Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Bischof sich verbindlich machte, zum Seelenheile des Verlebten zwei Gewappnete wider die Ungläubigen nach Palästina zu senden, und zu ihrer Ausrüstung bis 60 Mark Silbers zu verwenden, der Wittwe und ihrer Tochter, die nicht ins Kloster gehen wollte, 400 Marken zu geben, und eine bequeme Wohnung auf dem Stollberg einzuräumen, ferner dem Wernhard, wenn er erwachsen, das erwähnte Schloß als Stiftslehen zu verleihen. Indessen habe Stollberg in der Verwaltung des Stiftes zu verbleiben, und solle, im Falle Wernhard ohne Leibeserben stürbe, dem Stifte wieder anheim fallen. Dieser bedungene Heimfall scheint bald eingetreten zu sein; denn schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden wir viele Adelige mit Stollbergischen Gütern belehnt, und im 15. Jahrhundert ein eigenes Amt daraus gebildet. Diesem Amte stand in den ersten Zeiten jedesmal ein adeliger Beamte vor, der seinen Sitz bis gegen Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Stollberg hatte. Der letzte Amtmann war Graf Wolfgang v. Castell. Als derselbe von Fürstbischof Conrad v. Thüngen zur Vertheidigung des Mainberges nach Würzburg berufen ward,

drangen die aufrührerischen Bauern von Gerolzhofen aus vor Stollberg. In den Kräften der daselbst zurügebliebenen Gräfin stand es nicht, zu widerstehen. Sie muße mit ihren Kindern die Flucht ergreifen. Das auf einen Wagen verladene Hausgeräth rissen die Bauern wieder von demselben und verbrannten es. Nach Zerstörung der Veste Stollberg wurde der Amtssitz nach Oberschwarzach verlegt, behielt aber noch lange den Namen „Stollberger Amt" bei, bis endlich dessen Name in Oberschwarzach umgeändert wurde.

Zabelstein.

Zabelstein ist 2½ Stunden von Gerolzhofen, und nicht viel weiter von Wiesentheid entfernt. Die schöne Aussicht, welche man von dieser Steigerwaldshöhe aus genießt, streitet um den Vorzug mit der vom Friedrichsberg. Wenn die Morgensonne vom blauen wolkenlosen Himmel hernieder scheint, das Mainthal mit ihrem Glanze überfluthend, wenn am fernen Horizont die blauumdufteten Linien des Rhöngebirges im Hintergrunde auftauchen, und das Auge wiederum auf dem herrlichen Grün des Steigerwaldes ausruht, wer sollte da die Aussicht nicht für eine der schönsten in Deutschland erklären. Mit der Burg Zabelstein korrespondirten durch Feuerzeichen und Wartthürme die Burgschlösser der ganzen Umgegend. Hier saßen die Freiherrn v. Zabelstein, welche in ihrem Wappen eine schwarze Scheere im goldnen Felde führten. Die von dem letzten ihres Namens hinterlassene Tochter wurde an einen Herrn v. Hohenburg an der Wern vermählt, und brachte diesem als Erbtheil den Zabelstein zu, wo ihr Gemahl sofort seinen Wohnsitz aufschlug. Johann v. Hohenburg verkaufte unter Bischof Mangold die Burg Zabelstein an das Stift Würzburg am 21. Mai 1303. Seiner schönen und reizenden Lage wegen hielten sich die Fürstbischöfe von Würzburg im Sommer häufig da auf. Seiner Festigkeit wegen

war in stürmischen Zeiten der bischöfliche Schatz und das Archiv dort verwahrt. Da im Bauernkrieg der Würzburger Regierung sehr viel an der Erhaltung des Schlosses gelegen war, so beorderte sie dahin ihren Hofmarschall und Amtmann auf dem bei Eltmann gelegenen Bergschlosse Walburg, Hans v. Miltz, und ihren Amtmann zu Tüngfeld. Der erste Angriff wurde glücklich abgeschlagen. Am 16. Mai 1525 zog aber die sämmtliche Bauernschaft der Aemter Gerolzhofen und Haßfurt unter Anführung ihres Hauptmanns Johann Luft in hellen Haufen wiederholt dahin, und forderte schriftlich und unter Drohung die Besatzung zur Uebergabe auf. Da ließ man sich endlich mit den Bauern in Unterhandlungen ein. Die Besatzung erhielt freien Abzug und die Bauern besetzten das Schloß. Am 18. Mai plünderten sie es aus und brannten es ab. Bis 1586 lag es in Trümmern. Da wurde es von Bischof Julius wieder aufgebaut, der 2519 fl. 2 Pfund und 21 Pfennige auf den Neubau verwendete. Während des Jahres 1652 wurde der Amtssitz von Zabelstein nach Traustadt verlegt, und räumte man nun dem Forstmeister des Steigerwaldes dort eine Dienstwohnung ein. Schließlich wurde das Zabelsteiner Amt aufgehoben und mit Gerolzhofen vereinigt. Im Jahre 1689 brach auf dem Zabelstein Feuer aus. Das Schloß ward für immer eine Ruine.

In dem Zabelsteiner Sandsteinbruch wurden 1725 für das fürstbischöfliche Residenzschloß in Würzburg Steine gebrochen. Für den Fortbau dieses Prachtpallastes war man so sehr bedacht, daß am 5. Februar dem Kloster Theres untersagt wurde, in dem Zabelsteiner Steinbruch Steine zu brechen, weil man befürchtete, daß ein Mangel für den Residenzbau entstehen könnte.

Zeilitzheim.

Von den steil abfallenden Steigerwaldshöhen schaut außer dem Zabelstein noch manch altes Bergschloß in das Flachland

hinab. Manch Bächlein, das dem Gebirg seine Entstehung verdankt, findet durch das herrliche Gelände seinen Weg in den Main. Folgen wir dem Laufe der Obervolkach, so werden wir in den alten Ort Zeilitzheim geführt, der zur Hälfte den Grumbachs, zur andern jenen Fuchs gehörte, die mit der Zeit die alleinigen Besitzer wurden, und den Ort 1640 an Johann von Wolfsthal verkauften. Schließlich gingen durch das Compaktat vom Jahre 1713 die Wolfsthalischen Besitzungen an das gräfliche Haus Schönborn über, dem heute noch das Schloß mit seinen Zugehörungen und das Kirchenpatronat gehört. Aus dem vorigen Jahrhundert ist erwähnenswerth eine Stiftung des berühmten Grafen Hugo Damian v. Schönborn: durch welche er seine Liebe zu seinen Unterthanen und zugleich einen hohen Grad von Toleranz offenbarte. Er gründete nämlich einen Fond zur Unterstützung armer Juden in seiner Grafschaft. Auch die katholische Pfarrkuratie verdankt ihm ihre Entstehung; der Gottesdienst wird in der Schloß-Kapelle gehalten.

Hier starb 1554 die als erste Bekennerin der lutherischen Lehre in Bayern bekannte Argula von Stauf, Gemahlin Friedrichs von Grumbach, welche ihren Eifer für die Verbreitung dieser Lehre mit der Verbannung aus dem Vaterlande büßte. Argula gehört ohnstreitig zu den geistreichsten und edelsten Frauen ihrer Zeit. Sie verlor frühzeitig Vater und Mutter, welche binnen fünf Tagen hintereinander starben, bitterlich weinte sie über diesen schweren Verlust. Da tröstete sie der Herzog Wilhelm von Bayern, dem sie als oberster Vormund befohlen war und dessen Mutter sie gerade in München ihre Aufwartung machte, mit den Worten: „Sie solle nicht so weinen, er wolle nicht allein ihr Landesfürst, sondern auch ihr Vater sein.“ Wilhelm erfüllte auch in der That sein Versprechen redlich und nahm sie als Hofdame an seinen Pallast. Hier sah sie Friedrich von Grumbach. Bald ward sie sein treues Weib. Dies geschah vielleicht im Jahre 1516. Luther setzte bald darauf halb Europa in Flammen und überall erhoben

sich Männer und Frauen voll Begeisterung für die evangelische Sache. Auch Argula fühlte sich bald von den Lehren des Reformators ergriffen. In einem merkwürdigen Schreiben wendete sie sich an den Herzog Wilhelm von Bayern, in welchem sie ihn dringend bittet, sich für die Sache Gottes zu erheben. Wilhelm wurde darüber so aufgebracht, daß er ihren Gatten absetzte. Um diese Zeit mag es auch geschehen sein, daß der berühmte Dr. Eck in Ingolstadt ihr auf Herausforderung zur Disputation einen Spinnrocken zuschickte. Allein dieß erschütterte ihren Muth nicht im mindesten. Sie setzte unbeirrt ihre religiösen Correspondenzen fort und eröffnete einen fortlaufenden Briefwechsel mit Doktor Martin Luther selbst. Ja sie gab ihm sogar den Rath, sich zu verheirathen, wogegen sich Luther damals noch verwahrte. Erst als er die Gefahr für beseitigt hielt, als Ketzer hingerichtet zu werden, schritt er zur Ehe mit Katharina v. Bora.

Bald nach dem Tode ihres Gemahls besuchte Argula den Mann, den sie so tief und innig verehrte, und dem sie immer ihr Leid in ihren Briefen geklagt hatte. Luther konnte ihr nicht helfen, nur trösten konnte er sie und so ging sie denn gestärkt im Glauben in ihr Vaterland zurück und nahm ihren Sitz in Zeilitzheim. Von hier erschien sie in Gerolzhofen, Schallfeld und anderen Orten, um zur Bildung protestantischer Gemeinden aufzufordern, sowie sie auch lutherische Prädikanten nach Zeilitzheim berief, sich in dem kleinen Kirchlein allda hören zu lassen. Erst wenn der Frost ausbrach, die schneebedeckten Berge das ganze Dörflein von der übrigen Welt abschieden, wenn die Raben die Firste der Häuser umflatterten, der Fuchs, der Wolf und das übrige Wild vom Gebirge herunterkamen, Nahrung zu suchen, — erst dann stellte sie ihre reformatorische Thätigkeit ein. Sobald aber der Buchenwald auf der Höhe von Gaibach seine ersten zarten röthlichen Keime trieb, die Weiden und Ellern an der Volkach sich belaubten und mit schmetternden Wirbeln die Lerche über die schwarzen Erdfurchen emporstieg, unternahm Argula wieder

ihre Ausflüge in die Umgegend. Nun fügte es sich, daß sie in Begleitung ihres Sohnes und eines jungen Prädikanten den Kirchberg bei Volkach besuchte, wie gerade ein Christof Kretzer, der für Wilhelm v Grumbach Amtsverweser in Stadtschwarzach war, einen neuaufziehenden Caplan Namens Zeys dahin begleitet hatte. Dieser Kretzer gerieth mit dem jungen Hans Georg von Grumbach wegen des Kirchenpatronats von Zeilitzheim in Streit. Als Kretzer noch dazu Argula persönlich beleidigte, zog Junker Hans Georg, empört über die Beschimpfung seiner Mutter das Schwert. Aber ebenso rasch hatte auch Kretzer das seinige gezogen und von innerer Wuth entbrannt einen Streich geführt: ehe noch Junker Hans Georg ausgeholt hatte, war er schon getroffen. Noch stand er eine Weile aufrecht. Der rechte Arm sank ihm aber schon wie erlahmt, vom Halse quoll ein mächtiger Blutstrom. Immer blasser und blasser wurde der unglückliche Jüngling. Er sank . . . . ein kurzer Krampf — er starb in den Armen seiner Mutter. Dazu schmetterte der Fink im grünen Holz und sandte die Sonne ihre goldensten Strahlen auf eine paradiesische Gegend herab und leuchtete durch die geöffnete Kapellenthüre der bunte Kranz mit den Freuden Mariä.

Der Mörder hatte sich schnell aufgemacht und lenkte auf Gaibach zu. Hilfe, die reichlich gespendet wurde mit zerrissenen zum Verband geformten Kleidern, mit Wasser aus dem nahen Quell, blieb ohne Erfolg. Einige starke Schultern trugen den Berg hinunter eine Leiche. Das war dann ein Trauerzug, der sich nach Zeilitzheim wendete. Laut weinte die Mutter. Frauen fielen wehklagend ein. Männer verwünschten den Mörder. Ganz Volkach lief zusammen — von Astheim kam man herüber. Den jungen Mann, der da entseelt auf den Wagen lag, hatten hier viele lieb gewonnen, und Argula war verehrt und gekannt von Allen. Die mit tausend Blumen geschmückte Leiche Johann Georgs wurde in der Zeilitzheimer Kirche beigesetzt und hielt dabei der Pfarrer Sutellius von St. Johannes zu Schweinfurt die Trauerrede.

Argula verließ Zeilitzheim nicht mehr. Sie folgte hier 1554 ihrem Sohn im Tode nach. In dem alten modern erneuerten Kirchlein, wo sie begraben liegt, findet sich gegenwärtig keine Spur mehr ihres Andenkens, ebensowenig in dem noch nicht so weit zurückgehenden Kirchenbuch, wohl aber schilderten ältere Bewohner des Ortes einen vor Jahren in der Mitte der Kirche befindlich gewesenen Grabstein mit einer weiblichen lebensgroßen Figur, deren Tracht durchaus so geschildert wird, wie man Argula auf einer Münze abgebildet findet. Die Züge sind mager, das Auge, ihrem Taufnamen entsprechend, besonders scharf hervortretend, Kopfputz, Brustkette und Perlenschmuck auffallend reich.

Die Würzburger Regierung stellte Kretzer einen freien Geleitsbrief aus, demzufolge seine Ermordung des jungen Johann von Grumbach als ein Akt der Nothwehr bezeichnet wurde. Der geschilderte Vorgang ist um so merkwürdiger, als bekanntlich Kretzer später noch der Mörder des Fürstbischofs Melchior von Zobel wurde. Der Hergang war folgender: Während der Regierung des Bischofs Konrad von Bibra stand Wilhelm von Grumbach, ein Vetter Argulas, als Marschall sehr hoch in der Gnade seines Herrn. Es waren ihm fast alle Regierungsgeschäfte allein überlassen. Bischof Conrad starb zu Würzburg in seinem Hofe Rödelsee, wo er von seinen Domherrnleben her sich aufzuhalten gewohnt war. Nach seinem Tode wollte Grumbach auch ferner alles nach seinen Willen lenken. Dieß gab jedoch der neue Fürst nicht zu, weßhalb Grumbach aus den Diensten des Stiftes in die des Markgrafen Albrecht Alcibiades trat. Während des Krieges waren die Grumbachischen Güter vom Stifte eingezogen worden. Grumbach konnte sie nicht wieder erhalten. Auch Kretzer war über Bischof Zobel aufgebracht, weil der Bischof ein der Frau Kretzers im Testamente Bischofs Konrad von Bibra bestimmtes Legat auszuzahlen sich weigerte. Er schoß den Bischof Zobel vom Pferde herunter. Grumbach, welcher als der Anstifter des Mordes galt, wurde in die Acht erklärt, und als man ihn

gefangen genommen, ungeachtet der Verwendung der fränkischen Reichsritterschaft in Gotha geviertheilt, nachdem ihm zuvor der Henker das Herz aus dem Leibe gerissen und um das Maul geschlagen hatte.

Fünf Jahre zuvor, nämlich 1562, war es der eifrigen Bemühung des Bischofs Friedrich gelungen, Christophs Kretzer habhaft zu werden. Bei seiner Gefangennehmung soll er durch ein Band, das er um seinen Hut trug, seinem Leben ein Ende gemacht haben, oder wie andere sagen, wäre er durch die Mißhandlung der Reiter gestorben, die ihn gefangen nahmen.

Der Kirchberg bei Volkach.

Auf einer reizenden Anhöhe, rings von Weingärten umschlossen, liegt dicht bei Volkach eine alte Wallfahrtskirche Sancta Maria intra vites (unsere liebe Frau im Weingarten) gewöhnlich der Kirchberg genannt. In ältester Zeit war diese Kirche die Pfarrkirche der Stadt Volkach. Von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an hatten die Beguinen hier ein Schwesternhaus. Da lebten sie zusammen in einer Anzahl sich stets mehrender kleiner Häuschen. Ihre Ordensregel war von denen der Nonnen sehr verschieden. Eine Beguine konnte zu jeder Zeit wenn es ihr beliebte, die Anstalt verlassen, um in die Ehe oder ein anderes Verhältniß zu treten, auch war sie an keine bestimmte Ordenstracht gebunden und behielt stets freie Verfügung über ihr Vermögen und Eigenthum. Auf diese Weise bildete die Beguine das Mittelglied zwischen der Klosterfrau und der Frau der Gesellschaft. Die Gräfin Leogardis von Castell, eine geborne Herzogin von Teck, war es, die sich dieser Anstalt auf das fürsorglichste annahm und durch namhafte Geschenke zu deren Gedeihen beitrug. Ja sie verlebte selbst mehrere Jahre darin. Als in der Folge diese Institute durch das Auflösen der regulären Frauenklöster mehr und mehr an Achtung verloren, lösten sich viele von selbst auf, doch hat sich

die Beguinenanstalt auf dem Kirchberg länger erhalten, als manche andere. Nach einer ebrachischen Urkunde bestand auch ein solcher Verein in Hohenbirkach; 1332 aber verkauften diese Frauen ihre Güter dem Kloster Ebrach um 164 Pfund Heller und wanderten nach dem Kirchberg aus. Im Jahre 1422 wurde aber auch das Schwesternhaus auf dem Kirchberg von Johann von Brunn aufgehoben.

Die jetzige Kirche ist unzweifelhaft aus dem vierzehnten Jahrhundert; sie hat eine flache Decke mit Spuren einst früher vorhandener oder doch begonnener Wölbung. Der Chor ist in schönen Spitzbogen gewölbt. Man sieht hier Reste von guten Glasmalereien und Grabsteine der Herren von Zollner, Schwarzenberg und anderer. Vier in Wachs getriebene Gestalten, unter denen zwei gefesselte Ritter, sollen aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren und zum Gedächtniß der Erlösung zweier Kreuzfahrer aus türkischer Gefangenschaft gestiftet worden sein. Wenn gerettet, hatten sie gelobt, würden sie das Kirchlein bauen und so lagen sie eines schönen Morgens über Nacht aus dem Morgenlande hieher versetzt in Ketten und Banden auf dem Rebhügel bei Volkach.

Viele hundert Jahre später, als im 30jährigen Krieg die Schweden unter Gustav Adolf nach Volkach kamen, standen ihrer Viele im Begriffe, den Kirchberg hinauf zu sprengen, die Kapelle zu berauben. Da widerstand ihnen aber eine unsichtbare Gewalt. Die Kühnsten und Frechsten meinten, auch der Teufel selbst solle sie nicht abhalten, hinauf zu kommen und erneuerten ihren Versuch. Als aber sämmtliche Hufeisen von ihren Pferden fielen, da erfaßte sie ein heimliches Grausen und sie machten sich eiligst davon. Von daher ist eine Thüre der Kapelle mit Hufeisen vernagelt.

Von der Stadt führten Stationen dahin, deren Steinbilder aus den Jahren 1520 und 1521 ohne allen Zweifel von der Hand Tillmann Riemenschneiders herrührten. Von diesen Steinbildern stehen noch einige, stark verwittert, am Fuße des Berges. Die Stationen, welche jetzt den Kirchberg

hinaufführen, stammen aus unserer Zeit. Auch das Schiff der Kirche enthält von demselbigen Meister ein gar liebliches Werk, eine Maria in voller Lebensgröße, mit dem Jesukinde auf der Mondsichel stehend, umgeben von Engeln. Das Ganze aus Holz geschnitten und bunt bemalt, wird von einem mächtigen Kranz aus rothen und weißen Rosen eingeschlossen. Fünf besondere Bilder sind noch in den Kranz mit aufgenommen, die sogenannten Freuden Mariä, die Verkündigung, der Besuch der Elisabeth, die Geburt Christi, die Anbetung der Weisen und der Tod Mariä. Engel halten über Mariens Haupt eine Krone, andere spielen Laute, Harfe, Zither. Ebenso schmückt eine hl. Familie (Anna, Maria, Jesus) einen Seitenaltar — ein Holzschnitzwerk desselben Riemenschneiders.

Die Aussicht, welche man von dem Kirchberg aus genießt, ist wunderlieblich. Zu seinen Füßen hat man die Windungen des Maines, der hier aufblitzt, dort wieder verschwindet. Die Vogelsbnrg, die Hallburg oben auf den Bergen, unten Volkachs alte Kirche, die Karthause von Astheim — alles das gewährt dem Auge die freundlichsten Ruhepunkte.

Volkach.

Der interessanteste Theil eines Landes und derjenige, welcher die mannigfaltigsten Schönheiten natürlicher Scenerie in höchster Vollkommenheit bietet, ist immer da, wo die Berge sich auf die Ebene oder das flache Land absenken. Wenn sich dazu die Vegetation eines glücklichen Himmelstriches und Bodens gesellt, — wenn die bergige Landschaft von einem der schönsten Flüsse Deutschlands durchströmt und von einem kräftigen, körperlich und geistig frischen Menschenschlag bevölkert ist, dürfen wir mit Karl Gutzkow, diesem hochberühmten Schriftsteller der Neuzeit, die Gegend wohl als eine paradiesische bezeichnen. Es ist auch nicht besonders lange her, daß Fürst Pückler Muskau, der bekanntlich in Beurtheilung

der landschaftlichen Schönheit einer Gegend als erste Autorität gilt, die hiesige den Garten Frankens genannt hat.

Einen wunderlieblichen Anblick gewährt Volkach von der Dimbacher Höhe her. Hier sieht man zu seinen Füßen das Thal des Maines hinziehen, die Stadt mit ihren Thürmen und Gebäuden, die reichen Ufer des majestätischen Stromes. Malerisch hebt sich die berühmte alte Vogelsburg hervor. Gegenüber von Volkach liegt das von den Ahnen der Schwarzenberge gestiftete Kloster der Karthäuser zu Astheim.

Der Bergrücken, welcher sich von Fahr bis Obervolkach hinzieht, trägt auf seinem südlichen Abhang die schönsten Weingärten, während zu unserer Linken die alte Hallburg gebieterisch das Mainthal beherrscht.

Da Manche von der historischen Vergangenheit der Stadt selbst etwas Näheres zu erfahren wünschen, so können wir nicht umhin, aus dem reichen Schatz ihrer interessanten Geschichte einige Momente hervorzuheben.

Der Zeitpunkt, bei welchem wir beginnen wollen, ist das fünfzehnte Jahrhundert, wo Krumstab und Schwert in der Hand des üppigen und verschwenderischen Johann von Brunn ruhten, der, als er 1411 den fürstbischöflichen Thron bestieg, den Namen Johann II. annahm. Wer damals in Volkach eine bürgerliche Aufnahme finden wollte, mußte nicht allein mit Harnisch, Schwert, Spieß und Armbrust versehen sein, sondern er hatte sich auch jeden Sonn- und Feiertag nach vollbrachtem Gottesdienst fleißig in den Waffen zu üben. Das Mitbringen von Waffen, sowohl von Seite des Mannes, wie von Seite der Frau war nach altgermanischer Sitte die erste Bedingniß einer jeden ehelichen Verbindung. Wenn sich den Thoren und Thürmen der Stadt Kriegsgefahr nahte, warfen die Bürger ihre Arbeit weg, holten den in einem dunkeln Winkel des Hauses aufgehängten Harnisch sammt Pickelhaube hervor und liefen bis an die Zähne bewaffnet auf die ihnen vom Stadthauptmanne zur Vertheidigung angewiesenen Posten.

Eine Schande wär's gewesen, wenn einer gefehlt hätte. Da man aber damals von Streit, Blut und Händel so wenig lebte, wie heut zu Tage, so war's natürlich, daß man so bald wie möglich sich wieder nach Ruhe sehnte, um seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachzugehen, bis der Thurmwächter auf's Neue mit dem Horn eine Gefahr signalisirte. Die kostspieligeren Bewaffnungsgegenstände waren städtisches Eigenthum. Erst im Jahre 1619 erging die Rathsverordnung, die Schlachtschwerter bis auf 11 zu verkaufen und sich dafür Musketen anzuschaffen. Eines dieser Schlachtschwerter ist bis auf den heutigen Tag im Rathsherrnsaale an der Decke aufgehängt.

Nach Erfindung der Schießwaffen machten den Stolz der Stadt die Doppelhacken aus. Sie waren an die Wächter auf den Thürmen des Zwingers vertheilt, mußten stets geladen sein und für jeden Augenblick zum Dienst in Bereitschaft gehalten werden. Zu ihrer Instandhaltung bedurfte man eines eigenen Büchsenmeisters, der städtischer Diener war. Er mußte zugleich die nöthigen Reparaturen besorgen, die blechernen Ladmaaße anfertigen, den bürgerlichen Schieß- und Waffenübungen anwohnen, und nöthigenfalls auch Pulver bereiten können.

Wer zur Ehre gelangt war, Bürger zu heißen, hatte stets bereit zu sein, für seinen Herrn zu Kampf und Streit mit auszuziehen. Nebenbei gab's auch für die Stadt selbst manche Privatfehde auszufechten. So finden wir im Jahre 1394 die Stadt Volkach unter vielen Herren und Rittern aufgeführt, welche der Stadt Schweinfurt Fehde angekündet hatten.

Mächtig regte sich einmal wieder der kriegerische Sinn Volkachs im Jahre 1866, wo man ein Thor, um die Stadt vor Einnahme durch die Preußen zu schützen, mit zwei Mistwägen verrammelte.

Dem genannten Bischof Johann, welcher sonst in wenig gesegneten Andenken steht, hat Volkach viel zu verdanken. Dieser Fürst vertraute der Stadt im Jahre 1432 das Blutgericht mit Stock und Galgen an, nachdem sie in dieser Beziehung früherhin bald da bald dorthin gehört hatte. Auf dem Rath-

hause ist noch eine Leiter aufgehängt, welche die Galgenleiter genannt wird. Sie ist so breit, daß zwei Männer nebeneinander daran auf- und niedersteigen können.

Leider muß angegeben werden, daß zu allem Ueberflusse um's Jahr 1446 auch ein öffentliches gemeines Frauenhaus in Volkachs Mauern bestand, wovon der Hausvater einen feierlichen Verpflichtungseid ablegen und eine Abgabe entrichten mußte.

1406 erhielt die Stadt vom Kaiser Ruprecht die Marktgerechtigkeit auf Jakobi, 1451 vom Kaiser Friedrich solche auf Sonntag Invocavit und auf Georgen-Tag.

In die Ortsherrschaft theilten sich noch um diese Zeit die Grafen von Castell und von Henneberg. 1514 gelangte das Hochstift Würzburg in den Alleinbesitz der Stadt, doch hatten auch das Kloster Ebrach, der Johanniterorden und viele Adelige Besitzungen daselbst. Die Edlen von Rücker saßen von unvordenklichen Zeiten her in Volkach. Ihnen gehörte der Freihof, welcher später das Amtshaus wurde und nun das kgl. Landgerichtsgebäude ist, das schönste Gebäude in weiter Umgegend. Das Haus, in dem sich jetzt die Apotheke befindet, war Eigenthum der Magdalena von Vestenberg. An dem Thorbogen dieses Hauses, welches testamentarisch an das Kloster Ilmbach kam, sind noch mehrere Wappen eingehauen.

In Volkach war's, wo sich am Mittwoch vor St. Gilgentag (27. August 1432) alle Prälaten, Grafen, Herrn, Ritter und Knechte nebst den Abgeordneten aller Städte des Stiftes zu einer Berathung zusammen gefunden hatten. In Folge deren legte Johann II. die Regierung nieder und zog sich auf den Zabelstein zurück. Des einförmigen Lebens überdrüssig, bereute er aber bald die gegebene Einwilligung. Er verließ den Zabelstein und trat wieder die Regentschaft an.

Von Volkach aus erließ Bischof Johann von Grumbach, seines Namens der Dritte, unterm 10. Juni 1462 an den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg jenen merkwürdigen Fehdebrief, dessen wir schon pag. 138 erwähnten

Die Kriege zwischen diesen beiden höchst streitsüchtigen Fürsten brachten, wie in den vorhergehenden Blättern öfters erwähnt ist, unsäglich viel Jammer und Elend über unsere Gegend. 1525 vergaßen auch Volkachs Bürger ihre Unterthanenpflicht, indem sie mit den aufrührerischen Bauern gemeinschaftliche Sache machten und sowohl das Carmeliten-Kloster auf der Vogelsburg, als die Karthause Astheim mit abbrennen halfen. Bei dem Richterzug Thüngens wurden dafür 6 der ersten Bürger hingerichtet. Im Schwedenkriege hatte Volkach weniger als manch andere Stadt zu leiden. Es hatten daher viele Bewohner vom platten Land hinter Volkachs Mauern Schutz gesucht.

Was den kirchlichen Zustand anbelangt, so ist besonders die ursprüngliche Größe der Pfarrei bemerkenswerth. Gewiß ist, daß Astheim, Obervolkach, Gaibach, Eichfeld, Krautheim und Rimbach zur Pfarrei Volkach gehörten. Wahrscheinlich dürfte sie sich in ganz alter Zeit sogar über Zeilitzheim, Ober- und Untereisenheim, Kolitzheim und Stammheim erstreckt haben.

Volkach hat eine Kirche aus der besseren Zeit des gothischen Styls, die in neuerer Zeit freundlich restaurirt wurde. Der Chor ist nach einer Inschrift aus dem Jahre 1413. Außer der Todtenkapelle verdient namentlich auch das Rathhaus seines Baustyls wegen der Beachtung.

Das Bürgerspital wurde 1607 von Bischof Julius gestiftet. Zu den namhaftesten Stiftungen der jüngsten Vergangenheit zählt die Pfründen-Stiftung Elgersheim. Ursprünglich war dieser Hof im Besitz der reichen Abtei Theres, deren letzter Abt Mahlmeister denselben 1821 seiner Vaterstadt vermachte. Sie birgt ein aus dem Kloster stammendes höchst werthvolles Elfenbein-Crucifix von Tillmann Riemenschneider. Ferner besteht in Volkach ein in den fünfziger Jahren errichtetes Districts-Krankenhaus, welches für die dienende Classe der Districtsbevölkerung bestimmt ist. Die Frequenz anlangend so darf man wohl als jährliche Durchschnittszahl der Kranken 150 annehmen mit 1800 Verpflegstagen. Im Jahre 1873

waren es 100 männliche und 55 weibliche mit 1899 Verpflegstagen, 1874: 95 männliche und 46 weibliche Kranke mit 1623 Verpflegstagen.

Der Wohlstand von Volkach beruht zunächst auf seiner großen Flurmarkung. Auf solcher stand der gräflich Schönborn'schen Standesherrschaft das Mithutrecht mit ihren Schafheerden zu, was zu vielen Verdrüßlichkeiten und Streitigkeiten Veranlassung gab. Lange Jahre hindurch war man vergeblich bemüht, dieses Servituts auf dem Prozeßwege los zu werden. Erst als man an die Liberalität des gegenwärtig regierenden Herrn Grafen appellirte, ging die Sache durch einen Vertrag, der unterm 5. Mai 1871 gerichtlich verlautbart wurde, in vollkommen befriedigender Weise für die Stadtgemeinde aus. Dadurch ist es möglich geworden, der Stadt-Casse jährlich 500 Mark zu sichern, welche als Pachtsumme durch fremde Schäfer für die Winterhut dahier bezahlt werden.

Den hauptsächlichsten Nahrungsstand der Einwohner bildet der Weinbau, der mit unermüdlichem Fleiß und großer Genauigkeit betrieben wird. Der Berg, ehemals Hauswerth genannt, der Model, der Seeberg wetteifern mit den vorzüglichsten Lagen der Umgegend.

Bei der hohen Bedeutung, die der Weinbau gewinnt, ist es kein Wunder, daß hier die im ganzen fränkischen Weinlande berühmten Fechsermärkte abgehalten werden, welche stets stark besucht sind. Die Weinberge, circa 800 bayer. Tagwerke, liefern in guten Jahren per Tgw. ca. 40 und in mittleren ca. 20 Eimer. Das im Herbst 1874 von Herrn Stadtpfarrer Scheuerich angeregte und bei Vielen noch in guter Erinnerung stehende Winzerfest war die löbliche Auffrischung eines alten Volksfestes, des sogenannten „Heimleuchtens der letzten Mostfuhren". Als nämlich im genannten Herbst der liebe Gott seine Häcker wider alles Erwarten reich gesegnet hatte, bedurfte es nur einer kleinen Anregung zur Erneuerung der alten eingeschlafenen Volkssitte, und „das Heimleuchten" gestaltete sich unter freudiger Mitwirkung der Alten

und Jungen zu einem stattlichen Zuge von Winzern und Winzerinen, geschmückt in altdeutscher Tracht mit den Symbolen und Emblemen der verschiedenen Werkzeuge und Arbeiten beim Weinbau, unter Musik und Gesang und Fackelbegleitung. Einem conservativen Sinn sagen solche alte Volksgebräuche besser zu, als unsere modernen Turner- und Sängerfeste.

Die barmherzigen Schwestern.

Es ist nicht unerwähnt zu lassen, daß in Volkach während der Kriegsjahre 1870 und 1871 zwei Lazarethe eingerichtet waren, in deren einem die barmherzigen Schwestern, im andern die Franziskanerinnen die Krankenpflege besorgten. Was diese Frauen geleistet und welch rastlose Thätigkeit sie in Versehung ihres Amtes entfaltet haben, das hat die Geschichte im Allgemeinen verzeichnet. Die Einzelheiten bleiben der öffentlichen Kenntnißnahme entzogen, leben aber in Flammenzügen fort in viel tausend dankbaren Herzen. Es sollte nicht vergessen werden, in welch meisterhafter Weise es diese Frauen verstanden haben, den oft total gebrochenen Muth der Kranken aufzurichten, und wie kein Mittel unversucht blieb, bei Manchen die Lust am Leben wieder neu anzufachen. Oft zeigte sich geistlicher Zuspruch weniger wirksam, als anderweitige Zerstreuung. Wenn alles Andere nicht verfangen wollte, wurde selbst im Nothfalle ein Kartenspiel gemacht, oder es war ein lustiges Soldatenliedlein angestimmt worden. Kurz sie haben als wahre Engel der Liebe und Barmherzigkeit gewirkt. Von den barmherzigen Schwestern, welche sich noch vor einigen Jahren in Volkach befanden, waren Peregrina Maurer aus Neukirchen und Ladislaus Berres aus Schippach im Hauptfeldspital zu Corbeil, dann Aurelie Debes aus Niedernberg und Renalda Reichert aus Füßen beim Krankentransport aus Frankreich nach Deutschland thätig. Ist es schon in den Spitälern keine Kleinigkeit, Tag und Nacht von dem personifizirten menschlichen Elend

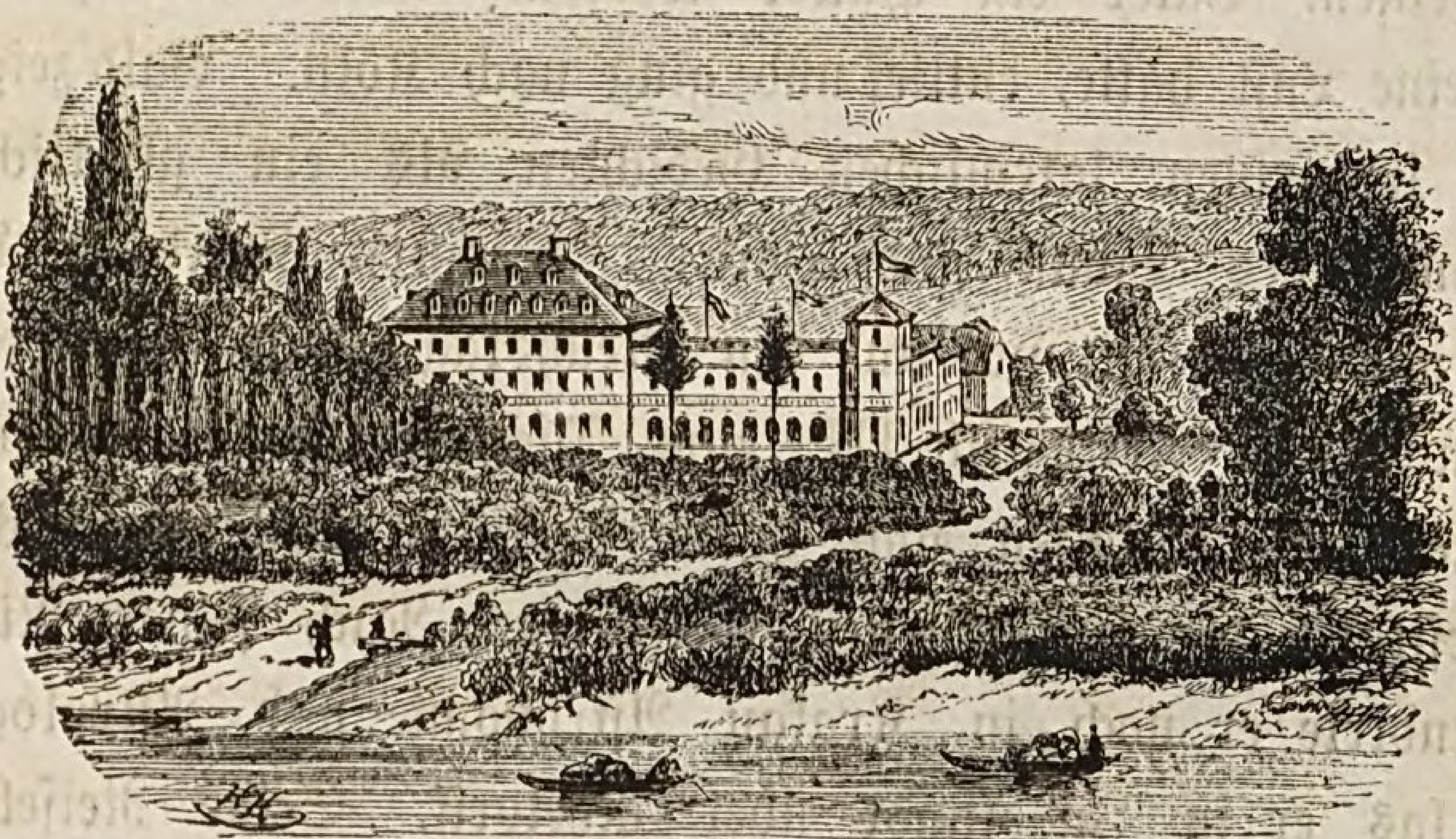
umgeben zu sein und bei Vielen den Tod in der schreckhaftesten Gestalt eintreten zu sehen, so gehört doch die Begleitung eines Krankentransportes zu den schwierigsten und strapaziösesten des Samaritanerdienstes. Der Verfasser hat dies häufig genug auch von jenen wackeren, größtentheils aus Theologen bestehenden jüngeren Männern vernommen, welche sich von Erlangen aus zum Diakonendienst auf den Kriegsschauplatz begeben hatten.

Das Ludwigsbad Wipfeld.

Wer die Hunderte von Invaliden aus dem letzten deutsch-französischen Krieg beobachtete, wie sie steif von Rheumatismus und Gicht oder von theils noch eiternden, theils vernarbten Fleisch- und Knochenwunden mit Stöcken und Krücken in Ludwigsbad ankamen, das ihnen die Munificenz der bay. Invaliden-Unterstützungsvereine unentgeldlich geöffnet und zur Verfügung gestellt hatte, wer die oft wunderbaren Wirkungen des Ludwigsbader Schwefelmineralmoores an den oft so unglücklichen Opfern des Krieges verfolgen konnte, der wird mit Begeisterung dieses natürliche Heilmittel preisen, das so viele thatkräftige Männer dem thätigen Leben wieder gab.

Herr Bezirksarzt Dr. Schmitt von Gerolzhofen, dessen Name höchst ehrenvoll mit der Geschichte dieses Bades verknüpft ist, erzählt uns auch in der von ihm herausgegebenen Badschrift: er habe so manchen Händedruck, so manches dankende Wort auf den Schlachtfeldern von Sedan und Paris erhalten, wenn er eine blutende brennende Wunde verbunden, ein schmerzendes Geschoß ausgezogen; allein es habe kaum sein Gemüth so nahe berührt wie der Dank der Invaliden, welche Ludwigsbad heiter und munter und gestreckten Ganges verließen, in das sie wenige Wochen zuvor gedrückt und mißmuthig, mit gekrümmten Gliedern und in beschwerlichem steifen Marsche, wohl auch in der Bahre getragen, eingezogen waren.

Im Sommer des Jahres 1874 kam das Ludwigsbad durch Kauf in den Besitz des Herrn Siegfried Karschelitz in Leipzig, der sogleich daran ging, die Wohnungs-, Restaurations- und Baderäume und Einrichtungen zu vergrößern und zu verbessern. Es ist namentlich als sehr werthvoll zu erwähnen, daß durch den Umbau des älteren Badehauses eine gedeckte, gegen Wind und Witterungseinflüsse geschützte Veranda geschaffen wurde, die den Aufenthalt im Freien auch bei ungünstiger Witterung gestattet. Von in anderer Beziehung nicht geringem Werthe ist der Neubau eines Aussichtsthurmes, der mehrere hochelegante Wohnungen von je drei Zimmern und Salons enthaltend, entzückende Aussicht nach der Vogelsburg und nach Wipfeld bietet.



Ansicht von Ludwigsbad.

Herr Karschelitz stellte aber auch ein theilweise neues Mobiliar, die direkte Leitung des Schwefelwassers zu allen Bädern, sowie eine neue Einrichtung der Badekabinete her, verschönerte Park und Garten, erbaute ein großes Eishaus mit 3000 Zentner Inhalt, kurz, traf alle die Aenderungen und Verbesserungen, die man heutzutage von einem gut eingerichteten Heilbade erwarten und verlangen kann. So ist es, mitten Innen liegend in einer reizenden Natur und einem milden Klima nicht allein ein Zufluchtsort eines gewissen durch die Heilkraft der Quellen bedingten Kreises von Kranken, sondern auch ein Lieblingsaufenthalt von Vielen geworden, die müde und abgespannt, wenngleich gesund, sich nach

einem Fleckchen Erde sehnen, wo sie ferne vom Geräusche der Welt in gesunder frischer Luft und doch nicht zu weit von den größeren Verkehrswegen, für einige Zeit ausruhen können von des Geschäftes oder Amtes Mühe und Last, Sorge und Verdruß. Betrachten wir die Gegend etwas näher, so haben wir zunächst dem Bade gegenüber jenseits des Maines Wipfeld, an einen Berg sich anlehnend, auf dessen Höhe Kirche und Schule sich befinden und an dessen Hängen ein guter Wein wächst. Wipfeld ist die Geburtsstätte mehrerer geschichtlich berühmten Männer.

Konrad Celtes, geboren 1459, war einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Von einem Mönche nothdürftig im Lesen, Schreiben, Latein und Religion unterrichtet, sollte er gleich seinem Vater ein Häcker werden. Aber Celtes, der dazu keine Lust hatte, entlief und ging nach Köln. Bald zeigte er sich in seinen lateinischen Gedichten als ein glücklicher Nachahmer des Tibull und Horaz. Kurfürst Friedrich der Weise nahm ihn mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg, wo ihn Kaiser Friederich III. zum Dichter krönte. Darauf besuchte Celtes Italien und hörte dort an unterschiedlichen Universitäten die berühmtesten Gelehrten. Nach seiner Rückkehr studirte er noch in Krakau Astronomie und Astrologie, 1492 las er in Ingolstadt über Rhetorik. Seine Reiselust trieb ihn aber auch von hier bald weg. 1497 erhielt er eine bleibende Stätte in Wien, wo Kaiser Maximilian I. ihn zum ordentlichen Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit bei der Universität ernannte. Er bereicherte die kaiserliche Bibliothek mit werthvollen Werken, Himmelskugeln und Landkarten und betrieb die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken. Auch veranstaltete er die ersten theatralischen Vorstellungen und machte noch viele Reisen. Auf seiner letzten fand er im Kloster Tegernsee die alte römische Reisekarte, welche er Konrad Peutinger schenkte, weshalb sie die Peutinger'sche Karte heißt. Er starb am 4. Februar 1508. Von ihm besitzen wir eine Geschichte und Beschreibung von

Nürnberg, viele philosophische, rhetorische und biographische Werke und eine Menge Gedichte. Von andern Philologen seiner Zeit unterschied er sich dadurch, daß er das Studium der Sprachen nicht als Zweck, sondern nur als Hülfsmittel zum Anbau der Realwissenschaften betrieb, unter denen er Geschichte, Statistik und Topographie besonders liebte.

Auch Eulogius Schneider, ein deutscher Dichter und zugleich berüchtigt als französischer Revolutionsmann war ein Kind Wipfelds. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Franziskanerorden, und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Württemberg in Bamberg. Der Kurfürst von Cöln, Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn wegen seines poetischen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griechischen Literatur nach Bonn. Die Ereignisse der französischen Revolution erhitzten indessen seine lebhafte Phantasie so gewaltig, daß er seinen Lehrstuhl verließ und nach Straßburg auswanderte. Hier wurde er 1791 Vikar des constitutionellen Bischofs, 1792 Maire von Hagenau, dann Civilkommissär bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht in Elsaß. In letzterer Eigenschaft zog er mit der Guillotine umher und bewies sich noch furchtbarer als die Schreckensmänner des Convents. Auf die blose Aussage seiner Gehülfen wurden viele Hunderte von Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes hingerichtet, bis ihn endlich der Conventskommissär Saint Just am 21. Dez. 1793 verhaften und nach Paris schaffen ließ, wo er am 1. April 1794 sein eigenes Haupt unter die Guillotine legen mußte.

Oberhalb Wipfeld erhebt sich die Luisenhöhe mit ihrer wundervollen Fernsicht. Als der Großherzog von Würzburg, Ferdinand III. von Toskana, seiner Nichte, der Kaiserin Marie Luise, die Schönheiten des Frankenlandes zeigen wollte, führte er sie auf diese Höhe. Sie war davon so entzückt, daß sie der Höhe, auf der sie bewundernd stand, ihren Namen gab: sie heißt heute noch die Luisenhöhe.

Vier Kilometer oberhalb Ludwigsbad liegt am linken Mainufer Kloster Heidenfeld, eine ehemalige Probstei regulirter Chorherrn des Augustinerordens: nunmehr im Besitz der freiherrlichen Familie von Bodeck. In hohem Grade interessant ist der unversehrt erhaltene Klosterbibliotheksaal in reichster Renaissance mit prachtvoller Ornamentik.

Mainabwärts und zwar auf dem rechten Ufer des Maines, 1 Km. unterhalb des Dorfes Wipfeld befindet sich auf ziemlich steiler Höhe das Schloß Klingenberg. Innen hübsch restaurirt, bietet es von den Fenstern seiner herrlichen Säle eine entzückende Fernsicht dem Mainstrome entlang. Das Schloß ist im Besitze des Freiherrn Max von Zandt, kgl. bayer Rittmeister a. D.

Der Klingenburg gegenüber liegt Stammheim. Bleiben wir zunächst am Main, so finden wir weiter am rechten Ufer die Dörfer Ober- und Untereisenheim, das letztere den schönsten Menschen- namentlich Frauenschlag der Gegend besitzend.

Unterhalb des Ortes Fahr wendet sich der Main nach Osten und umschließt in einem großen Bogen eine Halbinsel, auf deren Höhe die alte Vogelsburg thront, weit bekannt durch die mit keiner andern zu vergleichenden prachtvollen Aussicht.

Die Vogelsburg.

Die Vogelsburg ist jetzt ein landwirthschaftlicher Hof, welcher der Frau Blendel von Eschherndorf gehört. Ursprünglich ein königliches Kammergut, das schon im Jahre 879 als villa Fugalesburg vorkommt, wurde es im zehnten Jahrhundert von König Arnulf an die Abtei Fulda geschenkt. Später gelangte sie an die Grafen von Castell. Herrmann v. Castell stiftete hier 1292 ein Carmeliter-Kloster, unstreitig eines der ältesten, die wir in Deutschland besitzen. Kurz zuvor war erst aus christlichen Einsiedlern, welche auf dem zwischen Judäa und Syrien gelegenen und durch den Propheten Elias be-

rühmt gewordenen Berge Carmel wohnten, dieser klösterliche Verein entstanden. Nicht ohne Beziehung auf seine Entstehung scheint der fromme Gründer des Karmelitenklosters auf der Vogelsburg die ersten Mönche, welche er aus Jerusalem mitgebracht hatte, wieder auf einem Berge angesiedelt zu haben, dem er den Namen Gottesberg, oder mons Dei gab. Die Carmeliten hatten gleich den Augustinern, Dominikanern und Franziskanern keine bestimmten Klostereinkünfte, sondern mußten vom Almosen leben. Wegen des Terminirens gab's nun häufig Streit, bis die einzelnen Bezirke gehörig abgegrenzt wurden. Dies geschah vom Prior der Carmeliterordensprovinz Oberdeutschland Conrad von Rotenburg unterm 17. Januar 1368, während welcher Zeit ein Hartmann von Fulda Prior auf der Vogelsburg war. Die benachbarten Carmelitenklöster, um die es sich hier handelte, waren in Schweinfurt, Würzburg, Bamberg und Neustadt a/S.

Prior war 1429 Heinrich Zierl und es folgten 1432 Johann Awrbach, 1436 Heinrich Zierl, 1439 Wortwinus, 1441 Kilianus, 1443 Andr. Hertlein, 1447 Friedrich von Schwabach, 1451 Johann Röteelsee, 1452 Peter von Stockheim, 1467 Peter Plum, 1469 Johann Tinctor, 1478 Johann Luppach, 1505 Johann Zellinger.

Das Kloster hatte 232 Jahre bestanden, da wurde es 1525 von den Escherndorfer Bauern niedergebrannt. Nach dem 30jährigen Krieg begannen die Mönche den Bau eines neuen, doch viel kleineren Klosters und einer umfangreichen Kirche; als aber zu deren Vollendung die Mittel gebrachen, begnügten sie sich damit, eine ganz kleine Kapelle in die Mauern der unausgeführten Kirche einzubauen. Die Kapelle, die noch einige Denkmäler aus der frühesten Klosterkirche bewahrt, dient gegenwärtig als Scheune. Daß die alte Kirche eine Zeit lang Erbbegräbniß der gräflich castell'schen Familie war, haben wir schon früher erwähnt.

Von der herrlichen Anhöhe, auf der die Vogelsburg liegt, genießt man eine köstliche Umschau in die reiche Landschaft.

Sie wird von Vielen, namentlich von Frauen, für die schönste im ganzen Mainthal gehalten. Auch Königin Therese, die als Kronprinzessin oft mit ihrem Gemahl von Würzburg herauskam, erklärte die Vogelsburg als einen ihrer Lieblingsplätze.

Da zudem die Bahnstation Seligenstadt zu Fuß bequem in einer Stunde zu erreichen ist, so pflegt der Ort im Sommer von einer großen Zahl von Gästen aus Nah und Fern, namentlich auch aus den Städten Würzburg, Schweinfurt und Nürnberg besucht zu werden. Es wird dann natürlich nicht versäumt, sich in der hier eingerichteten Wirthschaft an dem berühmten Rießling und an den anderen vorzüglichen Escherndorfer Weinen zu laben, die in den Kellern der Vogelsburg lagern.

Gaibach.

Die wunderlieblichen Gartenanlagen in Gaibach, als deren Schöpfer die Grafen von Schönborn sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben, bieten dem Naturfreunde Reize dar, daß es gerade als eine Versündigung erscheint, dieselben unbesucht zu lassen. Die ehemaligen Besitzer von Gaibach waren die Zöllner auf der Hallburg, von denen es in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts an die Echter kam. Von diesen ging es durch Kauf an die Schönborn'sche Familie über. Der Churfürst Lothar Franz von Mainz und nachher der Fürstbischof Friedrich Karl, beide aus dem Hause Schönborn haben es als Privatgut besessen. Seit 1751 gehört es zur Grafschaft Wiesentheid.

Der Gaibacher Park ist mehrere Hundert Morgen groß und so angelegt, daß man auf einem bequem fahrbaren Weg die schönsten Aussichten genießen kann und sich ununterbrochen die reizendsten Landschaftsgemälde nach allen Richtungen dem Auge darbieten. Diese Bildergallerie setzt sich für den aufmerksamen Beschauer durch den ganzen Park fort, der was

Farbe und Ton anbetrifft, den Schönheitssinn in jeder Jahreszeit befriedigen wird, selbst im Winter, wann die Laubfärbung und Ausschmückung fehlt; denn die Schönheit der Formen tritt gerade in dieser Jahreszeit klassisch hervor. Es ist auch bei Anlage darauf Bedacht genommen, daß der Blumengarten und der Park für das Auge gesondert und abgegrenzt erscheinen. Am Vereinigungspunkte beider liegt das Schloß, welches die prachtvollsten Salons mit herrlichen Gemälden und einer langen Reihe anderer Sehenswürdigkeiten enthält. Man findet hier eine große werthvolle Sammlung chinesischer und japanesischer Porcellane und Gefäße, ächt antike Basreliefs, kostbare Elfenbein-Schnitzereien, werthvolle Gemälde älterer und neuerer Meister, sowie eine reiche geschmackvoll geordnete Bibliothek. Vom Bibliotheksaal gelangt man in die der bayerischen Verfassung gewidmeten Räume. Selbe liegen so, daß man von ihnen eine prächtige Aussicht auf die in der Nähe befindliche Constitutionssäule genießt. In dem ersten Saal bewundern wir das historische Gemälde von Peter Heß, welches den feierlichen Act der Grundsteinlegung genannter Säule darstelll. Der nächste ist der berühmte Constitutionssaal. Hier steht die Büste des Königs Max Josef I. als des Gebers der Verfassung, modellirt von Thorwaldsen und in karrarischem Marmor ausgeführt von Bildhauer Löw in München. Rings an den Wänden liest man in goldener Lapidarschrift die Grundsätze der Verfassung.

Am 6. Juni 1824 wurde der Grundstein zur Constitutionssäule in Gegenwart des Kronprinzen Ludwig und seiner Gemahlin Therese gelegt, und am 22. August 1828 die feierliche Enthüllung vorgenommen. Nachmittags 3 Uhr kam König Ludwig I. von Schweinfurt in Gaibach an. Nach den gehaltenen Festreden nahm Seine Majestät das Großkreuz des Civil-Verdienst-Ordens von seiner Brust und beglückten damit unter den allerhuldvollsten Ausdrücken den Herrn Grafen Franz Erwein von Schönborn. Bei dieser Feierlichkeit waren in Gaibach ca. 30000 Menschen und 2000 Chaisen zu zählen. Am

andern Tag fuhr der König, nachdem er über Nacht der Gast des Herrn Grafen gewesen, Morgens 5 Uhr von Gaibach ab, um noch an diesem Tage den Grundstein zu dem neuen Festungsbau in Ingolstadt zu legen.

Seit einem halben Jahrhundert erhebt sich nun mitten im Gaibacher Park am herrlichsten Punkte desselben auf einem die ganze Umgegend beherrschenden Hügel, dem Sonnenberg, die majestätisch zum Aether emporstrebende Constitutionssäule. Mächtige Stufen führen zu ihrem Standpunkt hinan. Die 30 Meter hohe nach Klenze's Plan in dorischem Style erbaute Säule, deren Gestein dem Kalksteinbruch bei Randersacker entstammt, endigt oben in einer kolossalen eisernen Schale, aus der eine reich vergoldete Flamme aufsteigt. Eine Wendeltreppe von 127 Stufen führt im Innern zur Altane, von welcher aus sich das herrlichste Panorama nach allen vier Seiten eröffnet, und Jeden, der schon einmal auf dem Rigi stand, gewiß daran zurück erinnert. An die 80 bis 100 Ortschaften erblickt das wonnetrunkene Auge in der Runde. Im Westen zieht sich der Spessart hin. Gegen Norden werden die Kuppen des Sodenberges und des Dreistelzes bei Brückenau sichtbar, die Höhenzüge der Rhön mit dem 3000 Fuß hohen Rücken des Kreuzberges. Wo das Land sich gegen Sachsen verflacht, steigen die Haßberge auf. An ihrer östlichen Seite lassen sie aber noch einen Blick werfen in die Gegend von Coburg und Banz. Im Vordergrunde umlagert uns die von Schweinfurt bis nach Kitzingen sich ausbreitende Hochebene. Selbst die Thurmspitzen der Würzburger Festung können wir mit einem guten Glase gewahren, während nach anderer Richtung die blauumdufteten Höhenzüge des Steigerwaldes den Horizont malerisch begrenzen.

Hallburg.

Was sollen wir mehr von ihr preisen, den goldigen feurigen Wein, der an ihren Abhängen wächst und in ihren stattlichen

Kellerräumen lagert, oder die wundervolle Aussicht, die von ihrer Höhe sich bietet. Romantisch blickt sie auf das zu ihren Füßen hinziehende Mainthal hinab, in dessen mächtigem Strome sie sich mit der alten Karthause Astheim und dem freundlichen Volkach spiegelt. Dazu liegen vor unsern Blicken die weingesegneten Dörfer Escherndorf und Nordheim ausgebreitet, über welche die Vogelsburg stolz emporragt. Von jeher bildete Hallburg einen der schönsten Punkte am Maine. In neuerer Zeit freundlich restaurirt, ist das schöne im Sonnenscheine weithin glänzende Schloß mit seinen Gartenanlagen der Lieblingsaufenthalt des Herrn Erbgrafen Arthur von Schönborn geworden, der gewöhnlich die Sommermonate im trauten Familienkreis dortverbringt Niemand, der die Gegend besucht, sollte versäumen, einen Ausflug auf die Hallburg zu unternehmen. Zu dem Schlosse gehören großartige Oekonomiegebäude und nahezu 1000 Morgen Feld, Wiesen und Weinberge. Dieses schöne Gut liegt in einem ununterbrochenen Zusammenhang um das Schloß herum und ist mit Ausnahme der Weinberge, die in eigener Regie betrieben werden, schon seit vielen Jahren an Herrn Ritter verpachtet.

Die Hallburg ist geschichtlich merkwürdig, weil sie sich von jeher in den Besitz der angesehensten Familien unserer Gegend befand. Die Zeit ihrer Entstehung kennen wir nicht Mit Bestimmtheit finden wir sie erst vom Jahre 1230 an, in welchem die Hallburg vermöge eines Vertrages des Bischofs Hermann mit dem Grafen Ruprecht von Castell an das Hochstift Würzburg kam. Im 14. Jahrhundert besaßen einen Theil die Fuchsenritter und die Burggrafen von Nürnberg. Alle diese Antheile gelangten aber an das Hochstift zurück, welches fortan die Hallburg mit dem Zolle und der Fischerei im Maine an die Herrn von Zollner verkaufte.

Nachdem das Zöllner'sche Geschlecht ausgestorben war, wurde Hallburg an den Oberamtmann Schenk von Staufenberg und 1665 an die Grafen von Stadion verliehen. 1806 hat die gräfliche Familie von Schönborn das prächtige Ritter-

gut mit seinem reichen Wein- und Obstbau sammt allen Zugehörungen vom Grafen Friedrich v. Stadion käuflich erworben und auf den schönen Stand gebracht, den es gegenwärtig besitzt.

Eichfeld.

Eichfeld ist ein sehr alter Ort, der, wie früher schon angeführt, im Jahre 897 an das Kloster Fulda kam. Später erscheinen die verschiedensten benachbarten Adeligen als Herrn einzelner Theile des Ortes. In den 1540er Jahren war das Dorf nach und nach in den Alleinbesitz der Grafen von Castell gelangt. Es blieb bis zur Mediatisirung im Jahre 1806 ein Appertinenz der Reichsgrafschaft Castell. Gegenwärtig ist die Pfarrei Eichfeld auf den Pfarrort allein beschränkt. Aus den Pfarrmatrikeln ist jedoch ersichtlich, daß das 1/2 Stunde entfernte Järkendorf, gegenwärtig eine Filiale der katholischen Pfarrei Stadelschwarzach, ganz evangelisch gewesen und während dieser Zeit nach Eichfeld pfarrte. Eine Filialkirche scheint jedoch damals in Järkendorf noch nicht bestanden zu haben. Die Trauungen und Leichen wurden in Eichfeld vorgenommen. Als in den benachbarten Orten Stadelschwarzach, Laub und Gerolzhofen von Fürstbischof Julius die Gegenreformation durchgeführt wurde, scheint Järkendorf noch völlig unberührt geblieben zu sein. Von 1611—1617 enthält die hiesige Pfarrmatrikel noch 16 Taufen, 20 Leichen, 8 Trauungen mit dem ausdrücklichen Beisatze „von Järkendorf". Unterm 1. März 1617 findet sich im Sterberegister folgender Eintrag: „den 1. März ist in dem Herrn selig allhier verschieden Hans Walk, ein ehrbar alte Person von 85 Jahren, welcher sich 2 Tage vor seinem Absterben wegen katholischer Religion, die zu Järkendorf ist eingerissen, anhero christlich begeben und auf unsern Gottesacker ehrlich begraben lassen." Es muß also die Gegenreformation in diesem Dörflein noch eines der letzten

Werke des Bischofs Julius, der am 13. Sept. 1617 starb, gewesen sein. Bis zum Jahre 1621 finden sich dann noch ein Paar vereinzelte Taufen aus Järkendorf eingetragen und bis 1629 vereinzelte Leichen standhaft gebliebener alter Leute welche wohl, — nachdem man in der Hauptsache den Sieg erlangt hatte, — bis zu ihrem bald voraus zusehenden Ende geduldet worden waren. Vom Jahre 1629 an, in welchem wohl in Folge des Restitutionsediktes gegen die letzten Reste der Evangelischen zu Järkendorf strenge Maßregeln vorgekehrt wurden, verschwindet dieser Ort aus den Eichfelder Matrikeln. Durch die Gegenreformation wurde die benachbarte Pfarrei Krautheim, da sie die eingepfarrten Orte Lülsfeld, Frankenwinheim und Rimbach verlor, so sehr geschwächt, daß sie als eigene Pfarrei nicht mehr bestehen konnte und nun von den Eichfeldern Pfarrern mit versehen wurde. Das Verhältniß war das einer combinirten Pfarrei, indem für Krautheim immer eine eigene Matrikelführung bestehen blieb. Im Jahre 1709 bekam Krautheim durch Unterstützung der gräfl. castell'schen Herrschaft wieder einen eigenen Pfarrer, 1776 wurde es wieder mit Eichfeld vereinigt; seit dem Jahre 1793, nachdem der Pfarrfond sich wieder verstärkt hatte, hat es wieder eine eigene Pfarrei.

Aus Urkunden von den Jahren 1239 und 1258 im Archive zu Castell geht hervor, daß Eichfeld damals eine Kapelle hatte, welche als Filial nach Stadt Volkach gehörte. Im Jahre 1339 wurde Eichfeld mit bischöflicher Bewilligung von Stadt Volkach getrennt und zu einer selbständigen Pfarrei erhoben. Die Mutterkirche entschädigte man für ihren Verlust mit 96 Pfund Heller (1 Pfd. Heller = 7½ kr. rh.) zum Besten der Kirche und des Pfarrers. Kirchenpatron für die neue Pfarrkirche war das Domkapitel, und dem neuen Pfarrer wurde eingeschärft, gegen die Mutterkirche eine beständige Hochachtung dadurch zu bezeugen, daß er mit seinem Volke und mit den Heiligthümern seiner Kirche an den Bitttagen dieselbe besuchen solle.

Als die Grafen von Castell in den ihnen gehörigen Orten die Reformation einführten (1559), scheinen sie dem Domkapitel die fernere Ausübung des Präsentationsrechtes nicht weiter gestattet zu haben. Den dritten Theil des Eichfelder Zehenten bezog aber das Domkapitel bis zur Säkularisation des Hochstifts ungehindert fort, wo dann derselbe an das Staatsärar überging.

Nachdem sich die Einwohnerzahl gemehrt hatte, und Eichfeld eine selbständige Pfarrei geworden war, machte sich das Bedürfniß eines Umbaues der Kapelle zu einer Kirche fühlbar. Man ließ den Chor stehen und baute ein neues größeres Schiff daran. Diese Kirche war im Jahre 1777 so baufällig geworden, daß man mit Ernst an einen Neubau denken mußte. Aber die Kirchenstiftung hatte ohnedem nicht, was sie bedurfte, und die Gemeinde war damals der ärmsten eine. Da wirkte man ein Sammelpatent aus, und ein hiesiger Bauerssohn Johann Heinrich Dümmler zog mit demselben collektirend im Reich und in Holland herum. Die Collekte fiel aber sehr schlecht aus. Nach Abzug der Unkosten für den Collektanten blieben 100 fl. fränkisch übrig. Fast überall mußte der Collektant hören, daß das Collektiren verboten sei, ja in einigen Gegenden war sogar der Staubbesen und der Galgen auf dem Rücken drauf gesetzt Es wurde nun die allernothdürftigste Reparatur vorgenommen und nach dem Ausdruck des damaligen Pfarrers Englert, weil keine Barmherzigkeit bei den Menschen zu finden war, der Plan gefaßt, die neue Kirche auf den Bäumen wachsen zu lassen, welche barmherziger sein würden, als die Menschen. Die unvertheilten Gemeindeödungen wurden mit Zwetschgenbäumen bepflanzt, und der jährliche Zwetschgenertrag sollte versteigert werden, der Erlös daraus zur Ansammlung eines Kirchenbaufonds dienen. Auf diese Weise, da die Zahl der Bäume auf circa 1000 stieg, wurde dann wirklich in den Jahren 1780 bis 1827 ein Kirchenbaufond von 2145 fl. 8 kr. 3 Pfg. angesammelt. Aber der erste schön Eifer war mittlerweile schon

erloschen; man ließ die alten Bäume absterben, ohne sie durch neue zu ersetzen; der Kirchenbaufond wurde mit dem Kirchenvermögen verschmolzen, und so trat ein Neubau wieder ganz in den Hintergrund. Man begnügte sich bis heute mit Reparaturen.

Aus einer Aufzeichnung des Pfarrers Buchner (1616—1645) geht hervor, daß sich während des 30jährigen Krieges der Pfarrer und die meisten Einwohner Jahre lang in den befestigten Plätzen der Nachbarschaft (Prichsenstadt und Volkach) aufhielten, weil sie in Eichfeld völlig schutzlos gewesen wären.

In den 1690er Jahren scheint ein besonderes Leben in dem abgelegenen Dörfchen geherrscht zu haben. Es wohnte hier eine Frau Rheingräfin von Solms, wahrscheinlich durch die Reunionskriege aus ihrer Heimath vertrieben.

1695 starb hier Gräfin Wilh. Sib. Charl. von Hohenlohe, 18 Jahre alt, welche ihre Gnaden, die Frau Gräfin, zu besuchen nebst ihrem Herrn Bruder und unterschiedlichen andern gräflichen Personen hieher gekommen war. Ihre Leiche wurde in das Erbbegräbniß zu Ehringen abgeführt. Nach dem Ryswicker Friedensschluß scheint die Frau Rheingräfin Eichfeld wieder verlassen zu haben. Das Haus, das sie bewohnte, war jedenfalls Hs.-Nr. 48, das Dienerschaftsgebäude Hs.-Nr. 49, welche jetzt noch zusammenhängen und ein schloßartiges Gebäude bilden. Damals lebte auch hier und starb 1691 Herr Johann Graf, Oberstlieutenant. Er hatte viele Feldzüge mitgemacht und einen Türkenknaben mitgebracht, der 1688 hier getauft wurde, aber in demselben Jahre noch gestorben ist.

Schließlich ist eines in Bezug auf die Pfarreinkünfte höchst nachtheiligen Handels zu erwähnen, der im Jahre 1702 vor sich ging. Die Pfarräcker, welche Eigenthum der Kirchenstiftung und von Alters her im Genuß des jeweiligen Pfarrers waren, betrugen nämlich bis zum genannten Jahre nicht weniger als 100 Morgen. Nun war schon einigen früheren Pfarrern die Betreibung einer so großen Oekonomie lästig

geworden; sie hatten sich die jetzt noch im Genusse des Pfarrers befindlichen 20 Morgen ausgelesen und die übrigen 80 Morgen an die Gemeindeglieder verpachtet. Diese, begierig solche als Eigenthum zu erwerben, bestimmten den damaligen Pfarrer Drohleberger mit leichter Mühe für den Vorschlag, diese 80 Morgen verstreichen zu lassen. Ungeachtet die gräfliche Canzlei in Rüdenhausen wohlmeinend ihr Bedenken dagegen äußerte, kam es doch zu einem Verkaufe. Brüderlich theilten sich die Gemeindeglieder in den Complex. Es wurden dafür 1165 fl. fr. erlöst. Gegenwärtig repräsentirte dieser Besitz einen Werth von mindestens 15000 fl. Wahrscheinlich sind die 75 fl. 33 kr., welche der Pfarrer als Baarbesoldung von der Kirchenstiftung bezieht, die Zinsen jenes Erlöses von 1165 fl. fränkisch.

Rimbach.

Zu den ältesten Besitzern von Rimbach zählen die Zöllner von der Hallburg, welche diesen Ort zugleich mit Lülsfeld, Obervolkach, Krautheim, Hallburg, Gaibach und manch andern Orten besaßen. Im Jahre 1591 starb Michael Zöllner von der Hallburg und weil auf diesen Todesfall die Zöllner'schen Güter von Würzburg eingezogen worden waren, so kam die Sache an das Reichskammergericht. Als aber von Zöllners hinterlassener Wittib, einer Ursula von Grumbach, ihre Rechte an Christof Truchseß in Pommersfelden abgetreten waren, nahm Kurfürst Lothar Franz von Schönborn als Testamentserbe den Prozeß gegen das Hochstift wieder auf. 1715 kam endlich ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Zöllner'schen Güter dem gräflichen Hause Schönborn zugesprochen wurden.

Zwischen Rimbach und Eichfeld ist ein Holz, der Haart. Darin haust der Hoje, ein ehemaliger Schloßherr von Gaibach, seinerzeit ein wilder unbändiger Nimrod, der nach seinem Tode

im Schlosse geisterte. Ein Kapuziner bannte ihn in eine Flasche und vertrug ihn in den Haart. Da fand ein Bauer zufällig die Flasche und als er sie entkorkte, fuhr der Hoje (Hoja) heraus. Er hat seinen Namen, weil er „Hoja" ruft, ängstigt den Wanderer, springt ihm wohl auf den Rücken und läßt sich huckepack durch den Wald tragen.

Obervolkach.

Lange Zeit mag um den Steigerwald ein großer Landsee gewogt haben, bis er seine Dämme durchbrach und das Land endlich trocken legte. Die Wasserfluthen werden wohl auch die hohe Sandbank zurückgelassen haben, welche von Volkach nach Rimbach und Obervolkach hinzieht, Dieser Hügel ist mit dem schon erwähnten Wald „dem Haart" bestockt, der Eigenthum der gräflich Schönborn'schen Standesherrschaft ist. Im Zusammenhang mit solchem steht ein Forstdistrikt „Brand", der sich im Besitz der Gemeinden von Volkach und Obervolkach befindet. Die Hügel, welche Obervolkach umziehen, tragen auf ihrem Rücken manch edeln Wein. Obstbäume aller Art beschatten in großer Anzahl ringsum das Land, und überall, wohin wir blicken, finden wir vielfachen Wechsel der Vegetation. Bekannt durch seinen Blüthen- und Fruchtreichthum ist das prächtige Volkachthal, in dem „Obervolkach" liegt. 1230 gehörte dieser Ort gleichzeitig mit Volkach zur Grafschaft Castell. 1275 finden wir eine adelige Familie hier begütert, welche sich nach dem Ort benannte. Selber mag das Schloß gehört haben, von dem noch einige Ruinen sichtbar sind.

In welchem Jahre Obervolkach zu einer eigenen Pfarrei erhoben wurde, ist noch nicht ausgemittelt. Man weiß nur, daß die Urkunde ihrer Errichtung durch einen zufälligen Brand zu Grunde gegangen, wodurch die Kirche selbst mit in Asche gelegt worden ist. Die Selbstständigkeit der Pfarrei Obervolkach wurde im Jahre 1435 urkundlich erneuert und

man darf annehmen, daß sie 100 Jahre vor 1430, also gleichzeitig mit Eichfeld gestiftet worden ist, weil schon zu dieser Zeit sich Niemand mehr erinnern wollte, wann sie wirklich von Volkach getrennt wurde.

Die Burgruine Stetenberg.

Auf einer Anhöhe zwischen Gaibach und Obervolkach lag die Burg Stetenberg, von welcher jetzt noch Ruinen sichtbar sind. Schon 1225 kommt dieses Schloß als eine Burg des Grafen Ruprecht von Castell vor. Hundert Jahre später war es verwüstet und Graf Friedrich von Castell erhielt am 10. Januar 1339 von Kaiser Ludwig die Erlaubniß zur Wiedererbauung. Es ist zu vermuthen, daß von den Bischöfen von Würzburg die Grafen von Castell bei ihren wechselseitigen Fehden genöthigt wurden, daß Schloß Stetenberg abzubrechen und daß Kaiser Ludwig, der der Wahl des Bischofs Otto von Wolfskeel entgegen war, diesem zum Trotze des Grafen erlaubt habe, dasselbe wieder zu erbauen. Ob aber von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht wurde, ist so unbekannt, als die Zeit und die Art und Weise, wie die Grafen von Castell zu diesem Schlosse gekommen sind.